

SUSANNE GERDOM



DAS HAUS AM
ABGRUND



bloommoon

SUSANNE GERDOM

DAS HAUS AM ABGRUND




bloomoon

Vollständige eBook-Ausgabe der Buchausgabe
bloomoon, München 2013

© 2013 bloomoon, ein Imprint der arsEdition GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten

Text: Susanne Gerdorf

Lektorat: Ulrike Hübner

Umschlaggestaltung: Grafisches Atelier arsEdition, Sandra Stefan, unter Verwendung von Bildmaterial von

© Gettyimages/Thinkstock

ISBN eBook 978-3-7607-9838-7

ISBN Printausgabe 978-3-7607-8666-7

www.bloomoon-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

Der Bräutigam

Ich bin hungrig.

Sie haben mich verlassen und ich bin ganz allein. Meine Familie. Meine Liebsten, meine Küken, meine Geschöpfe ... Nach so langer Zeit haben sie mich zum ersten Mal verlassen. Die Kälte kriecht in meine Knochen. Ich bin so alt und werde immer schwächer.

Sie haben mich betrogen, wieder einmal. Um meine Braut betrogen, mein Liebstes, mein Augenlicht, mein Eigentum. Sie haben den uralten Vertrag gebrochen und ich bestrafe sie dafür. Es mag sein, dass ich nicht mehr der bin, der ich einst war, aber meine Kraft reicht dennoch aus, um mir zu nehmen, was man mir nicht freiwillig gibt.

Die Dorfbewohner hassen mich. Ich spüre ihre Angst und labe mich daran. Sie haben versucht, mich zu töten, immer und immer wieder. Aber ich habe überlebt. Ich bin noch immer stärker als sie. Sie müssen mir gehorchen.

Ich frohlocke – das Winterkind ist zurückgekehrt. Ich kann es spüren. Es wagt sich nicht in meine Nähe, aber dennoch zieht es die Sehnsucht zu mir. Ich rufe. Locke. Warte. Und mit dem Winterkind kam der Sommerknabe. Oh, glückliche Zeit! Beide vereint zu meinem Ergötzen. Ich werde stark sein und jung, wie zu Anbeginn der Zeit.

Komm zu mir, Winterkind. Flüchte dich in meine Arme. Die Welt ist böse. Ich liebe dich ...

ADRIAN

Ich bin eigentlich nicht der Typ, der ein Tagebuch führt. Niemand, den ich kenne, macht so was. Abgesehen von Jonathan, aber der ist Prof an der Uni, und die spinnen sowieso alle. Sagt er zumindest. Und mein Vater, aber der ist Schriftsteller und schreibt, sobald er morgens die Augen aufmacht. Außerdem nennt Toby (also mein Vater) das nicht »Tagebuch«, sondern »Notizen«.

Also gut. Wir sind ein Männerhaushalt, ganz normal, und alle führen ein Tagebuch. Ich also jetzt auch. Es war Dr. Cockerells Idee, ich sollte einfach mal alles aufschreiben, was mich bewegt. Sie meinte, das würde mich entlasten. Ich habe ihr zwar gesagt, dass ich das viel besser hinkriege mit dem Entlasten, wenn ich male, aber sie meinte, das beträfe nur die Gefühlsebene, und es wäre doch gut, auch meinem Kopf mal die Gelegenheit zu geben, Ballast abzuwerfen ... und dann hat sie wohl gemerkt, was sie gesagt hat, jedenfalls ist sie blass geworden und hat angefangen zu stottern, und ich habe so getan, als hätte ich nichts gemerkt, und habe ihr versprochen, es zu probieren.

Hier sitze ich also. Kaue auf meinem Daumennagel herum und starre aus dem Fenster. Ich höre das Meer und kann es auch riechen, die Luft schmeckt salzig und ein wenig nach Fisch. Hier in St. Irais, in einem dieser Cottages, haben wir früher oft Urlaub gemacht, wenn das Geld knapp war und alle meine Freunde irgendwohin geflogen sind, wo es heiß ist und man sich Malaria und Durchfall holen kann. Das hat meine Mutter immer gesagt und ein bisschen so geschaut, als hätte sie Zahnschmerzen. Und mein Vater hat geseufzt und gesagt, er würde sich doch die Finger wund schreiben, aber mit Gedichten und Theaterstücken kann man heutzutage nichts verdienen.

Maman ist es dann wohl zu viel geworden damit, dass wir kein Geld für Urlaub haben, sie seine Geistesabwesenheit aushalten muss und dass sie ihn nie irgendwas fragen kann. Sie hat ihre Koffer gepackt und ist zurück nach Frankreich gegangen.

Das ist die offizielle Fassung. In Wirklichkeit hat sie ihn mit Jonathan erwischt. Die beiden leugnen es, aber ich kenne Maman. Wenn es eine Frau gewesen wäre, hätte sie Papa eine Szene gemacht und ihm angedroht, dass sie ihn umbringt, wenn das noch mal passiert. Aber dass Papas Seitensprung keine hübsche, vollbusige Blondine ist, sondern ein etwas übergewichtiger, kahl werdender Jonathan mit Vollbart ... Sie hat kein lautes Wort gesagt. Sie ist blass geworden und dann ist sie gegangen.

Ich wollte damals nicht mit ihr gehen. Ich mag Südfrankreich nicht besonders leiden. Und

ich liebe meinen Vater ein ganz kleines bisschen mehr als Maman – auch wenn ich das keinem von beiden verraten würde. Aber dies hier ist mein Tagebuch, und in das darf – nein, SOLL – ich ja alles schreiben, damit mein Kopf entlüftet wird. Und damit bin ich bei mir, bei Adrian Christopher Smollett, fast siebzehn Jahre alt und ein Freak.

Sehen Sie, Dr. Cockerell, wie brav ich bin? Ich spiele das hier mit, damit Sie und mein Vater das Gefühl haben, alles für mich und mein Wohlbefinden getan zu haben.

Jetzt bin ich müde. Ich habe Kopfschmerzen und die Kalte Stelle fühlt sich eisig an. Ich fühle mich überhaupt insgesamt nicht so besonders gut, wenn ich ehrlich sein soll. Ich werde meine Kamera nehmen und an einen meiner Lieblingsplätze an der Steilküste gehen. Wenn ich dort sitze, gegen den Stamm der krummen Kiefer gelehnt, dessen Rinde ein bisschen kratzt, den scharfen, frischen Geruch der Nadeln einatme und auf den Atlantik blicke, dann bin ich für ein paar Augenblicke wieder glücklich.

Also, nicht dass man mich falsch versteht. Ich bin keine Heulsuse und kein Trauerkloß, ich bin meistens gut gelaunt und ganz sicher nicht jemand, der den ganzen Tag herumläuft und sich beklagt. Wozu? Der Roshi sagt mir die Meinung, wenn er mich dabei erwischt, dass ich selbstmitleidig werde. »Junge«, sagt er dann, »das Leben ist wie eine Schüssel Haferbrei. Meistens ist er klumpig und ziemlich oft angebrannt, und er schmeckt scheiße, wenn man keinen Zucker drüberstreut. Also hör auf, dich zu beklagen, weil du ihn nicht aufessen darfst.«



Wenn ich das Cottage verlasse, nehme ich meine Digicam mit und meistens auch mein Skizzenbuch. Natürlich habe ich in den letzten Wochen wenig gezeichnet oder gemalt ... es war einfach zu viel los. Der Umzug hierher, alles war neu und fremd und ungewohnt. Auch wenn wir den Ort kennen, ist es doch etwas völlig anderes, wenn man sich nicht nur als Besucher einrichtet. Das Cottage ist recht groß für uns drei, aber das ist gut. Daddo – ah, er hasst es, wenn ich ihn so nenne –, also Toby, braucht seine Ruhe, wenn er schreibt. Oder wenn er »Erica Mooreland ist«, wie Jonathan zu sagen pflegt, obwohl das Toby immer richtig zur Weißglut bringt. Er hasst es, wenn Jonathan ihn damit aufzieht. Dabei sind die Krimis, die er schreibt, richtig gut und verkaufen sich wie blöd. Was man von seinen Gedichten und Theaterstücken und von seinen schrecklich traurigen und komplizierten Romanen nicht wirklich sagen kann. Genau genommen kauft sein Verlag ihm die nur deswegen ab, weil »Erica Mooreland« sonst anderswo ihre Krimis verlegen lassen würde. Und das möchten Henford & Sons nicht, oh nein! Da nehmen sie lieber in Kauf, dass »Sing,

Trauerschwan; stirb, Trauerschwan« von Tobias Smollett wie Blei in den Regalen der Buchhandlungen liegt.

Okay, ich bin gemein, ich weiß.

Aber Tobys »richtige« Bücher sind nun mal schwer zu lesen und lange nicht so unterhaltsam wie Ericas Krimis – aber wir glauben natürlich alle drei fest daran, dass sie einmal im ganzen Land in den Schulen durchgenommen werden. Später. Viel, viel später.

Ich habe eine Stunde oder länger unter meiner Kiefer verbracht, dem Rauschen der Wellen zugehört und versucht, mir die Farben des Wassers zu merken. Ich sollte aquarellieren, das bringt das Licht viel besser heraus als meine Acrylfarben. Meine Kopfschmerzen haben sich nicht sehr gebessert, aber ich kann gleich eine Tablette nehmen, die vertreiben den Schmerzaffen auf meiner Schulter für eine Weile.

Der Roshi hat neben mir gesessen, seine kurzen Beine in den neongrünen Converse Chucks ausgestreckt, die Hände in den Ärmeln seiner Robe versenkt. Er hat schmale Augen und einen fisseligen weißen Bart, und sein Gesicht ist so runzlig, dass man es kaum glauben kann. Ich habe ihn mal gefragt, wie alt er ist, aber er hat gelächelt, den Kopf gewiegt (das kann er sehr gut, den Kopf wiegen) und geantwortet: »Êdorian, wenn du die Schildkröte triffst, die einst die Welt auf ihrem Rücken trug, dann grüße sie von mir: Sie ist meine Tante.«

Das war wieder so eine Antwort. Echt. Manchmal geht der Roshi mir auf die Nerven. Dabei ist er einer von den Guten.

Habe ich schon davon erzählt, wie ich meinen Facebook-Account gelöscht habe? Das ist nicht so einfach, denn das Gesichterbuch mag es gar nicht, wenn man nichts mehr mit ihm zu tun haben will.

Aber ich habe es geschafft, und es hat wehgetan, weil ich nicht so schrecklich viele, aber sehr tolle Leute auf meiner Freundesliste hatte. Es war wie in einer großen Familie, wir haben uns Guten Morgen gesagt und erzählt, welche Filme wir gesehen haben und dass die Schule wieder nervt ... bis der Joker dort auftauchte und mir den ganzen Spaß verdarb.

Ja, ich weiß. Normalerweise hätte ich seine Freundschaftsanfrage einfach ablehnen können, und tschüs, das war's. Jokerfreie Zone.

Aber nicht mit dem Narren, schlauer als Facebook. Er war da, jeden Morgen, und hat mich mit seinem fiesen Grinsen begrüßt, mit seinen stechenden roten Augen, mit seinen Bemerkungen, die so böse sind, dass ich schreien und gegen den Monitor treten könnte. »Hallo Adrian, du Versager. Wieso lebst du noch?« – »Was macht dein Affe, Adrian?« – »Und, hat die alte Runzelfresse wieder einen seiner Sprüche für dich generiert?«

Ich war es so leid. So leid.

Aber nun ist es so oder so vorbei mit dem Internet.

Toby meinte, es wäre besser, wenn sein Sohn möglichst wenig Strahlung abbekommt (er hat gerade mal wieder seine »grüne« Phase), und hat darauf verzichtet, im Cottage ein Drahtlos-Netzwerk einzurichten. Das heißt, wenn ich ins Netz will, muss ich ihn von seinem Computer vertreiben oder bitte-bitte bei Jonathan machen. Vergiss es.

Mein Handy hat er auch gleich eingesammelt, damit ich mir mit der Strahlung nicht das Gehirn grille. Mann, hab ich gelacht! Mein Gehirn ist doch sowieso reif für die Tonne, was kann da schon noch schlimmer werden? Der Tumor ist da, und er wächst und gedeiht wie ein gut gedüngter Kohlkopf.

Ehrlich, das mit dem Handy war mir ziemlich egal. Seit ich nicht mehr zur Schule gehe, hat sich die Zahl der Menschen, mit denen ich kommunizieren möchte, stark reduziert. Genauer gesagt: Sie tendiert gegen null. Benny, mein bester Freund seit Sandkastenzeiten, war zum Schluss so verhaltensgestört, dass es mir körperliche Schmerzen bereitet hat, mit ihm was zu unternehmen. Also haben wir uns in aller Freundschaft voneinander verabschiedet. Die Erleichterung in seinem Gesicht hat schon ein bisschen wehgetan, aber ich bin ja inzwischen hart im Nehmen geworden.

Was ja auch was Gutes hat. Oder, wie der Roshi sagt: »Wenn es wehtut, dann tut es weh. Wenn es nicht wehtut, dann hast du es bloß nicht gemerkt.«

Jonathan stand in der kleinen Küche, eingezwängt zwischen Tisch und Gasherd, hantierte mit der Pfanne, pfiß ein Lied und wirkte erstaunlich zufrieden. Er trug eine Schürze. Ich habe wohl ein Geräusch der Erheiterung nicht unterdrücken können, denn er hörte auf, mit dem Plastikschaaber in der Pfanne herumzustochern, und fragte, ohne sich umzudrehen: »Was amüsiert dich derart, junger Fant?«

»Sehr schick, Jonty«, antwortete ich und stibitzte eine Kartoffelscheibe aus dem heißen Fett. Sie war schön kross und salzig.

Er schob die Bratkartoffeln auf die hintere Flamme, gab Fett in eine zweite Pfanne, stellte sie auf das Gas und sah mich an. »Du machst dich über mich lustig, aber ich weiß gar nicht, was du willst«, beklagte er sich und zupfte geziert an der Schürze herum. Sie war rosa und gelb geblümt und hatte solche albernsten Rüschchen an der Vorderseite. Und sie war nicht groß genug, um Jonathans eher weitläufige Figur hinreichend vor Fettspritzern zu schützen.

»Du grinsest, Adrian«, fuhr er fort und wedelte mit dem fettigen Schaaber vor meiner Nase. »Ich verbitte mir dieses Gesicht. Oder willst *du* künftig für uns kochen?«

»Wo hast du das Teil her?« Ich klaute mir noch ein Stück Bratkartoffel.

»Finger weg, genäschiges Kind.« Er schob mit dem Ellbogen eine Salatschüssel beiseite. »Dieses kleidsame, wenn auch deutlich unterdimensionierte Stück hing hinter einer der

Türen. Unsere Wäsche trocknet noch vor sich hin.« Er wies auf das Fenster, durch das ich den kleinen, ummauerten Garten mit der Wäscheleine sehen konnte. Dort wehte die dunkelblaue Schürze, die Jonathan sonst bei seinen küchenmagischen Verrichtungen zu tragen pflegte, im kräftigen kornischen Wind. Dahinter trennte eine zerfallende Bruchsteinmauer unser Cottage vom Grundstück des Nachbarhauses – ein riesiges, altes Gemäuer, das wie ein Spukschloss in den Himmel auftrug. Unser Cottage hatte früher einmal zu diesem Herrenhaus gehört, es war die Kutscherwohnung oder so etwas in der Art gewesen.

Ich starrte das Haus an. Seit wir hier wohnten, konnte ich kaum den Blick von dem alten Gemäuer lassen. Ich hatte sogar schon überlegt, über die Mauer zu klettern und mir Heathcote Manor aus der Nähe anzusehen. Wie mochte es sich anfühlen, in einem so großen, alten Haus zu wohnen? Es war in früheren Zeiten bestimmt ein hochherrschaftliches Anwesen gewesen und seine Besitzer hatten über das Dorf und dessen Bewohner geherrscht wie kleine Könige ...

Jonathan holte mich aus meinen Gedanken wieder zurück in die Küchenrealität. »Wenn du schon hier bist – mach dich nützlich.« Er deutete auf das Schneidbrett, auf dem eine große Gemüsezwiebel wartete, und bückte sich, um im Kühlschrank nach dem Eierkarton zu fischen.

Spiegeleier, Bratkartoffeln, Salat. Ich grinste hinter seinem Rücken. Jonathan war nicht gerade ein begnadeter Koch. Entweder gab es Spiegeleier oder Rühreier oder es gab Nudeln mit Sauce. Glücklicherweise war ein Imbiss in der Stadt, der von Fish 'n' Chips über Pizza und gebratene asiatische Nudeln alles anbot, was einen Haushalt wie den unseren glücklich macht.

»Du grindest schon wieder«, sagte Jonathan, ohne sich umgedreht zu haben. Man sage nicht, dass er mich nicht kennt, als wäre ich sein eigenes Fleisch und Blut.

Ich klopfte ihm auf die Schulter und murmelte etwas von »Dankbarkeit« und »unser Hausmann«. Er schnaufte empört.

Ich war ganz froh, dass er sich nicht zu mir wandte, denn für einen Augenblick war mir das Lachen vergangen. Keiner von uns sprach jemals darüber, warum Jonathan gerade jetzt ein Sabbatical genommen hatte – angeblich um seine Forschungsarbeit über »Tintagel in der Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts« fortzuführen.

»Fein hacken«, sagte er, immer noch mit dem Rücken zu mir. Wahrscheinlich hatte er bemerkt, dass ich mit den Tränen kämpfte. Ich griff hastig nach dem großen, verdammt scharfen Gemüsemesser, Heulen beim Zwiebelhacken ist schließlich erlaubt. Ich halbierte die Zwiebel, legte sie auf die Schnittfläche, wollte den ersten Querschnitt ansetzen (feine Würfel zu schneiden ist eine Kunst, die mir Maman beigebracht hat), als mir beinahe das Herz stehen blieb.

Es ist keine Zwiebel. Was vor mir liegt, grau und rosa, ist ein Gehirn. Es fühlt sich eklig an. Ich kann die Windungen sehen und die Stelle, an der es zu faulen beginnt, eine riesige, schwarze, stinkende Stelle am rechten Schläfenlappen. Sie sondert grünliches Sekret ab, das zäh auf das Schneidbrett tropft. Wie eine schimmelige Traube hängt ein Auge an seinem Nerv herunter. Es liegt auf der Arbeitsplatte und sieht mich an. Hellbraun wie Karamell, ein dunklerer Rand um die Iris – ich kenne dieses Auge, weil es mich oft genug aus dem Spiegel ansieht. Ich wüрге. Das Messer zittert in meiner Hand. Ich lasse es auf das faulende, stinkende Gehirn hinuntersausen, schneide das flehende Auge ab und beginne damit, es in kleine, matschige Stückchen zu zerhacken, aus denen Blut und Wasser, stinkender Eiter und Tränen spritzen. Ich höre mich vor Ekel stöhnen.

Eine große Hand umfasst mein Handgelenk und entwindet mir behutsam das Messer. »Ganz ruhig«, höre ich Jonathans tiefe Stimme. »Ganz ruhig, mein Junge. Tief atmen. Ist dir übel? Setz dich.« Ich habe immer noch diesen Tunnelblick, der mir wie eine Makrolinse das grässliche, blutende, eiternde, faulende Ding auf dem Schneidbrett zeigt. Während ich es anstarre, weil ich nicht mehr weiß, wie man die Augen schließt oder den Blick abwendet, mutiert es zu einem abgetrennten Kopf mit grünem Haar und teuflischem Grinsen. Der geköpfte Joker fixiert mich mit seinen glühenden Augen, öffnet den Mund und sagt: »Na, Heulsuse? Immer wieder nett, dich zu sehen.«

Jonathan hielt mich fest, während ich mich auf seine Füße übergab. Auf dem Herd begann es nach verbrannten Spiegeleiern zu riechen.

»Du steckst voller Selbstmitleid«, sagte der Roshi. Er hockte auf der Kante meines Bettes und baumelte mit den Füßen wie ein kleines Kind. »Es ist zutiefst würdelos, sich selbst zu bemitleiden.«

Ich drehte den Kopf weg und zog die Decke über mein Gesicht. An solchen Tagen ging mir der alte Mann wirklich auf die Nerven. Ich wollte mich nicht mit ihm unterhalten und ich wollte mir auch seine Predigt nicht anhören. »Geh weg, du bist eine Halluzination«, murmelte ich.

»Es ändert sich nichts, wenn du heulst und mit den Zähnen knirschst«, fuhr er unbarmherzig fort. »Die Sonne geht auf und unter, die Erde dreht sich – zumindest tut sie das, seit meine Tante sie von ihrem Rücken abgeworfen hat –, und nun taumelt sie durch das All und könnte auch heulen und mit den Zähnen knirschen über ihr böses Schicksal. Aber tut sie das? Hörst du sie jammern oder sich beklagen?«

»Roshi. Geh. Weg.«

Der alte Japaner schwieg, aber ich konnte ihn atmen hören und das Geräusch seiner Füße, die gegen das Bett tappten. »Würdelos«, grummelte er nach einer Weile.

»Nun lass ihn doch in Frieden«, mischte sich eine sanfte Stimme ein. Ich fühlte, wie eine Hand über meinen Kopf streichelte. »Der Junge hat eine schwere Zeit hinter sich. Er schlägt sich doch wacker.«

»Wenn der Genius spricht, schweigt der alte Lehrer«, sagte der Roshi eingeschnappt. Das Tappen seiner Füße hörte auf.

Ich schob den Zipfel der Bettdecke von meinem Gesicht. »Danke.«

»Keine Ursache.« Sie zupfte an ihren Locken, die heute hellgrün wie Birkenlaub im Frühling waren, und tippte mir gegen die Nase. »Aber er hat recht, ich wollte das nur nicht in seinem Beisein sagen, damit er nicht noch eingebildeter wird. Komm, steh auf, Adrian. Du wolltest das Krähenauge fertig malen.«

Ich jammerte. Sie zog an meiner Decke, lachte, weil ich sie festhielt, und ließ los. »Na warte«, sagte sie vergnügt.

Ich bekomme den Moment nie mit, wenn Jeannie das macht. Also ... *das*. Es ist, als würde jemand meine Augen nehmen, sie herumdrehen und wieder einsetzen. Ich blinzelte, und Gino packte mich kurzerhand, hob mich hoch und setzte mich vor meine Staffelei.

»Los«, knurrte er. »Malen!«

Schafft euch nie einen Genius an. Die sind entsetzlich hartnäckig. Gino ist die ganz

besonders sture Sorte, glaube ich. Er ist zwei Meter zwanzig groß, muskelbepackt wie ein Schwergewichtsboxer und blauhäutig. Hübsch geht anders, aber das würde man kaum wagen, ihm ins Gesicht zu sagen.

Ich ließ mir von ihm den Pinsel in die Finger drücken, dann trat er zurück und verschwand.

Das beinahe fertige Krähenauge starrte mich von der Leinwand an. Ich hatte den Ausdruck der Makroaufnahme an die Staffelei geklemmt, aber ich musste nicht mehr hinsehen, das Auge war in meinem Kopf so klar wie auf dem Foto. Ein winziges Glanzlicht hier, der blaugrüne Schimmer auf dem lackschwarzen Gefieder, das so zart und flaumig ums Auge lag ... mein Pinsel tupfte und strichelte, und ich dachte für ein paar selige Minuten über nichts anderes mehr nach.

Das Licht wanderte. Ich hob den Kopf und rieb mir die Augen, denn sie brannten vor Anstrengung wie Feuer. Mein Blick wanderte über die Bilder, die noch immer rundum an den Wänden lehnten, weil ich mich nicht entscheiden konnte, wo jedes einzelne von ihnen hängen sollte.

Augen starrten mich an. Vogelaugen. Menschaugen. Augen von Wiesel und Katzen, Hunden und Pferden, Kühen und Kröten. Schlangenaugen, Chamäleonaugen, Fliegenaugen und Augen von toten Fischen, die einen glasigen, verschwommenen Blick hatten, als schauten sie durch eine Scheibe Milchglas.

Augen faszinieren mich. Sie sind Ausläufer des Gehirns, und wenn man in ihre Pupillen blickt und sich sehr darauf konzentriert, kann man tief hineinschauen und ein Gefühl davon bekommen, was da drinnen vor sich geht. Die Welt spiegelt sich in jedem Auge, aber in seinem Zentrum steht das Ich und sonst gar nichts. Ein schwarzer, tiefer Tunnel, der in das innerste Wesen führt.

Damit meine ich nicht die Seele. Ich weiß nicht, ob es so etwas überhaupt gibt, aber sie ist nicht dort drinnen in der absoluten Dunkelheit der grauen Masse, der Neuronen, Dendriten, Axonen und Synapsen.

Aber etwas anderes lauert dort in der Finsternis, und bei jedem Auge, das ich male, suche ich im Herzen der Dunkelheit danach.

Ich beugte mich vor und griff nach meinem Lieblingsbild, das ein opalig schimmerndes Krötenauge zeigt. Goldene, grüne und zartblaue Schattierungen umranden eine große, tiefe, dunkle und geheimnisvolle Pupille.

Jemand kichert in mein Ohr. Spinnenfinger, grünes Haar. Ich sehe mich nicht um, renne aus dem Zimmer. Frische Luft ist jetzt genau das Richtige.

Natürlich lässt er mich nicht in Ruhe. Er ist meine Nemesis. Nemesis, Göttin des Zorns und

der Rache, Tochter der Nacht. Es ist schon zu etwas gut, wenn man einen Dichter zum Vater und einen Literaturprofessor zum Stiefvater hat. Man kennt solche Begriffe und kann seine Freunde damit verwirren oder beeindrucken, je nachdem.

Er sitzt auf dem Hackklotz, baumelt mit den langen Beinen, hat die Spinnenfinger um seine Knie gefaltet und grinst, wie nur der Joker grinsen kann. Breit, blutig, böse. Seine Augen funkeln dunkelrot wie Granat, wie Blut, wie Lava kurz vor dem Ausbruch des Vulkans. Hass und sadistische Freude sehe ich darin gespiegelt, Bosheit und den Wunsch, alles zu vernichten, was schön, friedlich und gut ist. In seinen starren Pupillen erkenne ich das, was in meinem Kopf wächst und mich zu einem anderen Menschen macht als der Adrian, der ich sechzehn Jahre lang war. Zu einem anderen – und sehr bald zu einem toten.

Ich höre mich schreien. Die Axt liegt auf dem Stapel Holz, ich greife nach ihr und schlage wild nach dem Lemur. Er springt auf und tänzelt vor mir her, lacht und lockt: »Komm schon, Kleiner! Das kannst du doch besser! Huch – daneben!« Er macht einen Satz und lacht schrill. »Nur gestreift! Du bist zu langsam, mein Guter. Das Ding in deinem Kopf macht dich zu Gemüse, weißt du das? Brokkoli oder Spinat, ich liebe Grün ... ups!« Er tanzt auf seinen Spinnenbeinen herum und verhöhnt mich. Seine spinatgrünen Haare sträuben sich, wogen wie Algen in der Meeresströmung. Die Axt saust durch die Luft, blitzt im Licht, trifft auf Widerstand. Ich höre mein Keuchen wie die Brandung in meinen Ohren rauschen.

Zerfetzen, zerhacken, zertrampeln. Der weiche Boden, noch nass vom Regen, ist glitschig und ich rutsche immer wieder aus. Endlich, zu erschöpft, um noch einmal den Arm zu heben, lasse ich die Axt in den Matsch fallen und gehe in die Hocke, um nach Luft zu ringen. Keine Kondition mehr. Kein bisschen.

Ich hockte inmitten unserer gar nicht mehr sauberen Wäsche. Die Leine war gerissen, die Wäsche in den Schmutz getrampelt. Ich stöhnte und vergrub das Gesicht in den Händen und der Joker lachte gellend.

Eine raschelnde Bewegung an der Mauer zum Nachbargrundstück ließ mich hochfahren. Mein Blick traf auf ein Paar erschrockene Augen, grau wie der Frühnebel über einem schottischen Loch. Es waren wunderschöne Augen, klar und groß, und ich verlor mich in ihnen, während ich schon darüber nachdachte, wie ich sie malen würde: auf einem Hintergrund, der wie feines Porzellan wirken musste, umrahmt von langen, erstaunlich dunklen Wimpern und einem zarten Strich aus hellem Haar, der sich darüberwölbte – ich lächelte, während ich im Geiste die Farben zu mischen begann.

»Ah ...« Das Mädchen erhob sich vorsichtig aus seiner zusammengekauerten Haltung. »Du gehst jetzt aber nicht mit der Axt auf mich los, oder?«

Ich muss zugeben, dass ihr Anblick mich sprachlos gemacht hatte. Ich starrte sie an. Sie

schob sich langsam auf die Stelle der Mauer zu, die bis in Knöchelhöhe eingebrochen war, und ließ mich dabei nicht aus dem Blick. »Alles gut«, sagte sie besänftigend. »Alles gut. Ich bin gleich weg. Entschuldige, dass ich hier einfach reingekommen bin.« Mit diesen Worten hatte sie das Loch erreicht und war fort.

»Ah, oh«, machte ich und schüttelte meine Erstarrung ab. »Warte doch, ich ... he, hallo, wer bist du?«

Ich hörte das Rascheln des Gebüschs und das Reißen von Stoff, dann war ich an dem Mauereinbruch und blickte hinüber auf das andere Grundstück. In der Ferne ragte das alte Herrenhaus auf, doch eine ungepflegte Rasenfläche mit Büschen und einigen kleineren Bäumen versperrte mir größtenteils den Blick. Von dem Mädchen war nichts mehr zu sehen.

Ich drehte mich enttäuscht um und begann die schmutzige Wäsche aufzusammeln. Wer war sie? Wohnte sie in dem alten Haus? War es überhaupt bewohnt?

Das Haus. Es scheint mit einer leisen, lockend süßen Stimme nach mir zu rufen. Komm her, mein Freund. Komm in meine Arme. Lass dich fressen ...

Ich blieb stehen, meine Arme beladen mit feuchtem, schmutzigem Stoff, und blickte mit zusammengekniffenen Augen zur Mauer. Da war keine Spur, dass jemand dort gestanden hatte. Wahrscheinlich hatte ich mir das Mädchen nur eingebildet. Sie erinnerte mich an meine Freundin, Kat – genau genommen meine Exfreundin Kat –, sie war genauso blass und hatte dieses feine blonde Haar, das aussah, als würde es von einem unsichtbaren Vollmond silbern angeleuchtet. Ja, ich hatte sie mir ganz sicher nur eingebildet. Ich vermisste Kat schrecklich, auch wenn ich mir Mühe gab, nicht an sie zu denken.

Aber nein, dieses Mädchen war anders gewesen. Etwas an ihr erinnerte mich ... woran nur? Ich warf noch einen Blick zur Mauer, dorthin, wo sie verschwunden war, und stieg dann hinunter in den Keller, wo die Waschmaschine stand. Jonathan würde eben noch einen Tag länger auf seine Schürze warten müssen.

Novembers Tagebuch

St. Irais, 15. Mai

Liebes Tagebuch, dies ist mein erster Eintrag. Du riechst noch ganz neu, dein Einband ist seidenweich und schimmert im Licht. Ich liebe seine rote Farbe, sie erinnert mich an Rosen und den Sommer. Deine Seiten sind unberührt, cremeweiß schön, und ich scheue ein wenig davor zurück, sie mit Tinte zu beflecken ... aber nun stehen die ersten Worte auf deiner ersten Seite, leuchtend blau mit meinem Lieblingsfüller geschrieben, und ich erfreue mich an diesem Anblick.

Liebes Tagebuch, du wirst mich nun begleiten bis zu meinem nächsten Geburtstag. Am 1. November werde ich sechzehn. Ich habe deine Seiten gezählt, und wenn mein Leben weiterhin so friedlich und ereignislos bleibt wie bisher, dann werde ich sie bis dahin wohl nicht vollständig gefüllt haben. Und danach ... ja. Danach werde ich dich wohl nicht mehr belästigen.

Oh. Und jetzt ist der letzte Satz ganz und gar verwischt. Wie dumm von mir. Man lässt seine Tränen nicht ungestraft auf frische Tinte tropfen.

So.

Ich habe mir die Nase geputzt und bin schon wieder ganz fröhlich. Es ist Frühling, die Bäume blühen und die Vögel singen, alles wird grün und riecht frisch und wunderbar. Ich werde jetzt einen kleinen Spaziergang unternehmen, mich eine Weile an meinen schönen Platz an der Klippe setzen und den Möwen zusehen, wie sie über die Wellen fliegen. Und nachher gehe ich ins Dorf hinunter, halte einen Schwatz im Kramladen und trinke eine Tasse Tee in Harmony's Garden. Vielleicht kommt Sammy ja mit, das wäre fein.

Mama sieht es nicht gerne, wenn ich allein ins Dorf hinuntergehe. Die Dorfleute sind »gewöhnlich«, wie sie sagt. Aber eigentlich meint sie damit, dass sie sich ein wenig vor ihnen fürchtet. Ich verstehe es nicht, aber Papa hat einmal versucht, es mir zu erklären. Es hängt damit zusammen, dass wir die Vandenbourghs sind. Dass Heathcote Manor unser Haus ist. Die Leute aus dem Dorf fürchten sich vor dem Haus – und Mama fürchtet sich vor den Leuten aus dem Dorf. Damit sind wir eigentlich quitt, oder?

Ich habe jedenfalls keine Angst davor, im Dorfladen einzukaufen oder bei Harmony einen Tee zu trinken. Sammy ist eher wie Mama, sie geht nicht gerne ins Dorf. Aber Sammy ist sowieso nicht wie andere Menschen, sie sieht Dinge, die es nicht gibt. Geister.

Sie behauptet, dass wir anderen bloß zu dumm wären, sie auch zu sehen. Aber mit dieser Meinung steht sie auf sehr verlorenem Posten. Manchmal glaube ich, sie will uns damit nur ärgern, dass sie behauptet, wieder einen der alten Vandenbourghs gesehen zu haben, wie er durch eine geschlossene Tür ging. Natürlich mit Halskrause und steifem Rock und manchmal auch mit einer Schlinge um den Hals, herausquellenden Augen und einer Zunge, die ihm bis zum Kinn reicht. Oder ganz ohne Kopf.

Das erzählt sie, wenn sie will, dass ich mich fürchte. Ich liebe Samhain. Aber sie kann ganz schön anstrengend sein.

Ganz ehrlich, und das verrate ich jetzt nur dir, Tagebuch: Ich glaube, ich sehe die Geister hin und wieder auch. Nicht ständig. Nicht alle. Aber den einen oder die andere. Aber das weiß nur Sam – und so anstrengend sie manchmal sein kann, sie würde mich nie verraten. Ich möchte nicht, dass die Leute mich noch seltsamer ansehen, als sie es ohnehin schon tun. Deshalb schweige ich darüber.

Samhain halten sie so oder so für verschroben, aber es ist ihr egal. Mich würde es stören, aber Samhain ist Samhain. Stur wie ein Esel, mutig wie ein Löwe. Meine große Schwester. (Familienwitz. Haha.)

St. Irais, 16. Mai

Ich war wirklich im Dorfladen und dann im Tea Room, liebes Tagebuch. Natürlich ohne Sam, die mit Kopfschmerzen bei zugezogenen Vorhängen im Bett gelegen hat, den ganzen Tag. Wie langweilig.

Und dann habe ich lange an der Küste gesessen und das Meer beobachtet. Mein Platz ist wunderschön, ganz abgeschlossen. Niemand kann mich dort finden und stören. Ich hatte ein Buch mitgenommen und einen Apfel, den ich gegessen habe, während die Sonne langsam im Meer versank und der Mond heraufkam. Ich habe die Stille des Ortes gefühlt und dass er in früheren Zeiten ein heiliger Ort gewesen ist. Das Haus steht auf einem uralten und heiligen Platz, das hat mir eine alte Frau erzählt, die ich bei einem meiner Ausflüge ins Dorf getroffen habe. Ein uralter und heiliger Platz – so hat sie gesagt. Es klang so, als wollte sie mich vor diesem Platz warnen, aber ich kann daran nichts Böses finden. Heilig heißt doch, dass es gut ist, so habe ich es jedenfalls gelernt.

Ich bin zu spät zum Abendessen gekommen und Papa hat mir eine Ohrfeige gegeben.

Er ist sonst nicht so streng, aber Mama geht es wieder schlechter, und das macht ihn immer sehr ungeduldig und gereizt.

Cousin Jules kommt! Ich habe es nach dem Abendessen von Sam erfahren. Ich freue mich. Er ist immer so nett und so lustig. Er war schon lange nicht mehr hier, ich bin so gespannt, was er alles zu erzählen hat. Er studiert Jura in Oxford und ist damit wohl ein Erwachsener. Aber er behandelt Sam und mich nie von oben herab, sondern ganz und gar nett und liebenswürdig. Ich kann ihn sehr gut leiden.

Er wird das Haus erben, wenn mein Papa nicht mehr da ist. Er ist der älteste männliche Vandenbourgh. Ein komischer Gedanke ist das.

Vielleicht heiratet er Sammy, dann kann sie hier wohnen bleiben.

ADRIAN

»Ich muss ins Dorf, ein paar Sachen einkaufen. Kommst du mit?« Jonathan stellte seine Tasse ab und sah mich fragend an.

Toby ließ seine Zeitung sinken. »Ich brauche eine Druckerpatrone«, sagte er. »Und Papier. Und Lakritzbonbons.« Die Zeitung fuhr hoch wie ein Rollltor und schloss jede weitere Unterhaltung aus. Jonathan und ich grinsten uns an. Das war Toby, wie er lebte und lebte.

Jonathan lehnte sich zurück und faltete die Hände über dem Bauch. Er fuhr mit der Zunge über seine Zähne und musterte mich nachdenklich. »Welches Unglück ist eigentlich unserer unschuldigen Wäsche widerfahren?«

Ich steckte hastig ein zu großes Stück Toast mit Rührei in den Mund und nuschelte etwas darum herum. »Mffe nfgmm gfffbmm brmm.«

Jonathan nickte mehrmals ernst. »So etwas in der Art hatte ich mir gedacht.« Die Fältchen um seine Augen vertieften sich. »Ein Mini-Tornado, dann ein unvermutetes lokales Gewitter und zum Schluss hat ein Meteoritentreffer dem Ganzen das Finish verliehen. Dafür sieht sie sogar noch recht gut aus, muss ich zugeben.«

Ich trank meine Tasse leer und wich seinem Blick aus.

»Schokolade und Heftpflaster«, warf Toby ein.

Jonathan lachte grollend und stand auf. Er räumte mit ein paar Handbewegungen das gebrauchte Geschirr auf ein Tablett, drückte es mir in die Hände und nickte mir zu. »In zehn Minuten am Auto.«

Ich räumte das Geschirr in die Spülmaschine und stellte sie an. Dann lehnte ich mich an den Herd und sah aus dem Fenster. Der Anblick des alten Herrenhauses faszinierte mich. Es war irgendwie unheimlich. Egal, wie hell die Sonne schien, die Mauern sahen immer gleich finster und düster aus, als wäre dort ewig Nacht. Und manchmal schimmerten nachts die Schindeln auf dem Dach wie vom Mond beleuchtet, auch bei Neumond oder wenn Wolken den Himmel verdeckten.

War dort eine Bewegung hinter dem Fenster im oberen Stock? Dort schienen Gardinen zu hängen oder es stand jemand in weißen Kleidern hinter der Scheibe. Ich beugte mich weiter vor und kniff die Augen zusammen. Ich hatte bisher nur ein- oder zweimal beobachten können, dass abends Licht durch eins der Fenster schien.

Falls dort überhaupt jemand wohnte. Keine Autos. Keine Fahrräder. Niemand auf dem

Grundstück. Wahrscheinlich war das Haus verlassen und ich hatte mich mit den Lichtern nur getäuscht.

Als ich das gerade dachte, öffnete sich die Hintertür und eine schmale Gestalt in hellen Kleidern trat heraus. Sie blieb einen Moment lang dort stehen, hob das Gesicht ins Sonnenlicht, und ihr Haar schimmerte, als würde es von innen leuchten. Das war das Mädchen von gestern!

Ich drückte mein Gesicht gegen das Küchenfenster. Sie trug einen braven knielangen Rock und eine gemusterte Bluse, weiße Söckchen und flache Schuhe. Ein erstaunlicher Anblick. Die Mädchen, die ich kannte, liefen in zerrissenen Jeans oder extra kurzen Miniröcken herum und hätten sich eher erschießen lassen, als Rock, Bluse und Söckchen zu tragen.

Jetzt drehte sie den Kopf und sah in meine Richtung. Sie war zu weit weg, um mich hier hinter dem Fenster erkennen zu können, aber ich fühlte ihren Blick auf mich gerichtet wie einen Laser.

»Adrian! Kommst du?«

Jonathans ungeduldiger Ruf ließ mich zusammenzucken. »Ich bin unterwegs!«, schrie ich, und als ich mich noch einmal zum Fenster drehte, war das Mädchen fort und die Tür wieder geschlossen.

Wir tuckerten wortlos die holprige Straße ins Dorf hinunter. Die paar Meter hätten wir genauso gut zu Fuß gehen können. Als ich das versehentlich laut aussprach, erntete ich einen empörten Blick. »Sehe ich aus wie ein Marathonläufer?«, fragte Jonathan.

Das war natürlich eine rhetorische Frage, deren Beantwortung sich erübrigte. Jonathan ist einer der faulsten Menschen, die man sich denken kann, zumindest, was Bewegung unter freiem Himmel angeht.

»Täte dir aber gut«, murmelte ich, doch Jonathan zog es vor, meine Bemerkung zu überhören.

Er parkte den Wagen auf der Dorfstraße, direkt vor Lizzies Laden, und holte den Einkaufskorb aus dem Kofferraum.

Lizzie stand selbst hinter der Theke und nickte uns lächelnd zu. Sie bediente gerade eine ältere Frau, die unentschieden zwischen den Gläsern mit ihrer bunten Bonbonfüllung hin- und herblickte. »Dann nehme ich noch von den gefüllten Grünen und von den weichen Karamellbonbons«, hörte ich sie sagen, ehe ich Jonathan in den hinteren Teil des Ladens folgte, in dem das ganze Selbstbedienungszeug lagerte.

Jonathan setzte die Brille auf die Nase und las mit gerunzelter Stirn seinen Einkaufszettel durch. Ich schlenderte zwischen den Regalen herum und nahm hier und da etwas in die Hand. Es war erstaunlich, was Lizzie alles in ihrem Laden beherbergte – es gab sogar eine

Ecke mit Computerzubehör.

Ich drehte den Taschenbuchständer um seine Achse und sah nach, ob einer von Tobys Krimis zwischen den anderen Büchern klemmte. Natürlich war es so. »Erica Mooreland – Stille Wasser sind trüb – Ein Cumberbatch-und-Walker-Krimi.«

Das war der vorletzte C&W-Krimi. Toby hatte seine beiden Ermittler – Corinna Cumberbatch und Gordon Walker – inzwischen ziemlich leid. Drei Bücher lang hatten sie sich gezofft und waren trotzdem total aufeinander scharf gewesen, im vierten Band durften sie sich endlich kriegen, um sich im fünften Band wieder schrecklich zu zerstreiten. Inzwischen war Band neun in Arbeit, und Toby dachte ernsthaft darüber nach, einen von beiden sterben zu lassen. Der entsetzte Aufschrei seiner Leserinnen war ihm dafür gewiss.

»Gordon Walker«, sagte ich vor mich hin. Der Name war ein Witz, über den Jonathan lange und laut gelacht hatte. Mein Vater gibt seinen Figuren immer erst einen Namen, wenn er sie durch das Schreiben gut genug kennengelernt hat, und dann gibt es eine feierliche Taufe. Bis dahin müssen sie mit irgendwelchen Blödsinnsnamen über die Seiten laufen: »Johnny« Walker zum Beispiel wurde erst auf Seite hundertfünf zu »Gordon«. Wie »Gordon's Dry Gin«. Haha. Unglaublich komisch. Manchmal begreife ich nicht, wie erwachsene Männer über so einen Quatsch in Lachkrämpfe verfallen können.

Ich ging weiter, während Jonathan seinen Einkaufskorb mit Konserven füllte und dann in die Getränke-Ecke verschwand.

»Hallo, Adrian.« Lizzie strahlte mich an. Sie war wie immer total freundlich, ungefähr so alt wie Maman, klein, rundlich und rosig und sie hatte einen dunklen Haaransatz in ihren blonden Locken. Ich wartete immer darauf, dass ich sie mal komplett blond erwischte, aber der Ansatz war immer da – und immer ähnlich breit. Vielleicht ließ sie ihn sich gleich so mitfärben.

»Hallo, Lizzie.« Sie wurde von allen so genannt, deshalb hatte ich auch keine Hemmung, das zu tun. Als Kind hatte ich sie »Tante Lizzie« genannt, aber jetzt war ich einen Kopf größer als sie und glaube, sie hätte das auch doof gefunden.

»Schön, dass ihr mal wieder da seid, du und deine Elt..., deine Famil..., dein Vater und sein Lebensgefährte, wollte ich sagen.« Sie wurde rot.

Ich räusperte mich für sie mit und deutete auf die Gläser im Regal. »Gibt es immer noch diese sauren gelb gestreiften Bonbons?«

Sie nickte und tauchte unter die Theke, wahrscheinlich, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Ich war diese Reaktionen inzwischen gewöhnt und ärgerte mich nicht mehr darüber. Ich wartete, bis sie wieder hochkam, und fragte: »Lizzie, das große Haus neben unserem Cottage – wohnt da jemand? Ein Mädchen?«

Sie lehnte sich gegen den Tresen und verschränkte die Arme, zog die Unterlippe

zwischen die Zähne und rollte mit den Augen. Das Thema schien ihr zu missfallen.

»Heathcote Manor meinst du. Das steht schon lange leer.«

Sie musste sich irren. Ich hatte das Mädchen doch dort gesehen. »Aber ...«, begann ich.

Sie lächelte an mir vorbei. »Mr Magnusson. Was kann ich für Sie tun?«

Jonathan stellte seinen Korb auf die Theke. In der anderen Hand hielt er einen Kasten Wasser. »Ich brauche noch ein paar Sachen, könnten Sie mal sehen, was Sie davon haben?« Er legte seinen Zettel neben den Korb und zeigte auf den Wasserkasten. »Den bringe ich schon ins Auto.« Lizzie nickte und Jonathan ging hinaus.

»Adrian?« Lizzie überflog Jonathans Einkaufszettel und warf mir einen Blick zu. »Wenn du dich für das Haus interessierst, solltest du das Museum besuchen. Eliette Burges kann dir bestimmt was darüber erzählen.« Sie füllte mir eine Tüte saure Bonbons ab und schob sie mir hin. »Steck ein.« Sie blinzelte. Ihre Augen waren so blau wie die einer Babypuppe.

»Danke«, sagte ich. »Ms Burges. Die frage ich, gerne.«

»Eigentlich müsstest du auch die alte Ms Vandebourgh besuchen. Sie hat als Kind dort gelebt. In dem Haus an der Klippe.« Lizzie winkte mich geheimniskrämerisch näher und ich beugte mich nun auch vor. »Dort sind schlimme Dinge passiert«, wisperte sie. »Da war die Geschichte mit ihrer Tochter, man sagt, sie war behindert oder geisteskrank oder so was, und sie hat das Mädchen in die Staaten geschickt, weil es da bessere Behandlungsmöglichkeiten gibt, und da soll das Mädchen später gestorben sein. Kurz danach sind diese grässlichen Morde passiert und dann sind sie alle fortgezogen. Als sie wieder zurückkam, ohne ihren Mann, aber mit der neuen Schwiegertochter, hat ihr Sohn von ihr nichts mehr wissen wollen, und Ms Vandebourgh ist seitdem ein bisschen ... nun ja ... plemplem.« Sie nickte mir bedeutungsvoll zu.

Ich konnte weder lächeln noch zurückschauen. Diese Art von Klatsch war abstoßend. Was ging mich die Familiengeschichte anderer Leute an? Und ein bisschen plemplem – das traf in gewisser Weise auch auf mich zu.

Gerade kam Jonathan wieder herein, gefolgt von einem langen, dünnen Mann, vollkommen schwarz gekleidet in eine Art Gehrock, mit einem Zylinder auf dem Kopf und grauen Handschuhen. Wahrscheinlich war er der örtliche Bestattungsunternehmer. Er hatte ein langes, trauriges Gesicht und sah irgendwie besorgt aus.

Jonathan fing an, die Posten auf seinem Zettel mit Lizzie durchzugehen. Ich musterte die Zeitschriften und Comics in der Auslage. Während ich eine Illustrierte in die Hand nahm und durchblätterte, spürte ich die ganze Zeit den Blick des Bestattungsunternehmers. Er stand wie angewurzelt neben der Tür und starrte mich an.

Als ich seinen Blick erwiderte, nickte er mir zu. Seine Augen waren so hell wie Glasmurmeln und beinahe farblos.

Ich erwiderte das Nicken und blickte wieder auf die Auslage. Ich kannte den Mann nicht,

aber hier im Dorf war man höflich zueinander. Wahrscheinlich kannte er meinen Vater und wusste, wer Jonathan war.

Jonathan nahm seinen Korb und gab mir die Tüte, die Lizzie gepackt hatte. Wir verließen den Laden durch die bimmelnde Tür und Jonathan verstaute die Einkäufe auf dem Rücksitz.

Der Bestattungsunternehmer war uns gefolgt. Ich spürte seinen Blick, der mich fixierte. Ich drehte mich um und sah ihn fragend an.

»Moriarty«, sagte er und lüpfte seinen Zylinder. »Azrael Moriarty. Sehr erfreut, Master Adrian.«

Mir lief aus irgendwelchen Gründen eine Gänsehaut über den Rücken. »Wir kennen uns?«, fragte ich.

»Was?«, fragte Jonathan und tauchte aus dem Inneren des Wagens auf. Er wischte sich mit einem karierten Taschentuch über das Gesicht. »Sollen wir in *Harmony's Garden* noch Station machen? Eine kleine Stärkung nach dem anstrengenden Einkauf?«

Ich nickte stumm. Jonathan knallte die Wagentür zu und steuerte schnurstracks auf den Bestattungsunternehmer zu, der höflich Platz machte.

»Jonty«, sagte ich, um Beherrschung bemüht, »kennen wir jemanden namens Moriarty?«

Er blieb stehen und sah mich verblüfft an. »Selbstverständlich«, antwortete er. »Professor James Moriarty, Napoleon des Verbrechens. Spielt in der Erzählung ›Das letzte Problem‹ und im Roman ›Das Tal der Angst‹ mit. Sherlock Holmes hat ihn in den Reichenbachfällen ...«

»Nein, nein«, unterbrach ich ihn hastig, ehe er mir die komplette Vorlesung über Sir Arthur Conan Doyle halten konnte. »Azrael Moriarty. Bestattungsunternehmer oder so was.« Ich warf dem höflichen Fremden einen fragenden Blick zu und er nickte mit zweifelnder Miene.

»Azrael – wie passend. Nein, nicht dass ich wüsste«, antwortete Jonathan. »Eine Coke für dich, ein Bier für mich? Und zwei schöne Pastries?« Er setzte seinen Weg fort, ohne Moriarty zu beachten, und wäre dabei fast auf seinen Fuß getreten.

Ich wagte ein schüchternes Lächeln für den Bestattungsunternehmer. Der verzog sein grämliches Gesicht zu einer Grimasse, die seine langen, gelben Zähne entblößte und wahrscheinlich ein Lächeln sein sollte. »Wenn ich Sie begleiten dürfte, Master Adrian?«

Noch einer von denen. Ein Lar, wenn nicht ein Lemur. Wenn es so weiterging, würde ich noch eine Entourage mit mir herumführen wie die Queen persönlich. Ich grinste.

»Entourage« – auch so ein Wort, um andere zu erschrecken. Mann, war ich gebildet! Ein Gefolge. Ein Hofstaat von Geistern und Gespenstern, Halluzinationen, Erscheinungen und Manifestationen.

Wir gingen über die Hauptstraße des Dorfes (Hauptstraße – das nenne ich Größenwahn!) Richtung Hafen und kamen dabei an vier Tea Rooms vorbei. Aber *Harmony's Garden* war Tea Room & Brewery ... kein Tee für Master Jonathan, oh nein. Ein schönes dunkles Bitter und dazu eine scharf gewürzte kornische Hackfleischpastete, dann war die Welt in Ordnung.

Ich hörte, wie er zufrieden vor sich hin sumnte, ging etwas langsamer und sah den Bestattungsunternehmer an. »Mr Moriarty«, sagte ich leise, »was wünschen Sie von mir?«

Er nickte mehrmals, als hätte ich etwas Kluges gesagt. »Ich denke, dass Sie in naher Zukunft meinen Beistand benötigen könnten, Master Adrian.«

»In welcher Angelegenheit?«

Er runzelte die Stirn. Seine glashellen Augen blickten Hilfe suchend umher.

»Angelegenheit«, wiederholte er. »Nun ja, ich würde sagen, es geht um Leben und Tod. Sie haben sich nach dem *Haus* erkundigt.« Er nickte bekräftigend.

Ich seufzte. Es war immer ungeheuer anstrengend, eine brauchbare Information aus einem von ihnen herauszubekommen. Leben und Tod. Als ob es in letzter Zeit jemals um etwas anderes gegangen wäre. »Erzählen Sie mir von Heathcote Manor«, ermutigte ich ihn.

»Mit wem redest du?«

Ich hatte Jonathan vergessen. Er stand vor mir und sah mich mit diesem besorgten Blick an, bei dem ich anfangen könnte zu schreien, wenn ich ihn sehe.

»Mit mir selbst«, gab ich zurück. Was ja in gewisser Weise noch nicht mal gelogen war.

Die Sorge wich nicht aus seiner Miene, sie vertiefte sich eher noch. »Siehst du wieder ... diese Dinge?«

»Es ist alles in Ordnung, Jonty«, sagte ich. »Wirklich. Keine Halluzinationen mehr.« Das war gelogen, aber ich wollte nicht, dass er sich Sorgen um mich machte. Noch mehr Sorgen als sowieso schon.

Jonathan nickte nach einer Weile, aber seine Stirn blieb gerunzelt. Er legte mir den Arm um die Schulter und wir gingen den Rest des Weges so nebeneinander her. Im Augenwinkel konnte ich Moriartys dürre, düstere Gestalt erkennen, der auf seinen dünnen Beinen wie eine seltsame Spinne hinter uns herschlich.

»Herbei, herbei! Herein, herein! Ihr schlotternden Lemuren«, sagte ich leise vor mich hin.

Jonathan warf mir einen schrägen Blick zu. »Seit wann zitierst du Goethe, mein Junge?«

»Seit Toby mit mir den *Faust* gelesen hat.« Ich schnitt eine Grimasse. Toby liebte Goethe. Er las ihn im Original und zitierte ihn ständig. Ich sprach inzwischen passabel Deutsch, jedenfalls hatte ich gute Noten im Zeugnis. Nicht, dass das noch irgendeine Bedeutung für mein Leben gehabt hätte.

Harmony's Garden hatte sich kaum verändert. Der freundlich eingerichtete Tea Room

erstreckte sich von der Straßenseite bis nach hinten hinaus, mit Blick auf einen Garten, in dem Palmen, Kamelien und Rhododendren wuchsen. Es sah aus wie in Südfrankreich.

Aber Jonathan zog mich weiter, in den nebenan liegenden Teil des Gebäudes, der den Ausschank der Brauerei beherbergte. Die Einrichtung war deutlich rustikaler als das pastellfarben geblünte und gerüschte Dekor im Tea Room. Hier herrschten dunkle Holztöne und satte Farben vor, die Tische waren blank geschauert und die Stühle und Bänke bequem, aber ungepolstert.

Jonathan ging zum Tresen, um unsere Getränke und die Pastries zu bestellen. Ich schob mich auf eine Bank am offenen Fenster und streckte die Füße aus. Am liebsten hätte ich meine Beine auf die Bank gelegt, aber dann hätte ich Moriarty berühren müssen, der sich neben mich gesetzt hatte. Er nahm seinen Zylinder ab, strich das schütterere dunkle Haar glatt und faltete die Hände auf der Tischplatte. Sein Blick wanderte durch den Raum, ohne lange an einer Sache hängen zu bleiben. Ich musterte sein adlernasiges Profil und seufzte.

»Lar oder Lemur?«, fragte ich ihn impulsiv.

Er wandte langsam den Kopf und sah mich an. Ich hatte noch nie zuvor solche Augen gesehen. Sie waren durchsichtig, ich konnte die Blutgefäße erkennen und den Ansatz des Sehnervs. Seine Pupille war winzig klein, obwohl es dämmrig im Raum war. Ich schauderte. »Lemur«, beantwortete ich meine eigene Frage. Kein wohlmeinender Schutzgeist, oh nein! Er gehörte zur Sorte des Jokers.

Moriarty legte den Kopf ein wenig schief und strich sich über die Lippen, die blass waren, blutleer wie die einer Leiche. »Nein, ich glaube nicht«, antwortete er zögernd. »Nein, nein. Ich will Ihnen nichts Böses, Master Adrian.«

Ich glaubte ihm nicht, aber jetzt kam Jonathan zurück und stellte Gläser und Teller auf den Tisch. »Ich habe einen solchen Hunger«, sagte er aus tiefster Seele und ließ sich mir gegenüber auf einen Stuhl fallen.

Ich nahm meinen Teller entgegen und stach mit der Gabel in die dampfende Pastete.

Es roch nach gedünsteten Zwiebeln, und mir lief das Wasser im Mund zusammen. Einige Minuten lang vergaß ich über dem Kauen, Schmecken und Hinunterschlucken vollkommen den düsteren Begleiter an meiner Seite. Die Füllung der Pastete war gut gewürzt und schmeckte tausendmal besser als alles, was Jonathan uns in den letzten Tagen vorgesetzt hatte. Die Cola in dem beschlagenen Glas war eiskalt und passte hervorragend zu dem kräftigen Essen.

»Wow«, sagte ich irgendwann und schob den blank geputzten Teller weg. »Ich hab zu viel gegessen. Aber es war zu lecker, um aufzuhören.«

Jonathan, der beinahe gleichzeitig mit mir über die Ziellinie gegangen war, lächelte ein wenig angestrengt. »Ich quäle uns nicht länger mit meinen Kochkünsten«, sagte er. »Lizzie hört sich im Dorf nach einer Haushälterin für uns um.«

Er tat mir leid. Er war genauso wenig ein Koch wie mein Vater, aber immerhin hatte er sich die Mühe gemacht und zumindest versucht, uns mit Essen zu versorgen. Toby dagegen schaltete auf stur, wenn es um Hausarbeit ging. Er konnte sich, wenn es sein musste, wochenlang von Brot, Kaffee und Äpfeln ernähren.

»Toby meinte, wir wären skorbutgefährdet, wenn ich weiter die Küche übernehme«, fuhr Jonathan fort und leerte sein Bierglas. »Ganz ehrlich, ich schlage mich nicht darum. Meine Arbeit bleibt ja so auch nur liegen.« Er klang verletzt. Ich hätte meinen Vater in dem Moment treten können. Er konnte so unglaublich gefühllos sein!

Ich streckte die Hand über den Tisch und berührte sein Handgelenk. »Ohne dich wären wir wahrscheinlich längst verhungert«, sagte ich.

Er nickte abwehrend. »Ist schon okay«, sagte er dann. »Ich kenne Toby. Er meint es nicht so.«

Das stimmte zwar, aber trotzdem ...

Moriarty räusperte sich. »Master Adrian«, sagte er, »wenn ich Ihre kostbare Zeit noch mal in Anspruch nehmen dürfte?«

Ich ignorierte ihn. »Toby ist ein verdammter Egoist«, sagte ich zu Jonathan.

»Du meinst Egozentriker«, murmelte er und versenkte seinen Blick in sein leeres Bierglas. »Ich nehme noch so eins. Du?«

»Ich auch«, sagte ich. Probieren kann man es ja mal.

Er griff nach meinem leeren Coke-Glas, stand auf und warf noch einen Blick über die Schulter, ehe er zur Theke ging. »Wenn du dich zu Hause nicht verquatschst ...«

Ich grinste und hob den Daumen. Toby war strikt dagegen, dass ich Alkohol zu mir nahm. Sein Glück, dass ich das Zeug in der Regel nicht mochte. Von etwas Stärkerem als Bier wurde mir sofort schlecht, und auch Bier mochte ich nicht mal besonders gerne. Aber es war schön, hier mit Jonathan zu sitzen und sich zu unterhalten, als wäre unser Leben genauso normal wie das aller anderen Menschen und böte keine größeren Probleme als angebrannte Spiegeleier, schlechte Zensuren und gelegentlich eine Autopanne.

Moriarty rückte ein Stück näher und legte seine behandschuhte Hand neben meinen Arm. »Master Adrian«, sagte er drängend, »es wäre wirklich vonnöten, dass wir uns irgendwo in Ruhe unterhalten. Darf ich Sie heute Abend in Ihrem Domizil aufsuchen?«

Jonathan schäkerte am Tresen mit der Bedienung, die das sichtlich genoss. Ich drehte mich zu Moriarty um. »Was wollen Sie von mir?«, fragte ich leise und wütend. »Warum lassen Sie mich nicht in Ruhe? Ich kann keinen mehr von Ihrer Sorte brauchen. Hauen Sie ab!«

Er nickte kummervoll, stand auf und nahm seinen Hut. »Es tut mir außerordentlich leid, Sie verärgert zu haben, Master Adrian«, flüsterte er und verneigte sich. »Ich erlaube mir, mich zu empfehlen.«

Ich sah ihm nach, wie er hinausging. Beinahe tat er mir leid – aber nur beinahe.

Jonathan brachte unsere Biergläser und setzte sich wieder. Er hob mir sein Glas entgegen. »*Santé*«, sagte er.

»*Yehes da*«, erwiderte ich. Nicht, dass ich den kornischen Dialekt verstehen oder gar sprechen konnte, ich hatte nur hier und da ein paar Brocken aufgeschnappt, wie dieses »Zum Wohl«. Ich sah, dass sich ein älterer Mann an der Theke zu uns umdrehte und lachend sein Glas in meine Richtung hob.

»*Yehes da*«, rief er.

Ich erwiderte den Gruß und nippte. Das Bier war bitter und kräftig, ich mochte es nicht. Ich trank einen zweiten Schluck und stellte das Glas ab.

Jonathan hatte sein Glas schon halb geleert. »Und?«, fragte er.

»Hm«, machte ich. »Ich sollte bei Cola bleiben.«

»Dein Vater wäre froh, das zu hören.« Er zwinkerte mir zu.

»Weißt du was über die Leute, die im Heathcote Manor wohnen?«

»Wo?« Er blickte zerstreut zur Tür.

»Unser Nachbarhaus. Das Haus an der Klippe.«

Er trank und schob das Glas über den Tisch, von rechts nach links und wieder zurück. Irgendetwas schien ihn zu beschäftigen. »Nichts«, erwiderte er kurz. »Wer soll denn da wohnen?«

Ich gab es auf. Wenn Jonathan in Gedanken war, dann konnte er genauso übellaunig sein wie Toby.

»Gehen wir«, sagte er jetzt und stand auf. Ich hatte keinen Schluck mehr aus meinem Bierglas getrunken, aber er schien nicht gewillt zu sein, deswegen auf mich zu warten.

Ich beeilte mich, hinter ihm herzukommen. Er hatte die Hände in den Taschen vergraben und das Kinn an die Brust gezogen, stapfte voran, ohne nach rechts und links zu blicken.

Ich dachte an den Hinweis, den Lizzie mir gegeben hatte. »Jonty«, rief ich, »ich möchte noch kurz am Museum vorbeigehen. Fahr schon vor, ich komme zu Fuß nach.«

Er hob bestätigend die Hand, ohne sich zu mir umzudrehen. Ich blieb stehen und sah ihm nach, wie er die Straße hinauf und um die Ecke ging. Dann machte ich mich auf zum Museum. Vielleicht würde ich ja dort etwas über das Mädchen mit den grauen Nebelaugen erfahren.

Das Museum – ein winziges Cottage in der steil ansteigenden Dunn Lane, die vom Hafen zum kleinen Marktplatz führte – war geschlossen. Neben der Haustür stand eine Art Schirmständer, der wie ein großes keltisches Kreuz geformt war. Daran hing die Tafel mit den Öffnungszeiten. Heute war Donnerstag, und Donnerstagnachmittag hatte das Museum Ruhetag. Pech gehabt.

Ich stand noch kurz vor der Tür und blickte unentschlossen die Straße entlang. Ich könnte einen Abstecher zum Hafen machen und dort ein paar Fotos schießen. Ich hatte Lust, Möwenaugen zu malen.

»Silbermöwen, Mantelmöwen, Lachmöwen«, sagte ich vor mich hin und sah noch einmal auf die Tafel mit den Öffnungszeiten.

Ich drehte mich um und hätte beinahe eine alte Frau umgerannt, die wie aus dem Erdboden gewachsen plötzlich hinter mir stand. Sie trug Jeans und eine Steppjacke und stützte sich auf einen Stock, der kräftig genug aussah, um jemandem den Schädel einzuschlagen. Ihr Gesicht war so verrunzelt wie eine Rosine, mit Augen, die mich misstrauisch und so scharf anblickten, als hätte ich ihr etwas gestohlen.

»Verzeihung, Madam«, sagte ich hastig. »Ich hoffe, ich habe Ihnen nicht wehgetan.« Ich hatte sie nicht einmal berührt, aber alte Leute waren doch so schreckhaft. Meine Großmutter hatte immer gerufen: »Hu, es reißt mich«, wenn sie sich über etwas erschreckte, und diese Frau hier war noch älter als meine Großmutter – jedenfalls sah sie so aus.

Sie antwortete mir nicht – vielleicht war sie schwerhörig? –, aber sie streckte die Hand aus und griff nach meinem Arm. Ihre Finger schlossen sich wie Klammern um mein Handgelenk. »Junge«, sagte sie. »Junge, kenne ich dich nicht?« Ihre Stimme erinnerte mich an dunklen Honig. Sie klang viel jünger, als sie aussah. Ich musste die alte Frau ziemlich blöd angeglotzt haben, denn ihr Griff verstärkte sich und sie schüttelte ungeduldig meinen Arm. »Sag schon. Kennen wir uns?«

»Nein, Madam«, antwortete ich und versuchte, mein Handgelenk aus ihren Fingern zu befreien. Erstaunlich, wie stark sie war, wo sie doch so hinfällig wirkte wie ein morscher Baum. »Nein, ich wüsste nicht ... Sie müssen mich verwechseln.«

Sie ließ mich nicht los. Ihre Finger bohrten sich in meinen Arm, und sie starrte mich so eindringlich an, dass ich Angst bekommen hätte, wenn wir hier nicht im hellen Sonnenschein mitten auf der Straße gestanden hätten. Ich hörte Töpfe klappern und eine Frauenstimme zu

der Musik aus einem Radio singen, ein Kind plärrte und auf der Hauptstraße hupte ein Auto.

»Lassen Sie mich bitte los«, sagte ich etwas weniger höflich als vorher und riss an meinem Arm. Ihre Finger rutschten ab und schnappten noch nach meinem Ärmel, aber ich hatte schnell einen Satz zurück gemacht und nickte der alten Frau aus sicherer Entfernung zu. »Alles in Ordnung, Madam«, sagte ich besänftigend. »Sie haben mich verwechselt. Macht nichts. Guten Tag.« Ich drehte mich um und wäre am liebsten gerannt, aber das wäre doch zu lächerlich gewesen, also ging ich betont langsam davon.

Nach ein paar Schritten drehte ich mich noch einmal zu ihr um, aber die Straße war leer, die alte Frau war fort. Ich blieb stehen. Wohin konnte sie so schnell verschwunden sein? Ich fühlte eine Gänsehaut über meine Arme kriechen. Also war auch sie einer meiner Geister? Wuchsen die inzwischen wie Pilze aus dem Boden? Mit Gino/Jeannie und dem Roshi hatte ich mich ganz bequem eingerichtet, sie waren fast so etwas wie Freunde oder Familienmitglieder geworden. Der Joker war ein anderer Fall, aber auch an ihn war ich inzwischen halbwegs gewöhnt. Die drei begleiteten mich jetzt schon seit einem Jahr, und es war nie ein neuer Lar oder Lemur dazugekommen. Und heute gleich zwei von der Sorte? Was hatte das zu bedeuten?

Ich schüttelte mich wie eine Katze, die einen Wassertropfen abbekommen hat. Die Sonne schien, ich hörte das Rauschen des Atlantiks und die Schreie der Möwen, alles war gut. Das sagte ich wie ein Mantra vor mich hin, als ich zum Hafen hinunterging. »Alles ist gut. Alles ist gut.«

Natürlich war es das nicht, aber in meiner Lage lernt man es besser schnell, sich selbst zu belügen – allzu viel Zeit blieb mir ja nicht mehr.

Mein Vater saß auf der Bank im Garten, als ich nach Hause kam. Er hatte die Beine hochgelegt und hielt sein Gesicht mit geschlossenen Augen in die Sonne. Der Wind war noch kalt, aber in der Sonne war es schon gut auszuhalten.

Ich wollte ihn nicht stören. Er dachte wahrscheinlich gerade über eine komplizierte Stelle in seinem Manuskript nach oder wollte einfach mal gar nicht denken und machte eine Pause. Er sah müde aus. Eigentlich sah er in der letzten Zeit nur müde aus.

Ich stand da und starrte ihn an wie einen Fremden. Er war dünner geworden und sein Haar begann grau zu werden. Ich hatte ihn nie so angesehen, und deshalb war mir auch nicht aufgefallen, dass er nicht mehr der Toby war, dessen Erscheinung mir so vertraut gewesen war wie mein eigenes Spiegelbild. Etwas war in den letzten Monaten mit ihm geschehen, das Falten auf seine Stirn und Schatten unter seine Augen gezeichnet hatte.

»Du weißt, was es ist«, flüstert jemand über meine Schulter. »Du bist schuld, mein

Kleiner. Du hast dafür gesorgt, dass dein Vater keine Nacht mehr ohne Albträume schläft, dass ihm das Essen nicht mehr schmeckt, dass er sich mit Jonathan streitet. Hast du sie gehört, heute Morgen? Sie haben sich angebrüllt. Deinetwegen.« Der Joker kichert.

Ich beiße die Zähne aufeinander. Ich kann seinen Atem riechen, der modrig ist, als hätte man ein uraltes Grab geöffnet. Mit einem Mal zieht ein scharfer Schmerz durch meine Schläfe, mitten durch die Kalte Stelle. Der Affe auf meiner Schulter, den ich so gerne ignoriert hätte, wühlt mit scharfen Krallen in meinem Kopf herum. Ich schnappe nach Luft und mache unwillkürlich einen Schritt nach vorne. Kies knirscht unter meinen Füßen.

Toby schnaufte und öffnete die Augen. Er rieb sich übers Gesicht und gähnte. »Adrian«, sagte er. »Wo warst du?« Er schwang die Beine von der Bank und klopfte mit der Hand darauf.

»Am Hafen.« Ich setzte mich neben ihn. »Ich habe Fotos gemacht.«

Er legte seinen Arm um mich und blinzelte gähnend ins Licht. »Fotos?«

»Von Möwen.«

»Schön.« Er lächelte mich an, und für die Dauer seines Lächelns sah er wieder aus wie der alte Toby, der geistesabwesend durch das Haus wanderte und über seinen aktuellen Mordfall nachdachte.

»Hast du Zeit?«, fragte ich ihn. Er nickte und sah mich abwartend an.

»Du hast Jonty gekränkt«, sagte ich. Es ist nicht meine Art, mich in die Beziehung der beiden einzumischen, aber Jonathan hatte mir so leidgetan, dass ich einfach nicht den Mund halten konnte. »Er gibt sich solche Mühe, sich um uns zu kümmern. Es ist doch gar nicht seine Aufgabe.« Ich begann zu stottern und verstummte, ärgerlich auf mich selbst, weil ich es nicht auf die Reihe bekam, ihm zu sagen, was mich an seiner Art, mit Jonathan umzugehen, so aufregte.

Toby machte ein unzugängliches Gesicht. »Was habe ich denn getan?«

»Du hast ihm gesagt, dass du sein Essen nicht magst und dass er eine Haushälterin einstellen soll.«

Mein Vater runzelte die Stirn. »Ich fand, dass wir es ihm nicht länger zumuten können, für uns den Hausmann zu spielen. Was ist daran falsch?«

Ich schüttelte hilflos den Kopf. »Gar nichts. Du hast ja recht. Aber wie du es gemacht hast – es hat ihn verletzt.«

Er musterte mich scharf. Dann wurde seine ärgerliche Miene sanft und er drückte meine Schulter. »Du hast ihn wirklich gern, oder?«

»Ja«, antwortete ich nur. Was für eine Frage war das. Jonty war schon lange ebenso mein Vater wie Toby. Seit Maman gegangen war, hatte er sich um mich gekümmert. Er hatte mit mir Vokabeln gepaukt und vor Tests den Stoff wiederholt, er hatte mich jeden

Tag zur Schule gefahren, als ich mir im Skiurlaub das Bein gebrochen hatte, wir hatten zusammen Schach gespielt und waren gewandert, hatten Tischtennis gespielt und Bücher zusammen gelesen, er hatte mich geduldig durch meinen ersten Liebeskummer begleitet – da war ich vierzehn – und er hatte im Krankenhaus an meinem Bett gesessen. Tagelang. Nächtelang. Er hatte mir vorgelesen und mir von seinen Studenten erzählt, er war einfach da gewesen, wenn ich es nicht ertrug, allein zu sein. Er hatte in meinem Zimmer geschlafen und sich mit den Ärzten herumgestritten. Er hatte den Stoff mit mir nachgeholt, den ich in dieser Zeit verpasste. Seinetwegen hatte ich sogar in meine alte Klasse zurückkehren können.

Natürlich war auch Toby in der ganzen Zeit da gewesen. Es wäre unfair, wenn ich etwas anderes behaupten würde. Aber mit Jonty – das war etwas Besonderes.

»Ja«, wiederholte ich. »Ich habe ihn sogar sehr gern. Und du bist manchmal ganz schön eklig zu ihm.«

Er wurde nicht wütend, obwohl ich das erwartet hätte. Er senkte das Kinn auf die Brust, zog die Schultern hoch und seufzte. »Wir sind alle ein bisschen angeschlagen, Ary. Es tut mir leid, ich wollte nicht eklig zu ihm sein. Ist es in Ordnung, wenn ich mich gleich bei ihm entschuldige?«

Ich starrte ihn mit offenem Mund an. So kleinlaut hatte ich Toby noch nie erlebt. Er gab nicht gerne zu, etwas falsch gemacht zu haben. »Öh«, machte ich verblüfft, »ja. Klar. Danke.«

»Prima.« Er nickte bekräftigend. »Ich danke dir.«

Wir saßen noch eine Weile einträchtig schweigend nebeneinander. Mein Kopf pochte dumpf. Der Schmerzaffe war zu einem regelmäßigen Trommelrhythmus übergegangen, der in meinen Augen klopfte, in meinen Ohren wummerte und in meinen Zähnen zog. Ich musste eine Tablette nehmen.

Toby reckte sich und stand auf. »Holen wir was vom Chinesen? Oder willst du Fish 'n' Chips?«

»Chop Suey und Frühlingsrollen.« Ich stand etwas wackelig auf. »Und eine Tablette.«

Er hielt meinen Arm, während wir ins Haus gingen. Meine Schritte wurden wieder sicherer. »Ihr solltet euch einen Hund kaufen«, sagte ich.

Toby sah mich fragend an und öffnete die Hintertür. »Einen Hund?«

»Ja. Für die Zeit, wenn ich – also ...« Es fiel mir immer noch schwer, es einfach auszusprechen. »Jemand muss euch auf Trab halten. Es wäre gut für euch beide. Jonty braucht mehr Bewegung, er wird sonst fett.« Ich versuchte ein Lachen, das ziemlich heiser ausfiel.

Toby kniff die Lippen zusammen. »Du solltest darüber nicht nachdenken. Du bist hier. Und genauso gut könnte mir oder Jonathan morgen etwas zustoßen.« Er schloss die Tür mit so viel Nachdruck, dass es rumste.

»Ist Adrian wieder da?«, hörte ich Jonathan von oben rufen.

»Ja. Ich hole uns was vom Chinesen«, antwortete mein Vater laut. »Was willst du essen?«

Es entspann sich eine kleine Diskussion über süßsaure, knusprige Ente und gebratenen Reis, der ich nur mit halbem Ohr lauschte.

»Ein Hund«, sagte der Roshi. »Du hast manchmal lustige Ideen. Warum hast du ihm nicht gleich vorgeschlagen, er solle einen neuen Jungen adoptieren?«

Ich schnappte nach Luft. »Roshi, das war nicht nett«, flüsterte ich.

»Nein, das war es nicht.« Er musterte mich streng. »Du solltest nicht den Affen an deiner Stelle denken lassen, Édorian.«

Er war fort, ehe ich etwas darauf erwidern konnte. Ich stand allein im hinteren Flur. In der Küche hörte ich Toby und Jonathan miteinander reden, dann wurde es still. Wahrscheinlich hatten sie sich wieder mal nicht einigen können, wer das Essen holen sollte, und waren beide gefahren.

Ich öffnete die Küchentür, weil ich Teller und Besteck aus dem Schrank holen und Wasser für den Tee aufsetzen wollte.

Vor der Tür zum Garten standen mein Vater und Jonathan. Jonathan, der einen Kopf größer ist als Toby und ich, hielt meinen Vater im Arm, streichelte seinen Kopf und seine Schultern und bewegte flüsternd die Lippen. Er sah mich und gab mir mit den Augen den Wink, nicht zu stören. Ich nickte, und während ich mich leise rückwärts aus der Tür schob, neigte Jonathan den Kopf, um Toby zu küssen.

Ich schloss die Tür und lehnte mich einen Augenblick lang dagegen. Den lauten Streit der beiden heute Morgen hatte ich vergessen, bis der Joker mich daran erinnert hatte. Sie hatten sich unten in der Küche angebrüllt, und ich hatte mir die Daumen in die Ohren gestopft und meinen Kopf unter dem Kissen vergraben, weil ich nicht hatte hören wollen, worum der Streit ging. Ich hatte Angst davor, dass es wieder so sein würde wie mit Maman – dass Jonathan seine Koffer packte und fortging.

Aber nun war alles wieder gut. Alles war gut.

Novembers Tagebuch

St. Irais, 25. Mai

Liebes Tagebuch, sei mir nicht böse, dass ich mich um dich so lange nicht gekümmert habe. Aber wir hatten doch Besuch, und das hat mich ganz und gar in Anspruch genommen.

Weil Mama leidend war, habe ich mich als älteste Tochter des Hauses um unseren Gast kümmern dürfen und darum, dass alles im Haushalt seinen rechten Gang geht.

Natürlich ist Mrs Hocking die Haushälterin, und sie braucht mich wahrhaftig nicht dafür, und noch weniger braucht Bernard meine Anleitung. Ich glaube, er würde sich sogar eine Einmischung meines Vaters in seine Befugnisse verbitten. Er kann schrecklich streng sein, aber er ist der beste Butler, den Papa je gekannt hat. Jedenfalls sagt er das. Papa. Nicht Bernard.

Cousin Jules war so charmant und unterhaltsam wie immer. Und ... jetzt halt dich fest, liebes Tagebuch: Er macht mir den Hof!

Ich fürchte allerdings, dass Papa damit nicht einverstanden ist. Und ich weiß ja auch, warum. Ich bin schließlich bereits versprochen. Ich werde an meinem Geburtstag verheiratet werden. Und ich fürchte mich davor.

Denk darüber nicht nach, November. Denk nicht darüber nach!

Der Verwalter hat das Kutscherhaus wieder vermietet. Es scheinen ordentliche Leute zu sein, die dort wohnen. Ein Junge in meinem Alter ist auch dabei. Er sieht nett aus. Ich sollte einmal hinübergehen und sie begrüßen, im Namen der Familie. Papa hat dafür keine Zeit und ihm steht auch der Sinn nicht danach, und Mama ist zu krank, um das zu tun.

Papa nimmt es wohl sehr mit, dass sie so elend ist. Er ist schrecklich unleidlich und schließt sich in seinem Arbeitszimmer oder in der Bibliothek ein. Abends wäre es ganz und gar todlangweilig und traurig, wenn Cousin Jules nicht da wäre. Aber er unterhält Sam und mich auf das Allerhübscheste. Ich glaube, ich bin ein bisschen in ihn verliebt.

Sag das niemandem weiter, hörst du?

ADRIAN

Am anderen Morgen regnete es sanft und stetig. Ich schob mein Fenster hoch und atmete die kalte, feuchte Luft in tiefen Zügen. Der Garten lag hinter einem zarten Schleier verborgen, der alle Konturen verwischte und die Farben zu Schattierungen von Grau und Braun verblassen ließ, wie auf einer alten Fotografie.

Es war noch früh und im Cottage regte sich nichts. Toby und Jonathan schliefen sicher noch. Toby hatte gestern Abend zur Versöhnung noch eine Flasche Whisky geöffnet und war ziemlich angeheitert gewesen.

Ich zog meine Kapuzenjacke an, steckte die Kamera ein und ging in die Küche, um den Wasserkocher anzustellen. Ich gab einen Löffel Instantkaffee und Zucker in meinen Lieblingsbecher (schwarz, mit dem gelben Batman-Zeichen, leider ohne Henkel, der hatte einen Sturz vom Tisch nicht überlebt) und goss das kochende Wasser darüber. Dann grub ich ein ziemlich hartes, trockenes Brötchen aus dem Brotkasten und tunkte es ein. Gegen die Spüle gelehnt, genoss ich mein einsames Frühstück. Es war toll, mal vor allen anderen auf den Beinen zu sein. Ich wollte ins Dorf gehen und frische Brötchen und Muffins holen und die beiden Langschläfer damit überraschen. Und wenn ich schon da war, konnte ich gleich auch am Museum vorbeigehen.

Ich stopfte das aufgeweichte Brötchenstück in den Mund und trank den Kaffee aus. Dann holte ich einen Geldschein aus dem Zuckertopf, steckte ihn in die Jackentasche, nahm den Schlüssel vom Haken und zog die Tür hinter mir zu.

Der Regen, der von drinnen so sanft und harmlos gewirkt hatte, entpuppte sich schnell als lästige, nasse Plage. Als ich die Tür der Bäckerei aufdrückte, waren meine Hosenbeine bis zu den Knien hinauf aufgeweicht, und ich tropfte wie eine Ratte, die ins Regenfass gefallen war. Meine Turnschuhe quatschten über den gefliesten Boden. Ich kaufte Muffins und weiche Brötchen, ließ mir noch eine Plastiktüte dazu geben, damit ich sie trocken nach Hause bekam, stopfte alles unter meine Jacke und stand dann ausgesprochen missvergnügt wieder auf der Straße, während mir Wasser in den Halsausschnitt und den Rücken hinunter lief. Meine Kapuze war ebenfalls klatschnass. Ich schob sie in den Nacken und entschied, den Regen einfach zu ignorieren. Nasser, als ich jetzt war, konnte ich ohnehin nicht mehr werden.

»Mistwetter«, sagte eine vergnügte Stimme. Ich drehte mich um und sah Jeannie, heute

mit Schockpinkhaaren, Springerstiefeln und zitronengelber Regenjacke. Sie hakte mich unter. »Gehen wir zum Hafen? Da habe ich gestern ein tolles Motiv gefunden. Der Kahn, der gerade repariert wird. Der muss im Regen aussehen wie ein gestrandeter Wal. Vielleicht holst du deinen Aquarellkasten noch mal raus. Nur für mich.« Sie klimperte mit den ebenfalls pinkfarbenen Wimpern.

»Nicht mein Thema, Jeannie.« Ich gab ihrem Zerren nicht nach. »Augen. Du erinnerst dich?«

Sie zog einen Flunsch. »Immer nur Augen. Das ist doch langweilig.« Sie ließ mich los und platschte absichtlich so durch eine Pfütze, dass meine Jeans noch nasser wurde. Sie war ein Lar, also eine von den Guten – aber sie konnte einen wirklich nerven, meine Fresse!

Das Museum sah genauso abweisend und unbelebt aus wie gestern. Ich drückte ohne große Hoffnung die Türklinke herunter und wäre beinahe lang hingeschlagen, als die Tür sich ohne Weiteres öffnen ließ. Ich stolperte in das düstere Innere des Hauses und grüßte in meiner Verwirrung eine Schaufensterpuppe in kornischer Tracht, die im Eingangsbereich stand und einen Korb mit Prospekten und Ansichtskarten in den Händen hielt.

Jeannie tauchte neben mir auf und schüttelte ihre Jacke aus. »Du bist ein Trampeltier«, lachte sie.

»Danke«, sagte ich eingeschnappt. Der Vorraum, in dem wir standen, war zugestellt mit einer Garderobe, einem Schirmständer, zwei Stühlen und einem Tisch, auf dem ein wilder Wust von Flyern und Prospekten herumlag. Neben dem Tisch führte eine Tür weiter ins Innere des Hauses. Ich schob sie auf und fand mich in einem düsteren, recht großen Raum, von dem eine Treppe ins obere Geschoss führte. Durch die niedrigen, kleinen Fenster fiel ein wenig Licht herein und brachte das Glas der Vitrinen und Schaukästen, die überall verteilt standen, zum Schimmern. Außer mir – na ja, und Jeannie – war niemand im Raum.

»Hallo?«, rief ich. Um meine Füße bildete sich langsam eine Pfütze von dem Wasser, das aus meinen Hosenbeinen tropfte und von meiner Jacke troff. Wie peinlich.

Niemand antwortete auf meinen Ruf. Ich sah mich um. Das übliche Zeug, was man in solchen Museen findet, lag und stand und hing herum. Schautafeln, Vitrinen mit Scherben und Knochen, kaputte Haushaltsgegenstände, vermoderte Kleidungsstücke, ausgestopfte, mottenzerfressene Tiere. Bücher. Fotos. Landkarten. Es roch muffig und feucht. Das hier sah nicht nach einer Sammlung aus, in die ich mich auch nur einen halben Regentag lang hätte vertiefen wollen.

»Ich glaube, wir gehen wieder«, sagte ich zu Jeannie. Die hockte auf einem wahrscheinlich antiken Schemel und drehte gelangweilt ihre pinkfarbenen Haare zu Rastalocken.

»Hm«, machte sie. »Wie du willst, Ary. Du bist der Boss.«

»Wir gehen«, wiederholte ich lauter. »Auf. Los, Jeannie.«

Hinter mir auf der Treppe hörte ich jemanden kichern. Ich fuhr herum und sah in das Gesicht eines Mädchens – *des* Mädchens. Was machte sie hier? Sie stand gebückt da und blickte durch die Holme des Treppengeländers.

»Du?«, sagten wir gleichzeitig.

Sie kam eine Stufe tiefer, ging in die Hocke und betrachtete mich durch das Geländer. »Der seltsame Junge. Hast du deine Axt dabei?«, fragte sie. Ihr Lächeln ging mir durch und durch. »Und redest du immer mit dir selbst?«

Ich hob die Schultern in meiner nassen Jacke. Wie peinlich, wie peinlich! »Nein«, sagte ich etwas lauter als nötig. »Nein, ich rede nicht mit mir ... ach, das ist zu kompliziert!«

»Das glaube ich dir«, erwiderte sie ernsthaft, aber in ihren nebelfarbenen Augen schimmerte das Lachen. Sie lachte mich aus. Ich spürte, wie mir das Blut ins Gesicht schoss, und hob die Hände, als wollte ich ihr zeigen, dass ich unbewaffnet war. »Ich wollte mich hier nach dem Haus an der Klippe erkundigen. Heathcote Manor.« Was redete ich da? Das musste ihr doch total merkwürdig vorkommen, schließlich wohnte sie doch dort, oder?

Sie setzte sich auf die Stufe, faltete die Hände vor den Knien und lehnte sich gegen das Geländer. Ihr Gesicht lag halb im Schatten, aber ich konnte erkennen, dass sich eine dünne Eisschicht über ihre Miene legte. Das Lächeln war fort und ihre Augen blickten argwöhnisch und düster. Oder lag das an dem Schatten, der vom Treppengeländer auf ihr Gesicht fiel? »Heathcote Manor? Was willst du wissen?«

»Wir wohnen im Cottage daneben«, erklärte ich unnötigerweise.

Sie nickte und die Eisschicht taute für ein winziges Lächeln, das bedeutete: *Weiß ich doch, Dummkopf*. »Im Kutscherhaus. Du und dein Vater und sein Freund.« Das Lächeln wurde breiter, aber es war freundlich und ganz und gar nicht boshaft oder anzüglich, wie ich es gewohnt war, wenn mein Vater und Jonty in einem Atemzug erwähnt wurden. »Dein Vater schreibt Bücher, oder?«

»Ja.« Ich entspannte mich ein wenig. Sie schien mich nicht für so durchgeknallt zu halten, dass sie nicht mit mir reden wollte. Ich ging einen Schritt auf sie zu. Sie blieb sitzen, sah mich nur aufmerksam an. Heute waren ihre hellen Haare nicht so ordentlich geflochten, sie hatte sie nur mit einem Haargummi zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden. Und sie trug wieder so braves, ordentliches Zeug: ein dunkelblaues Kleid mit einer beigefarbenen Strickjacke darüber, Söckchen, Ballerinas. Aber sie war so unglaublich hübsch, dass es eigentlich ganz egal war, was sie anhatte.

»Adrian Smollet«, sagte ich.

Sie blinzelte verwirrt. »Ach so«, sagte sie dann. »Nova Vandenbourgh.«

Nova. Was für ein seltsamer Name war das? Ich musste ein entsprechendes Gesicht gemacht haben, denn sie runzelte die Stirn. »Eigentlich heiße ich November.«

»Ein schöner Name«, sagte ich gegen meine Überzeugung. Ich fand ihn total bescheuert.

Wer nennt seine Tochter denn »November«?

»Mein Bruder hieß Jules, mein Vater Augustus und meine Schwester April«, erklärte sie und verzog den Mund zu einem Lächeln, das nicht besonders fröhlich aussah. »Das ist ein Tick in meiner Familie. Ich hatte einfach Pech.« Hieß? War der Bruder tot? Das war kein Thema, das ich jetzt vertiefen wollte. Sie sah sogar traurig aus, wenn sie lächelte, und ich wollte sie nicht noch trauriger machen.

»November ist aber wirklich ein schöner Name«, beteuerte ich schnell.

Sie zuckte die Achseln und stand auf, um die Treppe nun endlich ganz hinunterzukommen. »Dezember wäre wohl noch schlimmer gewesen«, sagte sie. »Egal. Nova für meine Freunde.« Sie reichte mir ihre kleine, schmale Hand.

»Nun hör schon auf, mit dieser Landpomeranze zu flirten«, rief Jeannie ungeduldig. »Komm schon, Ary. Sei nicht so langweilig!«

Ich erwiderte den ernsten Blick aus diesen unglaublichen grauen Augen und antwortete automatisch: »Halt den Mund.«

Nova riss die Augen weit auf. »Bitte?«

Ich stöhnte unwillkürlich. »Hab nicht mit dir geredet. Sorry!«

Sie drehte ostentativ den Kopf von rechts nach links, nach oben und nach unten. »Sondern?«

Ich sah Jeannies freches Grinsen und ballte die Fäuste. Das und mein Gesichtsausdruck schienen Nova zu erschrecken, denn sie machte einen Schritt zurück und fasste nach dem Treppengeländer. Ich lächelte – wie ich hoffte, beruhigend – und breitete die Hände aus. Schon wieder. *Schau, ich bin unbewaffnet und harmlos.*

»Das ist schwer zu erklären«, sagte ich. Ich zuckte die Schultern und setzte mit einem Lachen hinzu: »Du weißt doch, dass ich plemplem bin.«

Sie ließ das Geländer los, aber ihr Blick blieb misstrauisch. »Also, was willst du?« Das klang nicht mehr allzu freundlich. Ich schoss einen wütenden Blick zu Jeannie, die wieder gelangweilt ihre Fingernägel betrachtete. Lar? Nein, heute definitiv Lemur!

»Lizzie vom Dorfladen meinte, ich sollte mich hier nach dem Haus an der Klippe erkundigen. Bei Ms Burges.« Ich holte tief Luft. »Du wohnst dort, oder?«, fragte ich.

Nova sah mich überrascht an. »Ich wohne hier«, sagte sie kühl. »Eliette kommt gleich.« Sie schien keine Lust mehr zu haben, sich mit mir zu unterhalten. Sie hielt sich immer noch am Treppengeländer fest und warf Blicke ins obere Geschoss, als rief sie eine höhere Macht an, sie von mir zu erlösen. Im Halbdunkel schimmerte ihr Haar wie Mondlicht und ihr Profil war so zart wie das einer Elfe.

Der Roshi lachte. »Êdorian, du besitzt wahrhaftig eine poetische Ader, aber deine Bilder sind schauderhaft. Wir sollten deinen Stil an klassischer japanischer Dichtkunst schulen.«

Ich zwang mich, ihm nicht zu antworten. Es war so schon schlimm genug. »Nova«, sagte

ich, »ich bin nicht wirklich verrückt.«

Sie sah mich nicht an. »Nein, sicher«, sagte sie, aber ich konnte an ihrem Tonfall hören, was sie wirklich dachte.

Die Tür, die aufging, erlöste uns beide aus dieser Situation. Eine Frau, ungefähr in Lizzies Alter, stellte einen tropfenden Regenschirm in den Ständer neben dem Eingang und kam dann herein. Sie sah mich fragend an, während sie ihren Mantel auszog. »Kann ich dir helfen?« Ihr Blick flog zu Nova. »Oder ist er ein Freund ...?«

»Nein, nein«, sagte Nova so laut und energisch, dass mein Gesicht ganz heiß wurde. Ich schien ja einen hervorragenden Eindruck hinterlassen zu haben! »Er wohnt im Kutscherhaus.«

»Ah, die Männerwirtschaft.« Die Frau lächelte mich an und reichte mir die Hand. »Eliette Burges. Ich betreue unser kleines Museum.«

»Adrian«, sagte ich. »Adrian Smollett. Ich interessiere mich für das Haus an der Klippe. Wer da wohnt und ... und alles. Lizzie sagte, ich sollte Sie fragen.«

»Heathcote Manor.« Sie hängte ihren Mantel an die Garderobe hinter der Tür und strich sich über die Haare. Ihr Blick flog zu Nova, als bereite ihr irgendetwas Sorge. »Hast du ihm die Broschüre gegeben?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. Ihre Miene war verschlossen und sie wich meinem Blick aus. Ganz offensichtlich hatte sie nicht die mindeste Lust, sich weiter mit mir zu beschäftigen. »Ich muss noch Vokabeln lernen«, sagte sie.

»Dann geh, Liebes.« Eliette Burges nickte ihr zu, sie wirkte beinahe erleichtert. Warum? »Ich kümmere mich um den jungen Herrn Smollett.«

Nova lief die Treppe hinauf. Ich hörte über meinem Kopf die Dielen des alten Hauses unter ihren leichten Schritten knarren und schluckte schwer an meiner Enttäuschung. So schnell und gründlich hatte ich es mir noch nie mit einem Mädchen versaut.

Eliette Burges winkte mir zu, ihr zu folgen. »Ich mache mir einen Tee«, sagte sie, während sie mir voraus in den rückwärtig gelegenen Teil des Hauses ging. »Möchtest du auch?«

»Ja, danke«, erwiderte ich. Ich hörte Jeannie stöhnen, sie rief: »Langweilig!«, und war verschwunden. Der Roshi beugte sich über eine Vitrine und studierte die darin ausgestellten Landkarten und aufgeschlagenen Bücher. Ich ließ ihn, wo er war, und folgte Ms Burges, die in einer kleinen Teeküche mit Geschirr klapperte.

Ich lehnte mich an den Türrahmen. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Nett von dir, aber nein, danke.« Sie hantierte mit einem Wasserkocher und zwei Bechern. »Ich trinke Pfefferminztee. Was möchtest du?« Sie hielt mir eine Dose mit verschiedenen Teebeuteln hin, und ich suchte mir einen schwarzen Tee mit Apfel-Zimt-Aroma heraus.

»Zucker?«

Ich verneinte. Das kochende Wasser gluckerte auf die Teebeutel, dann drückte Eliette Burges mir meinen dampfend heißen Becher in die Hand und schob mich in ein kleines, vollgestopftes Büro und auf eine durchgesessene Couch. Sie ließ sich auf einen Drehstuhl fallen, dessen Federung leise quietschte, und lehnte sich mit einem erleichtert klingenden Seufzen zurück. An ihrem Tee nippend, sah sie mich an. »Heathcote Manor«, sagte sie. »Unser lokales Spukhaus. Warum interessierst du dich dafür?«

Ein Spukhaus also, wie es sich für ein Haus in Cornwall gehörte. Ich hätte beinahe gelacht, aber stattdessen nickte ich ernst, wie Toby es immer tat, wenn er das, was jemand sagte, für vollkommen gaga hielt, und antwortete: »Es sieht aus, als hätte es eine interessante Geschichte. Ich sehe es ja jeden Tag, weil wir gleich daneben wohnen, und dachte, es könnte spannend sein, darüber etwas zu schreiben.« Ich sah ihre Miene und fügte hinzu: »Für die Schule.« Das Argument zog bei Erwachsenen immer.

Warum erzählte ich ihr nicht, dass ich eigentlich gar nicht so sehr an dem Haus interessiert war, sondern viel mehr an seinen Bewohnern? Und an denen auch nur, weil ich gedacht hatte, dass November dazugehörte? »Ist Nova Ihre Tochter?«

Sie hielt ihren Becher zwischen den Handflächen und sah mich nachdenklich an. Nova sah ihr überhaupt nicht ähnlich. Eliette Burges hatte dunkles Haar und Sommersprossen, Augen wie Kastanien und war der sportliche, kräftige Typ. Ganz und gar nicht elfenhaft. Und außerdem hieß Nova anders. Ich fing an, mich dumm zu fühlen, als sie antwortete: »Nein. Sie ist die Tochter meiner besten Freundin. November lebt hier, seit ihre Familie ...« Sie unterbrach sich und schüttelte mit ärgerlichem Gesicht den Kopf. »Das ist eine Privatangelegenheit. Und ich habe nicht den Eindruck, dass ihr euch besonders gut kennt. Wie habt ihr euch eigentlich kennengelernt?«

»Sie war bei uns im Garten.«

Sie runzelte die Stirn. »Im Garten vom Kutscherhaus? Was hat sie da gemacht?«

»Keine Ahnung. Sie kam vom Herrenhaus ...«

Ihr Gesicht wurde so düster, dass ich verstummte. Irgendetwas schien ihr daran nicht zu passen, aber sie schüttelte nur den Kopf. »Also Heathcote Manor.« Sie stellte den Becher ab und kramte in einem vollgestopften Regal neben dem Schreibtisch herum. Dann reichte sie mir eine Broschüre, die sie aus einem Stapel identischer Broschüren hervorgezogen hatte, die mit einem Gummiband zusammengehalten wurden. So vergilbt und eselsohrig, wie sie waren, lagen sie wahrscheinlich schon seit Jahrhunderten unberührt in diesem Regal herum.

Ich sah mir das Titelblatt an, das ein grünstichiges Foto unseres Nachbarhauses unter einem mit dramatischen Wolken bedeckten Himmel zeigte. »Heathcote Manor – Ein Spukhaus und seine Geschichte«, lautete der verschnörkelte Titel.

»Das ist natürlich nicht sehr ausführlich«, sagte Eliette Burges und nahm ihren Becher wieder in die Hand. »Das Haus steht seit beinahe fünfhundert Jahren dort, angeblich wurde es auf einem alten heidnischen Kultplatz errichtet. Es ist in dieser Zeit mehrmals teilweise bis auf die Grundmauern abgebrannt und wieder aufgebaut worden. Vom Pech verfolgt – wenn irgendwo der Blitz einschlägt, dann dort. Ein- oder zweimal war es Brandstiftung, einmal ist ein Feuer vom damals noch existierenden Wirtschaftsgebäude auf das Haupthaus übergesprungen, und im letzten Krieg hat es auch etwas abbekommen. Die Familie hat es immer wieder aufgebaut und weiter darin gelebt, obwohl immer auch einige der Vandenbourghs im Laufe der Generationen bei diesen Bränden gestorben sind und in seinen Mauern spuken. Es hieß, ein Fluch liege über dem Haus und der Familie.« Sie lächelte, um mir zu zeigen, dass sie natürlich weder an diesen Fluch noch an Gespenster glaubte.

Ich erwiderte das Lächeln und fragte: »Wenn das Haus der Familie Vandenbourgh gehört, wieso heißt es dann nicht so? Und warum wohnt Nova nicht dort? Sie ist doch eine Vandenbourgh, oder?«

Eliette Burges seufzte und blickte auf ihre Uhr. Der Hinweis war deutlich, aber ich musste einfach noch ein paar Dinge wissen. Vor allem die Dinge, die November betrafen.

»Heathcote Vandenbourgh war der Mann, der das Haus gebaut hat«, sagte Eliette. »Und er war der Ahnherr der Familie Vandenbourgh. Das Haus gehört jetzt Novas Großmutter, aber niemand aus der Familie wohnt dort, es ist eine Ruine. Es ist wirklich nicht besonders interessant, und diese Geschichten sind vor allem was für Touristen. Ein Spukhaus macht sich ja immer gut. Hör mal, ich habe noch einen Termin, wenn du mich jetzt vielleicht entschuldigen würdest ...« Sie trank ihren Tee aus und stellte den Becher mit einem energischen Knall auf den Tisch.

Ich sprang mit einer Entschuldigung auf und bedankte mich für ihre Geduld.

»Wenn du mehr über die Geschichte der Vandenbourghs wissen willst ...«, sagte sie, während sie mich zur Tür brachte, und schüttelte dann den Kopf. »Nein, das ist eine dumme Idee. Vergiss es.«

»Was denn?«, fragte ich.

»Es gibt jemanden hier im Ort, der sich damit beschäftigt«, fuhr sie mit deutlichem Widerwillen fort. »Milton Skegg. Er hat für das *St. Irais Journal* gearbeitet, bevor die Zeitung eingestellt wurde. Aber er ist kein guter Umgang für einen jungen Mann.« Damit öffnete sie die Tür und ich verabschiedete mich ein wenig enttäuscht. Ich hätte November gerne noch einmal gesehen, aber im oberen Geschoss blieb alles ruhig. Na gut, jetzt wusste ich ja wenigstens, wo sie wohnte. Und den Namen »Milton Skegg« hatte ich mir auch gemerkt, trotz ihrer Warnung.

Es war später geworden, als ich gedacht hatte. Ich ging den Weg nach Hause im schnellen Tempo, lief auch mal eine Strecke zwischendurch und genoss die Bewegung. Es hatte aufgehört zu regnen, aber es tropfte immer noch von den Bäumen und Büschen am Wegrand, ein stetiges leises Klingeln wie von winzigen Glöckchen. Die Sonne kam hin und wieder zwischen den Wolken durch und spiegelte sich in den Pfützen auf dem Weg, glitzerte in den tausend Tropfen und schimmerte auf den feuchten Oberflächen.

Ich rannte das letzte Stück zum Cottage hinauf und öffnete das Gartentor. Neben der Haustür stand wie ein körpergewordener Schatten, lang und dürr, mit hängenden Schultern, düster und mit grämlicher Miene der Bestattungsunternehmer. Er richtete sich auf, als er mich sah, und zog seinen Hut.

»Master Adrian«, sagte er, »entschuldigen Sie die erneute Störung, aber es wäre von eminenter Wichtigkeit, dass Sie mir einige Augenblicke Ihrer kostbaren Zeit schenken.«

Ich prallte zurück, als wäre ich gegen ein Hindernis gerannt. In meinen Ohren rauschte der Zorn. »Habe ich nicht gesagt, dass ich das nicht will? Lassen Sie mich in Frieden!«

Er nickte resigniert, und sein bleiches Gesicht wurde noch länger und noch trauriger. »Vergeben Sie mir«, flüsterte er. »Es liegt mir fern, Sie zu belästigen.« Er krampfte die Hände ineinander, dass sich seine Knöchel durch den Stoff der Handschuhe abzeichneten. »Aber ich möchte Sie warnen, Master Adrian. In aller Freundschaft ...« Seine farblosen Augen sandten eindringliche Blicke, die ich ebenso ignorierte wie sein aufdringliches Gewisper. Ich schob mich an ihm vorbei, achtete darauf, ihn nicht zu berühren, und öffnete die Haustür.

Als sie hinter mir ins Schloss fiel und Moriarty und seine zischelnde Stimme ausschloss, holte ich tief Luft. Er machte mir Gänsehaut, wirklich.

Ich ging in die Küche, weil ich annahm, dass Toby und Jonathan dort saßen, Tee tranken und Zeitung lasen. Aber die Küche war leer, auf dem vollgekrümelten Küchentisch stand gebrauchtes Geschirr und eine Kanne mit einem Rest kaltem Tee, im Haus war es totenstill.

Ich legte die Tüte vom Bäcker auf die Anrichte, räumte den Tisch ab und wischte ihn sauber, dann hängte ich den Lappen über die Spüle und sah dabei aus dem Fenster. Im Garten, in der Nähe der großen Magnolie, die gerade zu blühen begann, lag etwas Unförmig-Undefinierbares auf dem Boden – ein großer Stein oder ein Haufen Lumpen? Wie sollte so etwas in den Garten gekommen sein? Heute Morgen hatte es jedenfalls noch nicht dort gelegen.

Ich stieß die Hintertür auf und ging darauf zu. Hatte jemand einfach einen Müllsack in unseren Garten geworfen? Ich hörte Fliegen summen und ein widerlicher Geruch stach in meine Nase.

Dann hatte ich das Ding erreicht und starrte es ratlos an. Was war das? Es war mit Stoff umhüllt, wie ein menschlicher Torso, dunkel vor Nässe, und lag in einer beinahe schwarzen Pfütze. Der Stoff war zerrissen und zerfetzt, und darunter war ... blutiges Fleisch? Das Schimmern von Knochen und Sehnen? Und es stank nach Blut und Scheiße ...

Das war ein widerlicher, ekliger Streich. Da hatte jemand ein geschlachtetes Tier in Kleider gewickelt und hier abgelegt. Ich würgte, wandte mich ab und wollte ins Haus zurück, um nachzusehen, ob Toby im Arbeitszimmer war. Das musste weggeschafft werden. Wie ekelhaft. Irgendein Irrer hatte offensichtlich etwas gegen meine Familie.

Im Wegdrehen trifft mein Blick auf die heruntergefallenen Mauersteine, die neben der Magnolie im Gras liegen. Eben war da noch nichts gewesen, aber jetzt hockt der Joker auf dem Steinhaufen, hat seine langen Beine in den engen Hosen übereinandergeschlagen und wippt mit dem Fuß, der in einem schwarzen, spitzen Lederschuh steckt. Er grinst mich an und winkt. Seine Hand sieht seltsam aus. Neben seinem Fuß liegt unsere Axt, ihr Blatt ist rot verschmiert. »Hallo, Adrian«, sagt der Joker und zwinkert mir heftig zu. »Hattest du einen schönen Ausflug? Ein bisschen mit der kleinen Blonden herumgemacht, hm?« Er streicht sich geziert durch die grünen Haare. Seine Finger wackeln unkoordiniert herum, und ich erkenne mit einem Gruseln, dass es nicht seine eigene Hand ist, die da durch seine Haare streicht – er hält einen abgetrennten Arm in der Hand. Einen Puppenarm, was sonst? Ich schlucke und mache unwillkürlich einen Schritt auf ihn zu. Mein Fuß stößt an etwas Hartes und gleichzeitig Nachgiebiges, das mit einem schmatzenden Geräusch davonkullert. Es bleibt liegen und ein abgetrennter Kopf starrt mich aus blutigen Augenhöhlen an.

Ich reiße meinen Blick von dem Anblick los und sehe den Joker an, der sich gerade einen glotzenden Augapfel in den Mund steckt und zerbeißt. »Lecker«, sagt er.

»Was ...«, krächze ich. In meinen Ohren donnert der Puls und mein Blick verschwimmt. Der abgetrennte Kopf. Die Hand. Der Körper ohne Gliedmaßen. Das Auge. Ich kenne jedes einzelne Teil und will es nicht wahrhaben. Es kann nicht sein. Es darf nicht sein. Mein Geist schreit laut und schrill, damit ich meine Gedanken nicht hören kann.

Ich bin, ohne es zu bemerken, auf den Joker zugetaumelt. Er zwinkert, lacht und streichelt mir mit der toten Hand über den Kopf. »Braver Junge«, sagt er mit seiner schrillen Stimme. »Schau mal, wir haben dir eine Schaukel an den Baum gehängt.« Er packt meine Schulter und dreht mich um, und ich bin viel zu geschockt, um mich zu wehren.

Von einem der stärkeren Äste hängt ein Körper herab, schaukelt sacht im Wind, der vom Meer kommt. Ein violett angelaufenes Gesicht, hervorquellende Augen, eine dicke, aus

dem Mund tretende Zunge ...

»Sag ›Hallo Daddo‹«, flüstert die Stimme des Jokers in mein Ohr. Die tote Hand landet auf meiner Schulter und tätschelt sie. Jontys Hand. Meines Vaters dunkel angelaufenes Gesicht, sein schlaff an dem Seil baumelnder Körper.

Ich höre mich schreien und beobachte mit beiläufigem Interesse, dass ich anscheinend gerade dabei bin, in Ohnmacht zu fallen. Wie unglaublich komisch das aussieht. Fast so komisch wie der zerfleischte, zerhackte Leichnam auf dem Boden und der Gehängte an seinem Ast. Sehr, sehr ulkig. Wirklich, eine so komische Familie, diese Smolletts! Ich kreische vor Lachen, und es ist das irre Lachen des Jokers, das aus meinem Mund schrillt.

»Habe ich jetzt vielleicht für einen Moment Ihre Aufmerksamkeit, Master Adrian?«, fragt Moriarty. »Es wäre wirklich sehr dringend!«

Novembers Tagebuch

St. Irais, 28. Mai

Ich bin wirklich hinüber ins Kutscherhaus gegangen, mit einem Korb voller leckerer selbst gemachter Sachen, den Mrs Hocking mir gepackt hat. Sie fand es sehr angemessen und passend, dass wir die neuen Mieter willkommen heißen, und hat sich gefreut, dass ich die Aufgabe übernehme.

Pastete und Butter, ein frisches Brot und ein halber Kuchen waren in dem Korb, ein Glas von ihrer wunderbaren Erdbeerkonfitüre und sogar ein paar Scheiben vom Roastbeef, das wir gestern hatten. Ich finde, dass das ein sehr schöner Willkommensgruß ist!

Ich wurde sehr freundlich empfangen von dem neuen Mieter. Er bat mich herein und wir tranken Tee. Sein Sohn kam hinzu und wir haben angeregt geplaudert. Es sind gebildete und wohlerzogene Menschen, das ist angenehm.

Der Junge, er heißt ... Alan? Hadrian? Ich habe wahrhaftig seinen Namen vergessen, wie ungeschickt von mir. Nun werde ich das Mädchen wohl mal ins Kutscherhaus schicken müssen, dass sie ihn unauffällig herausfindet und mir sagt. Wie unangenehm wäre es, wenn wir uns begegnen und ich wüsste ihn nicht anzureden!

Er hat ganz sonderbare Augen. Karamellfarben mit einem dunklen Rand um die Iris. Ein Licht brennt in ihnen, das ganz außergewöhnlich ist. Er ist kein auffälliger Junge, ein wenig blass, dunkelhaarig, nicht sehr groß, schlank. Eigentlich jemand, dem man in der Menge keinen zweiten Blick schenkt. Aber wenn man sich mit ihm unterhält, ist er ... besonders. Er hat ein wunderschönes Lachen und eine ganz erstaunlich tiefe Stimme für einen Jungen.

Wie alt mag er sein? Etwa so wie ich, vielleicht ein Jahr älter. Ich habe mich in seiner Gegenwart wohlgeföhlt. Als würden wir einander schon lange, lange kennen.

Oh. Jetzt schreibe ich seitenlang über unseren Nachbarsjungen. Wenn das jemand liest!

ADRIAN

Mein Bett. Es schien zu schaukeln. Mir war übel und schwindelig. Wie war ich in das Bett gekommen? Ich hatte das Museum verlassen, war zum Cottage zurückgekehrt ... und dann? Was war dann geschehen?

Ich öffnete die Augen. Das besorgte Gesicht meines Stiefvaters. Seine Hand strich über meine Stirn. Ich riss unwillkürlich den Kopf beiseite, weil die Berührung mir einen unsäglichen Schrecken einjagte, den ich mir selbst nicht erklären konnte.

»Was ist passiert?«, fragte ich. Meine Zunge war so schwer, dass ich nuschelte.

Jonathan hob in einer ratlosen Geste die Schultern. »Wir waren im Arbeitszimmer, Toby hat mir eine Stelle aus seinem Manuskript vorgelesen, mit der er nicht zufrieden ist. Dann haben wir dich im Garten schreien hören. Du hast neben dem Steinhaufen gelegen. Bist du gestürzt? Tut dir was weh? Ich habe keine Verletzung gefunden.«

Ich strampelte, um mich aufzusetzen. Meine Knochen schienen aus Gelee und meine Muskeln aus Pudding zu bestehen. Jonathan griff zu und half mir. »Toby ist auf dem Weg nach London«, sagte er. »Er hat morgen früh einen Termin im Verlag. Auf dem Rückweg will er bei Dr. Cockerell vorbeifahren und sie fragen, ob wir an deiner Medikation etwas verändern sollten.« Sein besorgter Blick wurde noch eine Spur düsterer. »Ich finde, dass es dir in letzter Zeit nicht gut geht.« Er räusperte sich, fuhr verlegen mit der Hand über sein Gesicht. »Hast du ... siehst du immer noch diese Wesen?«

Ich senkte den Kopf. Meine Finger zerrten an der Decke, mit der ich zugedeckt war. Ich hatte Jonathan vor einem halben Jahr von meinen Laren erzählt. Und von dem Joker. Was für ein Idiot war ich gewesen, darüber mit jemandem zu reden, auch wenn dieser Jemand Jonty war!

Ich mied seinen Blick, aber ich konnte ihn beinahe spüren. »Nein«, log ich. »Nein, das war nur eine Phase. Alles gut, Jonty. Wirklich. Bis auf die Kopfschmerzen.« Und den Joker. Den Roshi. Meinen Genius. Den Bestattungsunternehmer. Die alte Frau – die Liste wurde immer länger. Irgendwann würde ich vor lauter Laren und Lemuren die echten Menschen in meiner Nähe nicht mehr sehen, und das würde mich an den Ort bringen, wo die Wände aus Gummi und die Jacken mit extralangen Ärmeln ausgestattet waren. Falls ich bis dahin noch lebte.

»Ary?« Seine Hand berührte mich an der Wange. »Kann ich dir helfen?«

Ich schüttelte den Kopf und biss die Zähne aufeinander. Niemand konnte mir helfen.

Aber jetzt gerade hatte mich die Angst in ihren Klauen, schüttelte mich durch, riss an mir wie ein Raubtier. »Jonathan«, stieß ich hervor, »verlass mich nicht. Bitte.«

Er hatte sich schon halb erhoben, sank auf den Stuhl zurück und griff nach meiner Hand. »Ich bin doch hier«, sagte er besänftigend.

»Nein. Nein, das meine ich nicht.« Ich zwang mich, ruhig zu atmen. Was war denn los mit mir? Wenn ich mich nicht zusammenriss, würde ich gleich losflennen wie ein Baby. Was war da draußen mit mir geschehen?

»Ich meine – geh nicht fort. Wie Maman.«

Ich erwartete, dass er protestieren würde, lachen, mich beruhigen ... aber er schwieg, und das machte mir nun richtig Angst. Ich riss die Augen auf und starrte ihn beschwörend an.

Er saß da, ruhig und breit, mit gesenktem Blick und nachdenklicher Miene. Jonathan war in den letzten Jahren mein Fels gewesen, an den ich mich hatte klammern können, wenn die Strömung zu stark wurde, wenn es stürmte, wenn die Brandung mich mit sich reißen wollte. Wenn er nun auch ging, wenn er wirklich fortging ...

Er blickte auf und sah mich ernst an. »Wir haben es im Moment nicht leicht miteinander, Toby und ich«, sagte er. »Es tut mir leid, dass du davon überhaupt etwas mitbekommen hast. Wir haben uns sehr bemüht, es dich nicht spüren zu lassen.«

Ich fröstelte und zog die Decke höher. »Wie schlimm ist es?«

Er beugte sich vor und umarmte mich fest. »Hab keine Angst«, sagte er leise. »Ich gehe nicht weg von euch. Wenn Toby mich loswerden will, müsste er dazu die Axt benutzen.« Er lachte, aber mir fuhr ein eiskalter Schreck durch die Knochen. Ich japste und zuckte zurück. Bilder. Bilder voller Blut und Gewalt. Ein zerstückelter Körper und ein blutiger Kopf ohne Augen. Die höhnisch winkende Hand eines Toten. Der am Ast baumelnde Mann. Ich schlug die Hände vor die Augen, um die Bilder draußen zu halten, aber sie waren in mir, eingebrannt, in mein Bewusstsein eingeätzt, lodernd und kalt zugleich. Ich bemerkte, dass ich zu hyperventilieren begann und dass Jonathan mich mit sicheren Handgriffen zum Liegen brachte und meinen Brustkorb massierte, während er beruhigend auf mich einredete. Ich verstand in meiner Panik keines seiner Worte, aber der Klang seiner Stimme holte mich nach und nach wieder zurück.

Ich erinnerte mich, was Dr. Cockerell mir über ruhige, tiefe Atmung beigebracht hatte, und zwang mich dazu, auch wenn das Tier in mir nach Luft gierte, nach Sauerstoff schrie, hecheln wollte, Luft in die ohnehin schon vollen Lungen pumpen, weil es zu ersticken fürchtete.

Langsam. Tief. Ruhig. Nicht denken. Nicht an den Mann im Baum, nicht an den auf dem Boden. Und während ich diese Bilder wegschob, sie mit Gewalt an den Rand meines Bewusstseins drängte, erkannte ich, dass die beiden Toten nicht Toby und Jonathan waren. Ich kannte sie nicht, keinen von beiden. Es waren fremde Gesichter, mir vollkommen

unbekannte Menschen.

»Es geht wieder«, keuchte ich, und meine eigene Stimme klang mir fremd. »Danke.«

Jonathan richtete sich auf und sah mit schräg gelegtem Kopf auf mich herab. »Möchtest du schlafen?«

Wollte ich schlafen? Ich fürchtete mich ein wenig vor den Bildern, mit denen ich dann allein sein würde. Ich rieb mir über die Kalte Stelle, als könnte die Berührung die Bilder vertreiben.

Jonathan runzelte die Stirn. »Hast du Schmerzen?«

Nein, ich hatte keine Schmerzen. Jedenfalls nicht mehr als normalerweise. Ich schüttelte den Kopf. »Du brauchst nicht hierzubleiben«, sagte ich. »Ich werde ein bisschen dösen.«

Er nickte erleichtert, beugte sich zu mir und gab mir einen Kuss. Das hatte er seit Jahren nicht mehr getan – ich musste ihn wirklich in Angst und Schrecken versetzt haben. Ich rieb mir verlegen über den Mund. Er lächelte schief und legte kurz seine große Hand auf die Kalte Stelle. Es tat gut. »Ruf mich, wenn du etwas brauchst.«

Ich dümpelte eine Zeit lang auf der Oberfläche des Schlafes wie ein Boot, das sich von der Leine gerissen hat. Das Rauschen des Atlantiks war so beruhigend wie das Summen einer Stimme. Das Meer und der Wind erzählten mir Geschichten vom Fortgehen und Anderswo-Ankommen, von fernen Ufern und geheimnisvollen Tiefen, von Wolken, die hoch oben über allem anderen durch den Himmel ziehen und sich am Ende ihrer Reise in Tränen und Nebel auflösen.

Ich wurde ganz melancholisch davon, aber es war ein gutes Gefühl, nicht schneidend und scharf, sondern weich wie der Regen und verschwommen wie Frühnebel über einer Wiese – einfach angenehm.

Ich seufzte, drehte mich auf die Seite und legte die Wange in die Hand. Blasse Augen betrachteten mich ohne Regung. »Master Adrian?«, flüsterte er.

Moriarty saß auf dem Stuhl neben meinem Bett, die Hände in grauen Handschuhen akkurat auf seinen Oberschenkeln ausgerichtet. Der Hut neigte sich, als Moriarty sich ein wenig vorbeugte und wisperte: »Es ist wirklich dringend. Ich belästige sie nur sehr ungern erneut, Master Adrian, aber wenn Sie mir kurz Ihr Gehör schenken könnten ...« Er sah mich erwartungsvoll und hoffnungslos zugleich an.

Ich war zu matt, um mich gegen ihn zu wehren. »Was wollen Sie von mir?«, antwortete ich.

Moriartys Augen weiteten sich ein wenig. Ich sah das Blut in den Äderchen pulsieren. »Sie wollen wirklich mit mir reden, Master Adrian?«

Seine offensichtliche Überraschung brachte mich zum Lachen. »Es bleibt mir doch kaum etwas anderes übrig, so hartnäckig, wie Sie mich verfolgen.«

Er senkte den Blick für einen kurzen Moment auf seine Hände. Dann sah er mich wieder an, beinahe flehend. »Sie interessieren sich für die Vorgänge um Heathcote Manor«, begann er flüsternd zu sprechen. »Das ist ein nicht ganz ungefährliches Interesse, Master Adrian. Ich bin hier, um Sie zu warnen.« Er klapperte mit den Lidern wie eine Puppe. Anscheinend erwartete er eine Antwort von mir.

»Gefährlich – warum? Und warnen – wovor?« Ich war zu erledigt, um anders als schroff auf seine umständliche, geheimniskrämerische Art zu reagieren. »Ich soll also meine Nase dort nicht hineinstecken, oder mir und meiner Familie wird etwas Schreckliches zustoßen. Richtig?«

Er fuhr zurück, als hätte ich ihn geschlagen. Auf seinen Wangenknochen erschienen hellrote, kreisrunde Flecken. »Nein, aber nein«, rief er aus. »Mitnichten, Master Adrian. Ich möchte Sie nur eindringlichst darauf hinweisen, dass Sie sich äußerster Wachsamkeit befleißigen müssen, sollten Sie sich mit dieser Angelegenheit beschäftigen.«

Ich sortierte seine geschraubte Ausdrucksweise in meinem benommenen Kopf. Was wollte er von mir? »Worauf wollen Sie hinaus?«

Er rang seine Hände. Das war etwas, worüber ich bisher nur gelesen hatte, und ich hatte mich immer schon gefragt, wie so etwas wohl aussehen würde. Jetzt wurde es mir demonstriert – es sah so aus, als würde man ein imaginäres Kaninchen erwürgen. Ich riss meinen Blick von seinen Händen los und sah ihm ins Gesicht. Er hatte die Lippen von den langen, gelben Zähnen zurückgezogen und sein Gesicht in schmerzliche Falten gelegt.

»Master Adrian«, stammelte er, »ich befinde mich in einer wahrhaft unangenehmen Zwickmühle. Ich darf Ihnen nicht mehr sagen als das: Geben Sie ungemein acht. Lassen Sie sich nicht täuschen oder in die Irre führen. Es sind Kräfte am Werk, die Böses im Schilde führen. Vertrauen Sie niemandem, gerade dann nicht, wenn er Sie anlächelt und freundlich zu Ihnen ist. Uralte Bosheit spinnt ihre Fäden, und Sie, Master Adrian, und Ihre Familie haben das Netz der Spinne schon zum Erzittern gebracht.« Er schnappte nach Luft und zog ein Tüchlein aus seiner Brusttasche, um sich das Gesicht zu trocknen, obwohl ich nicht erkennen konnte, dass er ins Schwitzen geraten wäre.

Seine theatralische Warnung ließ mich den Kopf schütteln. Was dachte er, wo wir waren? Auf Dagobah? *Schwer zu sehen, in ständiger Bewegung die Zukunft ist?* Alles klar, Meister Yoda.

»Sie lächeln«, sagte er kummervoll. Er faltete das Tüchlein sorgfältig wieder zusammen und steckte es zurück in die Tasche. »Ich muss befürchten, dass ich umsonst gekommen bin.«

»Warten Sie, Mr Moriarty.« Ich schüttelte die Benommenheit ab und setzte mich auf. »Was ist mit Heathcote Manor? Können Sie mir über das Haus etwas sagen? Zum Beispiel, wer dort wohnt?«

Er leckte sich kurz und nervös über die Lippen. Seine Zunge war grau und spitz und hinterließ keine Feuchtigkeit. Er blinzelte mehrmals. »Das Haus ist ein Ort der Bosheit«, sagte er dann. »Es hält seine Bewohner für alle Zeit gefangen und lässt niemanden mehr frei von dannen gehen, der es gewagt hat, länger in seinen Mauern zu verweilen.«

»Ach, kommen Sie!« Sein Geschwätz begann mich zu nerven. »Und in den Kellern hausen die Großen Alten. Fhtagn! Sie haben zu viel Lovecraft gelesen.«

Seine Miene veränderte sich nicht. Er nickte langsam und bedächtig. »Ja. Ganz recht. In seinen Kellern wohnt das Böse, und dessen giftiger Einfluss reicht weit über die stofflichen Begrenzungen des Hauses hinaus. Sie spüren ihn doch sogar hier in Ihrem friedlichen Domizil, Master Adrian.«

Ich wollte lachen, aber das Lachen verging mir, als ich über seine Worte nachzudenken begann.

»Was raten Sie mir also?« Meine Augen schmerzten, und die Kalte Stelle trieb einen eisigen Dorn tief in meinen Kopf.

Seine betübte Miene hellte sich um eine winzige Schattierung auf. Meine Frage schien ihn zu erleichtern. Er beugte sich noch ein wenig näher zu mir. »Gehen Sie behutsam und mit Klugheit vor, Master Adrian. Hören Sie auf die Stimme der Vernunft. Und wenn Sie das Große Licht am Horizont sehen – folgen Sie ihm.« Er nickte mehrmals bedeutungsvoll. Ich verdrehte die Augen. Was für ein Geschwurbel!

»Danke«, sagte ich, nur um ihn endlich loszuwerden. »Ich werde Ihre Worte beherzigen, Mr Moriarty.«

Er erhob sich und deutete eine Verbeugung an. »Es erleichtert mich ungemein, das aus Ihrem Munde zu hören«, erwiderte er. »Sie sind ein verständiger junger Herr, Master Adrian.«

»Warten Sie.« Ich drehte mich so, dass ich mich gegen die Wand lehnen und ihn ansehen konnte. Mein Kopf schien Anstalten zu machen, zu zerspringen oder mir einfach vom Hals zu fallen. Ich musste den Impuls unterdrücken, ihn festzuhalten. Nadeln stachen in meine Augen. Der eisige Druck, der von der Kalten Stelle ausging, wurde bohrend und scharfkantig. »Warten Sie. Ich muss es jetzt wissen. Sind Sie ein Lemur, Mr Moriarty? Oder gehören Sie zu den Guten?«

Moriarty spitzte die blassen Lippen zu einem nachdenklichen, tonlosen Pfiff. »Lar oder Lemur? Sie stellen Fragen, Master Adrian. Sie stellen Fragen!«

Er war fort, ohne dass ich sein Hinausgehen bemerkt hätte. Ich schlug mit der Faust auf mein Knie. Er hatte sich wieder um die Antwort gedrückt, also war es klar: ein Lemur. Was bedeutete das nun im Hinblick auf seine Warnung? Log er mich an, oder sagte er womöglich die Wahrheit, ging aber davon aus, dass ich seine Worte für eine Lüge halten würde? Ich war nicht klüger als zuvor.

Ich ließ mich in mein Kissen zurückfallen und zog die Decke über den Kopf. Schlafen. Schlafen. Und bitte nicht träumen.

Dies ist einer von den Tagen, an denen ich nicht aufstehen möchte. Ich möchte liegen bleiben, mir die Decke über den Kopf ziehen und den Tag verstreichen lassen. Zusehen, wie der Streifen Sonnenlicht über die niedrige Zimmerdecke wandert, von einem schwarz gestrichenen Balken zum nächsten, wie die Ziffern einer Sonnenuhr, bis es schließlich dämmt und wieder Nacht wird. Liegen. Mit offenen Augen vor mich hin dämmern. Nicht denken. Nichts fühlen.

Aber ich stehe auf – denn ich weiß, wenn ich nachgebe, wenn ich liegen bleibe, dann ...
Dann werde ich wahrscheinlich nie wieder aufstehen.

NOVEMBER

Wenn mich jemand fragt, wie es mir geht, dann darf ich nicht antworten, was die Wahrheit wäre: Ich bin wütend.

Es ist Frühling und ich bin wütend.

Tante Eliette fährt mit mir nach Truro und wir gehen einkaufen, ich komme mit Bergen von neuen Kleidern und Büchern nach Hause – und ich bin wütend.

War ich jemals in meinem Leben etwas anderes als das? Wütend oder traurig?

Ich kann mich nicht erinnern.

Natürlich ist es besser, wütend zu sein, als rumzuheulen.

November starrte auf das Tagebuch und biss sich dabei so heftig auf die Lippe, dass es schmerzte. Sie war voller Zorn und Hass auf die Welt, die gleichgültig und rücksichtslos weiter um ihre Achse rotierte, sich um die Sonne drehte, mit der Galaxis ihre Bahn durch ein gleichgültiges und rücksichtsloses Universum zog, während sie, November, hier an ihrem Tisch in der Kammer unter dem Dach saß und vor Wut und Trauer beinahe implodierte.

Sie warf den Kugelschreiber auf die Tischplatte und schob das Tagebuch unter den Stapel mit Schulbüchern. Mathe. Die Aufgaben, die Jamie ihr aufgegeben hatte, waren noch nicht fertig. Aber so wütend, wie sie war, konnte sie sich nicht auf Algebra konzentrieren, beim besten Willen nicht!

Sie sprang auf und riss ihre Strickjacke vom Haken hinter der Tür. Sie rannte die Treppe hinunter. Tante Eliette saß hinten in ihrem kleinen Büro und arbeitete. Das Radio war auf einen Klassiksender geschaltet, der leise Hintergrundmusik dudelte. November umging die knarrende letzte Stufe und schlich zur Tür.

»Nova, wohin gehst du?«

November stieß einen Seufzer aus. Tante Eliette hatte Luchsohren und wahrscheinlich eine Kamera im Türpfosten installiert, nur um sie auszuspionieren und zu überwachen. »Ich muss nur mal eben rüber zu Lizzie. Hab keine Tintenpatronen mehr.«

»Bring mir Zigaretten mit«, erklang die Antwort. November seufzte wieder und machte kehrt, um Geld einzustecken.

Eigentlich hatte sie nur ein bisschen die Straße auf und ab laufen wollen. Vielleicht ein paar Steine ins Hafenbecken werfen und gegen einen Baum treten. Ein bisschen schreien.

Sie schnaufte und stemmte die Hände in die Jackentaschen. Der kühle Wind ließ den Rocksaum gegen ihre Beine flattern und eine Gänsehaut auf ihren Schienbeinen erblühen. Idiotisch. Seit sie wieder hier in St. Irais war, trug sie nur noch diese albernsten Mädchenklamotten. Warum eigentlich? Heute Morgen hatte sie vor ihrem Schrank gestanden, ihre Lieblingsjeans in der Hand, und dann hatte sie sie wieder zurückgelegt und das klein geblümete Kleid mit dem braven runden Kragen angezogen. Dabei hatte sie ihren Händen zugesehen, wie sie die Knöpfe schlossen, und sich vollkommen abwesend gefühlt, beinahe so, als wäre jemand Fremdes in ihren Körper geschlüpft, hätte sie sanft beiseitegedrängt und die Regie übernommen.

Sie folgte ihren Füßen die Straße hinunter. Dieses Gefühl, dass sie es nicht war, die die Entscheidungen traf, war mal stärker und mal schwächer, aber es verfolgte sie, seit ihre Eltern ... seit diesem Tag, als ...

Die Gedanken schwappten davon. Der Wind flaute ab und November genoss die Sonnenstrahlen auf ihrem Gesicht.

Nur in Momenten wie diesen, wenn die Sonne schien und das Dorf so friedlich und verschlafen vor ihr lag, wagte sie es überhaupt, an das Haus zu denken, denn es verursachte ihr Alpträume, und zwar nicht im übertragenen Sinne. Wenn sie die Augen schloss, war das Haus in ihrem Kopf. Sie fand sich in seiner Halle stehend, über ihrem Kopf nichts als Dunkelheit, das Flattern von Flügeln und das Flüstern des Windes. Sie war allein, aber trotzdem atmete jemand in ihrer Nähe. Sie wusste, dass sich kein Mensch außer ihr dort aufhielt, aber da waren Schritte und Stimmen, fernes Gelächter und Musik.

Seit dem Unfall suchten die Träume sie jede Nacht heim. Und am Tag lief sie wie im Nebel herum und musste dem Drang widerstehen, nach Hause zu laufen. *Nach Hause!* Sie hatte nie dort gelebt. Ihre Eltern hatten mit November und ihren Geschwistern in einem schäbigen Cottage ein Stück außerhalb von St. Irais gewohnt, und sie hatten November, als sie zehn war, in ein Internat nach Kent geschickt. Seither war sie nur in den Ferien wieder nach St. Irais gekommen – und natürlich, nachdem ... nachdem das Schreckliche geschehen war.

Tante Eliette wollte, dass sie im Herbst wieder auf das Kent College zurückkehrte, und November war ihr dankbar dafür. Hier hielt sie nichts, noch nicht mal eine Erinnerung. Sie holte den Stoff auf, den sie verpasst hatte, wobei ihr Jamie Hewett, ein älterer Junge aus dem Dorf, half, und zählte die Tage bis zum neuen Schuljahr.

Der Junge. Nicht Jamie Hewett – der Junge aus dem Kutscherhaus, dieser seltsame, blasse Junge mit den irritierenden Augen. Wie er mit der Axt in der Hand vor ihr gestanden hatte, wäre ihr beinahe das Herz stehen geblieben.

Warum hatte er sich bei Eliette nach Heathcote Manor erkundigt? Er hatte ihr vorgeschwindelt, es wäre für die Schule, aber sie kannte diese Art von kleinen Lügen, die

man Erwachsenen servieren musste, damit sie keine unangenehmen Nachfragen stellten. Sein Interesse galt dem *Haus*. Und vielleicht auch ein bisschen ihr ...

November riss ihre Gedanken mit Mühe von dem Jungen und dem Haus los. Die beiden schienen irgendwie zusammenzugehören. So, wie sie selbst und das Haus auch irgendwie zusammengehörten, auf eine seltsame, kranke, widerliche Art, die ihr Angst machte. Sie atmete tief ein und wieder aus und zwang ihre Aufmerksamkeit auf das schöne Frühlingswetter und die hübschen Farben der Blumen, die überall in den Vorgärten blühten.

Sie ging viel zu wenig hinaus. Tante Eliette drängte sie immer, aber November saß lieber in ihrem Zimmer in dem zerschissenen Ohrensessel und las. Einen Becher Kakao oder Tee neben sich, einen Stapel Bücher aus der Bibliothek auf dem Hocker, gegen den sie auch ihre Füße in den dicken Stricksocken stemmte. Es war schön und friedlich und niemand konnte kommen und ihr wehtun.

»Nova Vandenbourgh«, rief Lizzie vom Dorfladen und stemmte die Hände in die Hüften. »Was für eine Ehre! Womit kann ich dir dienen?«

November hasste Lizzie. Diese aufgesetzte Fröhlichkeit, diese falsche Herzlichkeit, dieses lackiert wirkende Lächeln, die babyblauen Puppenaugen mit den klappernden Lidern ... »Zigaretten für meine Tante«, sagte sie schroff.

»Zigaretten für Eliette. Soso.« Lizzie zwinkerte ihr zu und nickte verschwörerisch. »Du weißt aber, dass ich die dir eigentlich nicht verkaufen dürfte, oder?«

November knallte die abgezählten Münzen auf den Tresen und drehte sich zur Zeitschriftenauslage um. Sie schob die Ärmel ihrer Strickjacke hoch und tat so, als vertiefte sie sich in die Hochglanzcover. Wütend. So wütend, dass sie am liebsten all diese Abbilder von grinsenden Visagen und gelackten Frisuren, von schicken Vorgärten, Nobelschlitten und Couture-Klamotten gepackt und in kleine Stückchen zerfetzt hätte. Wie sehr sie es hasste, wieder hier zu sein, in diesem Dorf, bei diesen Menschen, im übermächtigen Schatten dieses Hauses.

Wieder vor dem Laden, holte sie tief Luft. Sie stopfte die Zigarettenpackung in die Tasche und verschränkte die Arme. Was jetzt? Sollte sie noch zum Hafen hinuntergehen? Sie blickte unentschlossen die Straße hinauf und hinab. Dieses unsäglich öde Kaff mit seinen Steinhäusern und Gärtchen, den Touristenläden und ihren immer gleichen Auslagen ... Sie hasste es mit einer Inbrunst, die sie beinahe zerriss. Sie wollte hier nicht sein. Warum zwang man sie dazu, an diesem Ort zu leben? Nur weil ihre Familie aus St. Irais stammte? Was war das für ein Grund?

Sie ging mit schnellen, harten Schritten die Straße in Richtung Hafen hinunter und schenkte weder den Tea Rooms noch den kleinen Andenkenläden einen Blick. Niedrige Häuser aus grauem Stein, die sich vor dem Wind zwischen grüne Hügel duckten, mit grau

gedeckten Dächern, sauberen weißen Sprossenfenstern, rot und grün lackierten Türen. Schmale, steile Straßen, das Schreien der Möwen und der Geruch des Atlantiks ... alles so malerisch und so wunderschön und so zum Kotzen.

»November«, hörte sie eine Frau rufen. »November Vandenbourgh!«

Sie ging schneller, tat so, als hätte sie nichts gehört.

Die alte Frau stand plötzlich vor ihr, und November hätte sie umrennen müssen, um ihr zu entgehen. Sie blieb stehen und ließ es zu, dass die Frau ihr die Hand auf den Arm legte.

»November«, sagte sie. »Kind, warum läufst du vor mir weg?«

November blickte starr an der alten Frau vorbei. »Ich?«, erwiderte sie. »*Du* willst nichts von *mir* wissen. Du verdrehst da was.« Sie zog ihren Arm unter der Hand weg. »Darf ich weitergehen?«

»Das ist nicht richtig.« Die alte Frau verspernte ihr immer noch den schmalen Gehweg. Sie stützte sich auf ihren Stock. November spürte ihren Blick, saugend, bohrend, fordernd. »Komm mit mir, lass uns einen Tee trinken und miteinander reden.«

»Nein, danke.« Die Nähe der alten Frau war ihr unangenehm wie ein widerlicher Geruch oder ein zu enges Band um die Brust. »Ich möchte jetzt weitergehen. Tante Eliette wartet auf mich.« Sie drängte die alte Frau beiseite und schob sich an ihr vorbei.

»November«, sagte die Frau bittend. »Liebes. Ich bin doch deine ...«

November hielt sich die Ohren zu und ging schneller. Das Gewinsel der alten Frau wurde vom Geräusch ihrer Schritte und dem Wind übertönt, der wieder auffrischte.

»Danke«, sagte Tante Eliette geistesabwesend und griff nach dem Päckchen Zigaretten, das November ihr reichte. Sie blätterte die Seite in dem Folianten um, der vor ihr auf dem überfüllten Tisch lag, zwischen Teebecher und Kaugummipapier, Notizblöcken und zerknüllten Zetteln, einem Aschenbecher, Streichhölzern, einem roten Handy, Stiften und Haargummimis, Rollen mit Eintrittskarten und vertrocknenden Blumen. Tante Eliette war nicht die Ordentlichste. »War es nett?«

November rollte die Augen. Was genau meinte Tante Eliette mit dieser Frage? Was sollte an einem Besuch des hiesigen Kramladens »nett« sein?

»Okay«, murmelte sie.

»Und?« Ihre Tante hob den Kopf und sah sie scharf an. »War etwas? Du bist ganz blass.« Sie bohrte den Fingernagel auf der Suche nach der Aufreißlasche in die Zellophanumhüllung der Zigarettenschachtel.

November schüttelte den Kopf. »Es ist alles okay«, wiederholte sie etwas lauter. »Ich hab die alte Frau getroffen. Auf der Straße.«

Eliette hörte auf, an dem Päckchen herumzureißen. »Von wem redest du?«

Sie hätte sich am liebsten geohrfeigt. Warum hatte sie das überhaupt erzählt? Weil die

alte Frau morgen oder übermorgen hier auftauchen und sich bei Tante Eliette über sie beklagen würde. November presste die Lippen zusammen. »Die alte Frau«, wiederholte sie. »Vandenbourgh.« Sie konnte sehen, wie Tante Eliette langsam verstand – ihre Augen wurden groß und dunkel.

»Nova«, sagte sie, und November konnte hören, wie sehr sie sich bemühte, ruhig zu bleiben, »Kind, du solltest so nicht über sie reden. Sie ist deine Großmutter.«

November ballte die Hände zu Fäusten, um nicht das Gesicht zu verziehen. »Sie hat meine Eltern rausgeworfen«, entgegnete sie. »Sie wollte nichts von uns wissen. Sie hat versucht, uns von hier zu verjagen, und als meine Eltern ihr nicht gehorcht haben, hat sie meinen Vater beschimpft und uns noch nicht einmal dann von ihrem vielen Geld abgegeben, als Papa seine Arbeit verloren hat und meine Mama putzen gehen musste, um uns alle zu versorgen. Dann wurde Mama krank und sie hat uns wieder nicht geholfen. Sie hat immer nur gesagt, wir sollten von hier wegziehen, dann könnten wir alles von ihr haben. Und als ... als das Schlimme passiert ist, war sie nicht da und hat mich zu sich genommen oder so. Das hast du getan, und du bist noch nicht mal meine richtige Tante!«

Eliette seufzte und schlug das Buch zu. »Liebes«, sagte sie sanft, »deine Großmutter wohnt doch in diesem winzigen Cottage, wie hätte sie dich zu sich nehmen sollen? Und ich halte es für ein Gerücht, dass sie Geld hat. Schau dir doch an, wie sie lebt.«

November erwiderte ihren Blick. »Sie hat sich nicht um mich gekümmert«, wiederholte sie.

Eliette nickte langsam. »Das konnte sie nicht. Sie ist alt und krank. Und nicht jeder kann sich um ein junges Mädchen kümmern. Das ist für eine alte Frau sicher zu viel.«

November schnaubte. »Sie ist nicht krank«, gab sie giftig zurück. »Sie ist verrückt!«

Eliette machte eine heftige Handbewegung, aber ehe sie auf Novembers Ausruf etwas erwidern konnte, schepperte die Eingangstür. Sie kniff die Lippen zusammen, stand auf und ging hinaus.

November beugte sich über das Buch, in dem Eliette gelesen hatte. Eine Geschichte Cornwalls. Sie blätterte zum Inhaltsverzeichnis und suchte nach St. Irais.

Natürlich gab es auch einen Eintrag, in dem das Haus erwähnt wurde. November überflog ihn, wie immer gleichzeitig angezogen und abgestoßen von dem, was sie erfuhr. Der Verfasser konzentrierte sich auf die alten Geschichten und Sagen, die sich um Heathcote Manor rankten. St. Irais war eine blühende Gemeinde, immer schon und durch alle Wirrungen der Geschichte. Von Seuchen, Hunger und Missernten blieb dieses Dorf verschont. Die Einwohner pflegten der Familie Vandenbourgh dafür zu danken. Die Familie sei es, die ihre schützende Hand über das Dorf und seine Bewohner halte, schon seit Anbeginn. Und dann kam der Teil, den sie so widerlich und krank fand, dass sie sich jedes Mal am liebsten übergeben hätte, wenn jemand diese Geschichte erwähnte: Heathcote

Vandenbourgh habe seine Seele dem Teufel verkauft, und dieser wohne nun im Haus und beschütze die Familie und das Dorf.

Nova wusste nicht, warum sie sich so sehr darüber aufregte. Das war idiotischer Aberglauben und er passte perfekt auf dieses Dorf mit seinen hinterwäldlerischen Bewohnern.

Ihre Gedanken schweiften zu ihrer Familie und dem, was sie mit dem Ort und dem Haus verband. Sie wusste gar nicht so viel darüber, wie sie sich immer selbst vorgemacht hatte. Ihr Vater als der älteste Sohn war der Erbe des Hauses und des Familiennamens. Gab es außer ihrem Zweig der Familie noch Vandenbourghs? Waren sie und die alte Frau wirklich die letzten Äste am uralten Baum ihrer Familie?

»Nova?«, hörte sie Tante Eliette rufen. »Jamie fragt, ob du jetzt schon Zeit für deine Stunde hast. Er muss heute Abend mit seinen Eltern nach Truro.«

Jamie Hewett stand neben der Eingangstür und lächelte strahlend, wie immer, wenn er sie ansah. Er war groß und breitschultrig und sah gut aus, mit seiner verwegen verstrubbelten dunkelblonden Frisur, den makellosen Zähnen und den blauen Augen. Er war zwei Jahre älter als sie und der Schwarm sämtlicher Mädchen in seiner Schule, da war November sich sicher. Sie erwiderte sein Lächeln und auch seinen Händedruck, der immer ein wenig länger dauerte als nötig. Es war keine Frage, dass Jamie sie anflirtete.

»Gehen wir rauf?« Es klang schroffer als beabsichtigt und sie entschärfte den Tonfall mit einem extra freundlichen Lächeln. Er folgte ihr die knarrende Treppe hinauf und in ihr Zimmer.

Mathe und Physik. Nicht gerade Novembers Lieblingsfächer. Aber Jamie war sehr geduldig und hatte eine gute Art, ihr beim Denken zu helfen.

Nach einer knappen Dreiviertelstunde klappte November ihr Physikbuch zu, reckte sich und gähnte. »Ich kann nicht mehr«, sagte sie. »Schluss für heute?«

Jamie schien nicht böse darüber zu sein, dass die Stunde etwas kürzer ausgefallen war. »Geht klar«, meinte er. »Übermorgen wieder um diese Zeit?«

November nickte und erwartete, dass er aufstehen und gehen würde. Aber Jamie blieb sitzen. Er beugte sich etwas vor, als wollte er ihre Hand nehmen, überlegte es sich aber anders und verschränkte die Arme vor der Brust. »Sag mal, hättest du Lust, danach noch mit mir in den *Sailors Pub* zu gehen? Ein paar von uns treffen sich da.«

November kniff die Augen zusammen. »Wieso?«

Die Frage schien ihn zu verblüffen. »Wieso? Weil wir uns da immer treffen. Das ist unsere Stammkneipe.«

»Nein, wieso ich mitkommen soll.«

Er lächelte sein umwerfendes Lächeln. »Weil ich dich mag«, sagte er. »Und weil ich es

toll fände, wenn wir beide ... also ...« Er suchte nach den richtigen Worten, aber November glaubte, verstanden zu haben.

»Mal sehen«, sagte sie. »Ich weiß es noch nicht. Vielleicht.«

Er strahlte, als hätte sie zugesagt. »Super, dann bis später. Super.«

Er polterte die Treppe hinunter, und November hörte, wie er Tante Eliette einen Abschiedsgruß ins Büro rief. Dann knallte die Tür und er war weg.

Warum hatte sie sich breitschlagen lassen, mit Jamie Hewett in diesen blöden Pub zu gehen? Sie hatte doch gewusst, dass dort nur all die anderen grässlichen Dorfjüngendlichen rumhängen würden, die ihr auf der Straße schon immer schräge Blicke und dumme Bemerkungen hinterherschickten.

November setzte sich in die dunkelste Ecke des holzgetäfelten Raumes, ließ sich von Jamie eine Cola holen und schwor sich, nach diesem Glas aufzustehen und nach Hause zu gehen.

Eine Gruppe Jungs stand um den Billardtisch in der Mitte des Pubs und spielte sich vor den kichernden Mädchen auf, die in der Nähe an einem Tisch saßen. November musterte sie voller Verachtung. Alberne, gackernde, schrille, bemalte Gänse. Quakquakquak.

Nein, sie war nicht neidisch, dass sie nicht dazugehörte. Was für ein bescheuerter Gedanke! November trank einen erbitterten Schluck.

Jamie, der gerade mit einem rothaarigen Jungen über irgendetwas lachte, sah zu ihr hin und winkte. »Ich komme gleich«, rief er ihr über die Musik und das Stimmengewirr hinweg zu. November nickte und bewegte die Hand. *Lass dir Zeit.*

Die Tür öffnete sich und ließ einen Schwall frische Luft und neue Gäste ein. Der Junge aus dem Kutscherhaus trat mit zwei Männern in den Pub. November versteckte das Gesicht hinter ihrem Cola-Glas und beobachtete die drei. Sie blieben etwas unentschlossen an der Tür stehen, sahen sich um und gingen dann zu einem Tisch am Fenster. Der kleinere Mann und der Junge setzten sich, der Dritte, ein kräftiger, großer Mann mit Vollbart und lichtem Haar, beugte sich zu ihnen, sprach mit ihnen und drängte sich dann in das Nebenzimmer zur Theke durch.

November fasste den Jungen genauer ins Auge. Er saß neben dem Mann, der ganz offensichtlich sein Vater war, denn die beiden sahen sich sehr ähnlich. Sein blasses Gesicht wirkte schmal und angestrengt, als hätte er Schmerzen oder wäre krank. Er hatte die Schultern hochgezogen und die Arme wie zum Schutz vor den Körper gelegt, während er die Dorfjüngendlichen beobachtete.

Im Museum hatte er sie angelächelt – wenn auch ein wenig angestrengt – und seine karamellbraunen Augen waren voller Licht gewesen.

Sie beugte sich ein wenig vor. Sein Vater war der Schriftsteller, sie hatte ihn einmal bei Lizzie im Laden getroffen. Und der andere, der Große, der sich jetzt gerade mit drei Gläsern in der Hand wieder zum Tisch vorarbeitete, war der ... der Lebensgefährte.

Angeblich ein Professor aus London. So sah er allerdings nicht aus, sondern eher wie einer der Trucker oder Handwerker, die an der Theke ihr Bier tranken.

Sie schreckte hoch, weil eine Hand auf ihrer Schulter landete. Jamie schwang sich neben sie. »Und, wen starrst du da an?« Er folgte ihrem Blick und runzelte die Stirn. »Die Schwulen und der Wechselbalg. Was wollen die hier?«

»Das ist nicht sehr freundlich«, sagte November. »Sie haben dir doch nichts getan.«

Er zuckte die Achseln. »Solche Leute wollen wir hier nicht«, sagte er, und November wusste, dass er einen der Erwachsenen zitierte, wahrscheinlich seinen Vater.

»Das ist ganz schön engstirnig«, murmelte sie. »Echt, Jamie. Wir leben doch nicht mehr im Mittelalter.« Das sagte Tante Eliette immer.

Er hörte ihr gar nicht richtig zu, das konnte sie sehen. Er starrte die Gruppe am Fenster an, dann sprang er auf und ging zu seinen Kumpels. November konnte hören, wie die ersten höhnischen Bemerkungen in Richtung Fenster flogen. Unangenehmes Gelächter. Einer der Jungen fing lautstark an, Schwulenwitze zu erzählen.

Sie biss die Zähne aufeinander, stand auf und ging zur Tür. Jamie war so beschäftigt, sich aufzuplustern und mit seinen Freunden gegen die Fremden in ihrem Revier zu hetzen, dass er gar nicht bemerkte, wie sie ging.

Vor der Tür holte November tief Luft, um all die bösen Gedanken, Worte und Gefühle mit diesem kalten Hauch auszutreiben. Sie ging langsam ein Stück die Straße hinunter, blieb wieder stehen, blickte in den Nachthimmel und begann die Sterne zu zählen. Das hatte sie schon als Kind immer getan, wenn ihr etwas zu viel wurde.

Der Stimmenlärm aus dem Pub schwoll für einen Moment an und wurde wieder erstickt. Eine Tür schlug zu. Gedämpfte Stimmen, Schritte, die sich näherten. November sah sich nicht um, wartete. Wer auch immer das war, sie sollten einfach vorbeigehen und sie in Frieden lassen.

Männerstimmen. Männerschritte. Sie kamen heran, wurden langsamer, blieben stehen. »Ist alles in Ordnung?«, fragte ein tiefer Bass freundlich.

November seufzte. »Ja«, sagte sie. »Alles in Ordnung. Danke.« Sie warf einen Blick über die Schulter. Der Trucker, der Schriftsteller und der Junge, wie war noch sein Name? Sie zwang sich zu einem Lächeln.

»Nova«, sagte der Junge. Sein angespanntes, blasses Gesicht belebte sich, und wieder war da das Licht in seinen Augen, als spiegele sich eine unsichtbare Lampe darin. Er lächelte sie an. »Bist du auf dem Weg nach Hause? Sollen wir dich begleiten?«

Die beiden Erwachsenen, die sich schon halb abgewendet hatten, blieben stehen und sahen sie und ... Adrian, – so hieß er! – fragend an.

»Das ist Nova. November – ah – Vandenbourgh«, stellte Adrian sie höflich vor. »Mein Vater, Tobias Smollett. Mein anderer Vater, Jonathan Magnusson.« Er wirkte gleichzeitig

aufgeregt und konzentriert, wie ein junger Hund, der ein Kunststück vorführte und eine Belohnung dafür erwartete.

November atmete resigniert aus. Sie reichte allen dreien die Hand und sagte höflich: »Wie geht es Ihnen?«

Der große, bärtige Mann hielt ihre Hand fest. Seine Pranke war warm und trocken und sein fester Griff strömte Ruhe aus. »Wir bringen Sie nach Hause, Ms Vandebourgh«, sagte er. »Es ist dunkel. Dort drinnen sind junge Männer auf Pöbelkurs. Ich möchte nicht, dass ein junges Mädchen alleine durch die Nacht gehen muss. Keine Widerrede.« Seine freundliche und bestimmte Art erstickte ihren Widerspruch. Sie bemerkte, dass sie ihn anlächelte – es war das erste Lächeln an diesem Tag, das ihr nicht schwerfiel. Sie sah ihn zum ersten Mal aus der Nähe an und schüttelte unwillkürlich den Kopf. Kein Trucker und kein Bauarbeiter, auch wenn er die Statur dafür hatte.

»Sie widersprechen?«, fragte er mit einem Zwinkern.

November schüttelte wieder den Kopf. »Das ist sehr freundlich von Ihnen – aber eigentlich gar nicht notwendig. Ich kenne mich hier aus und habe es nicht so weit.«

Er nickte und legte ihr seine Hand auf die Schulter, als wäre er ihr Vater. Ganz offensichtlich hatte er nicht vor, sie alleine gehen zu lassen. November schossen Tränen in die Augen, die sie hastig wegblinzelte. Sie gab auf und folgte ihm.

Der Schriftsteller sprach leise mit seinem Sohn. Es schien um die Szene im Pub zu gehen. »Wie sehr nimmst du dich mit?«, fragte Smollett.

»Nicht schlimm«, erwiderte Adrian, aber seine Stimme war rau. »Ich bin ja langsam daran gewöhnt.« Sein Lachen war tief und angenehm, klang wie das eines erwachsenen Mannes. »Aber ›Wechselbalg‹ hat mich wirklich noch nie jemand genannt.«

November blieb so abrupt stehen, dass Magnusson, der an ihrer Seite ging, stolperte. »Wer hat dich ›Wechselbalg‹ genannt?«, fragte sie scharf. »So ein hübscher Blonder? Jeans, grüner Sweater?«

Adrian sah sie mit seinen unglaublichen Augen ernst an. »Ja.« Er zuckte die Achseln. »Ist nicht schlimm. Ich wäre deswegen auch nicht gegangen, aber die beiden sind immer so besorgt um ...«, November konnte spüren, dass er etwas verschluckte, »... na, eben besorgt. Dabei prügte ich mich nie.« Er lachte, aber es klang gezwungen.

Sein Vater zog die Brauen zusammen. »Wir müssen das nicht wieder diskutieren. Ich bin kein Freund von Kneipenschlägereien, auch wenn sie nur verbal ablaufen. Ich ziehe es vor, das Feld zu räumen. Das hat nichts mit Feigheit zu tun.«

November sah von ihm zu Adrian, der die Augen niederschlug und ganz offensichtlich einen Widerspruch hinunterschluckte, und dann zu dem großen Jonathan Magnusson, der die Fäuste ballte. Seine Augen waren dunkel und grimmig. November war sich ganz sicher, dass er alleine es mit der gesamten betrunkenen, pöbelnden Gruppe aufgenommen hätte,

und wahrscheinlich hätte er auch noch gewonnen. Aber ebenso offensichtlich hatte er es vorgezogen, seine Familie nach Hause zu bringen. Ohne Streit.

»Jamie Hewett«, sagte sie leise. »Du bist die längste Zeit mein Freund gewesen.«

Adrian hatte ihre Worte anscheinend gehört, denn er sah sie fragend an. »Der hübsche Blonde?«

»Hm.«

»Tut mir leid.« Er sagte nicht, was genau ihm leidtat, aber das Mitgefühl in seiner Stimme tat ihr wohl.

Sie liefen eine Weile stumm nebeneinander her. November beobachtete die beiden Männer, die vor ihnen gingen. Der Große hatte seinen Arm um die Schulter des Kleineren gelegt. Sie konnte seine tiefe Stimme hören, deren Brummen leise und sanft klang.

»Er ist nett«, sagte sie.

Adrian erwiderte nichts, und sie sah ihn nicht an, aber sie konnte sein Lächeln und das Licht in seinen Augen förmlich spüren. Etwas war seltsam an diesem Jungen, ganz und gar ungewöhnlich, und sie wusste nicht, was es war. »Du hast gesagt, dass du nicht wirklich verrückt bist.« Es war ein impulsiver Gedanke, der sich auf ihre Lippen gedrängt hatte.

Adrian lachte wieder dieses tiefe, anziehende, erwachsene Lachen. »Ich bin nur ein bisschen verrückt«, antwortete er und klang dabei regelrecht vergnügt. »Ich hab so ein Ding im Kopf. Einen Tumor. Der lässt mich Menschen sehen, die es nicht gibt.«

Sie blieb stehen und starrte ihn an. »Du machst dich über mich lustig.« Nein, er riss keine geschmacklosen Witze, das konnte sie sehen. So heiter seine Antwort auch geklungen hatte, in seinen Augen stand etwas anderes zu lesen: Angst. Trauer. Zorn. Gefühle, die sie nur zu gut kannte – oh wie gut!

Ihre Hand hatte sich selbstständig gemacht und nach seiner gefasst. »Oh«, sagte November. »Oh, was für ein Mist.«

»Kannst du laut sagen.« Er zog seine Hand nicht weg, sondern erwiderte ihren Griff mit leichtem Druck. Warm, trocken, fest. Wie die Hand seines Stiefvaters.

Sie wandten beide im gleichen Moment den Blick ab und gingen weiter. Ohne sich loszulassen. Es war tröstlich, eine Hand zu halten.

Vor dem Museum löste November ihre Hand aus der des Jungen und hob verlegen die Schultern. »Danke fürs Heimbringen«, sagte sie zu den beiden Männern, die sie lächelnd ansahen. »Danke«, sagte sie zu Adrian. Sie fummelte den Schlüssel aus ihrer Jackentasche und steckte ihn ins Schloss.

»Können wir ...«, sagte Adrian hastig, »... magst du, möchtest du, ich meine ... dass wir eine Tasse Tee zusammen trinken? Morgen? Bei uns?«

November hielt den Türknauf so fest umklammert, dass ihre Finger taub wurden. »Nein«, sagte sie. Sie schnappte nach Luft. »Nein, ich ... nein. Ich glaube nicht.«

Sein Gesichtsausdruck war mit einem Mal ganz leer, wie ein ausgeschalteter Fernseher. Seine Augen, die gerade noch so lebendig und voller Licht gewesen waren, wirkten wie matt bemalte Glaskugeln. Er sah an ihrem Ohr vorbei und nickte, als würde er jemandem zuhören, und sah dabei ein bisschen aus wie eine Bauchrednerpuppe.

Sein Stiefvater, der mit Adrians Vater taktvoll ein kleines Stück beiseitegegangen war, kam mit zwei großen Schritten heran und griff nach Adrians Arm. »Es ist in Ordnung«, sagte er zu November. »Ary, komm. Weiteratmen, mein Junge. Wir gehen nach Hause.«

November warf ihm einen fragenden Blick zu, der mit einem ausdruckslosen Nicken beantwortet wurde. »Guten Abend, Ms Vandenbourgh.« Er drehte sich um und veranlasste Adrian, der immer noch vollkommen weggetreten zu sein schien, sich mit ihm zu drehen. Sie konnte an den beiden vorbei einen Blick auf Adrians Vater erhaschen, der mit versteinerter Miene am Straßenrand stand und auf die beiden wartete. Sie leckte sich über die Lippen.

»Adrian?« Er drehte sich nicht um, aber der große Mann wandte den Kopf und sah sie an. »Wie wäre es übermorgen? Tee bei dir?« Sie biss sich in die Wange. Warum hatte sie das jetzt gesagt?

Magnusson hob die Hand zu einer Mischung aus Bestätigung und Abschiedswinken. »Ich richte es ihm aus«, rief er.

November sah ihnen verblüfft nach. Ausrichten? Adrian stand doch neben ihm, hätte ihre Worte doch auch hören müssen. Aber der Junge stakte davon wie eine Aufziehpuppe, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Und er war *doch* verrückt.

Es war totenstill. Sie konnte das leise Rauschen der Wellen hören, das Wispern des Windes in den Ästen der Bäume, die das Haus umstanden wie stumme Wächter, aber nichts sonst. Sie war ganz allein in dem riesigen, düsteren Haus. Die Halle, in der sie stand, war so prachtvoll wie schrecklich. Verirrte Strahlen der untergehenden Sonne zauberten blitzende Reflexe aus Kristallprismen, schimmerten matt auf goldenen Bilderrahmen, fingen sich funkelnd in Spiegelglas und brachen sich in dem polierten Marmor, den geölten Holzflächen, dem dunkelroten Samt der Portieren und der Polster. Sie kannte dieses Haus so gut wie ihre eigene Handfläche und es war ihr gleichzeitig vollkommen fremd. Dort hinten führte eine Tür in die Wirtschaftsräume. Sie konnte sich an die Küche mit ihren blinkenden Kupferpfannen erinnern, an die rußigen Balken, an das große schwarze Herdungetüm mit dem glühend roten Herzen aus Feuer. Dann der große Ballsaal im ersten Stock, mit den tiefen Fenstern und den funkelnden Lüstern, den goldgerahmten Spiegeln und kleinen Tischen und Stühlen. Sie war über das glänzende Parkett geschwebt, in einem schwingenden Kleid, in den Arm eines jungen Mannes geschmiegt, der sie voller Zärtlichkeit ansah.

Ihr Vater, mit dunklen Brauen und dem eckig gestutzten Bart, der finster wie ein grollender Gott am Fensterkreuz lehnte. Ihre Mutter, sanft und golden wie Sonnenschein im Herbst. Sie trug ein weißes Kleid und saß in ihrem Lieblingssessel am Fenster. So krank. Immerzu so krank.

Novembertochter, flüsterte das Haus. *Winterkind*. *An deinem sechzehnten Geburtstag gehörst du endlich mir ...*

Wieder die Halle. Schutt knirschte unter ihren Füßen. Es roch nach Rauch, nach verkohlten Balken und glimmenden Trümmern. Durch das eingebrochene Dach drang der feine, unablässige Sprühregen, der die Reste des Feuers nach und nach löschte. Das Haus war eine Ruine, aber immer noch rief es nach ihr. *Novembertochter*. *Winterkind* ...

Als November erwachte, brauchte sie einige Atemzüge, bis sie wieder wusste, wer und wo sie war. Ihr eigenes kleines Zimmer erschien ihr so fremd, dass sie einen Moment lang vor Angst starr dalag, ehe sie weiterzuatmen wagte. So war sie schon oft erwacht, fremd in der eigenen Haut, im eigenen Bett. Wann würden diese Träume endlich ein Ende finden?

Jamie Hewett stand mit zerknirschter Miene vor der Museumstür, als November sie aufschloss. Er hielt ihr einen zerdrückten Veilchenstrauß hin und stotterte: »Ich wollte mich

bei dir entschuldigen.«

November musterte ihn eisig, die Blumen ignorierend. Ihr schweigendes Starren machte ihn noch nervöser. Er trat von einem Fuß auf den anderen, senkte aber die Hand nicht, sondern hielt ihr weiter den Strauß hin. »Ich hab mich schlecht benommen. Wirklich, es tut mir leid. Ich war nicht mehr ganz nüchtern, und da waren meine Kumpels ...«

»Du solltest dich nicht bei mir entschuldigen, sondern bei Adrian«, unterbrach November ihn.

Er sah sie mit einer Miene an, die deutlich sagte, dass er nicht wusste, wovon sie sprach.

»Wer ist Adrian?«

November schnaufte wütend. »Adrian Smollett. Der Junge, den du ›Wechselbalg‹ genannt hast!«

Jamie wurde wahrhaftig rot. Er schlug die Augen nieder. »Es tut mir leid, echt«, wiederholte er kleinlaut.

November wollte es zwar nicht, aber sie bekam Mitleid mit ihm. Sie nahm ihm den Veilchenstrauß ab, zuckte mit den Achseln und schob die Tür auf. »Na gut, komm rein.«

Jamie drückte sich an ihr vorbei. Er roch nach Zigaretten, Wind und ein bisschen nach Schweiß, aber es war nicht unangenehm. Jungs rochen so. Ihr Bruder hatte auch immer so

...

November zuckte vor dem Gedanken zurück und schloss die Tür. Sie verschränkte die Arme und lehnte sich an das Treppengeländer. »Ich will nicht mehr, dass du mir Nachhilfe gibst«, sagte sie geradeheraus. »Ich komme nicht damit klar, dass du so über nette Leute wie die Smolletts redest. Ihr habt sie gestern aus dem *Sailors* verjagt.«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich war ziemlich betrunken«, sagte er. »Ist keine Entschuldigung, ich weiß. Aber schau mal, alle sagen das.«

»Alle sagen *was*?« November wurde schon wieder wütend.

Er zog den Kopf noch tiefer zwischen die Schultern. »Dass wir keine Schwulen hier im Dorf wollen. Und der Junge ist verrückt. Echt, der hat eine Vollmeise.«

»Oh, Jamie Hewett, du bist so blöd, wie du lang bist!«, rief November aufgebracht. »Adrian ist nicht verrückt, er ist – er hat ... das geht dich nichts an. Aber er ist freundlich und höflich und hat mehr Grips zwischen den Ohren, als du je in deinem Leben haben wirst! Und sein Vater und sein Stiefvater sind total nett und tun niemandem etwas zuleide. Ihr Dorfleute seid echt das Letzte!« Sie schnappte nach Luft. »Was wird über mich geklatscht? Dass ich in der Klapsmühle war? Dass ich so verrückt bin wie ein Märzhase?«

Er riss die kornblumenblauen Augen weit auf. »Du? Du gehörst zum Dorf. Du bist Nova Vandenbourgh! Deiner Familie gehört das *Haus*!«

Das verschlug ihr die Sprache. Sie wandte den Blick ab.

Er schien ihr Schweigen als Ermunterung aufzufassen. »Sollen wir ein bisschen

rumlaufen? Wir könnten zum Hafen runtergehen und dann ...«

November richtete sich auf. »Wir gehen zum Kutscherhaus«, entschied sie. »Du entschuldigst dich bei Adrian und seinen Vätern. Danach entscheide ich, ob ich dich noch kennen möchte.«

Jamie blinzelte mehrmals, schluckte und nickte dann.

Sie sprachen wenig miteinander, während sie zum Heathcote Manor hinaufgingen. November war in Gedanken. An dem Tag, als Adrian mit der Axt durch den Garten getobt war, war sie über die Mauer geklettert, hatte den verwilderten Park durchquert und sich dem Gemäuer genähert ... aber als die Mauern über ihren Kopf ragten und das Sonnenlicht auslöschten, war ihr Herzklopfen plötzlich so laut geworden, dass es sich wie Donner anhörte. Sie war zurückgerannt, ohne noch einmal anzuhalten. Warum hatte sie das getan? Sie wusste es nicht. Es hatte nach ihr gerufen.

»Da sind wir«, riss Jamies Stimme sie aus ihren Gedanken. Er war stehen geblieben und hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt. »Gehst du vor?«

Seine unbehagliche Miene brachte sie zum Lächeln. »Sie sind nett«, sagte sie. »Sie beißen nicht und sie werden dir auch nicht den Kopf abreißen.« November sah ihn zum ersten Mal ohne das Gefühl des Zorns an, das bis jetzt ihren Blick verschleiert hatte. Jamie sah sehr jung und sehr verlegen aus, er hatte nichts mehr von dem ein bisschen zu selbstbewussten, ein ganz klein wenig zu sehr von sich selbst eingenommenen Burschen, der sie am Tag zuvor zu ihrer Verabredung abgeholt hatte. Sie reckte sich unwillkürlich auf die Zehenspitzen und gab ihm einen Kuss auf die Wange. »Ich hab dir schon vergeben«, flüsterte sie. »Komm jetzt.« Sie nahm seine Hand und zog ihn hinter sich her.

Sie klopfte und wartete. Nach einer Weile hörte sie schwere Schritte, die sich aus dem hinteren Teil des Cottages näherten, dann ging die Tür auf und der große Jonathan Magnusson stand vor ihnen. Seine massige Gestalt füllte den Rahmen der niedrigen Tür vollständig aus. November bemerkte, wie Jamies Hand in ihrer zuckte, als er versuchte, sich davonzumachen.

»Bleib hier«, flüsterte sie und lächelte Magnusson an. »Mr Magnusson, ich hoffe, wir stören nicht.«

Er blickte von ihr zu Jamie und wieder zu ihr. Seine Stirn war gerunzelt. »Ms Vandenbourgh. Was kann ich für Sie tun?«

November sah ihn beschwörend an. »Jamie Hewett wollte Ihnen etwas sagen.« Sie stieß Jamie den Ellbogen in die Seite. »Los!«

Jamie räusperte sich rau. »Ich habe mich gestern Ihnen gegenüber sehr schlecht benommen«, sagte er. »Ich wollte mich dafür entschuldigen, Mr Magnusson.« Sein Gesicht rötete sich ein wenig.

Der große Professor legte den bärtigen Kopf schief und musterte den jungen Mann eindringlich, aber nicht unfreundlich. Dann nickte er und trat zurück, um den Eingang freizugeben.

»Kommen Sie herein«, sagte er. »Adrian ist oben.« Er führte sie zu der schmalen Treppe ins Obergeschoss. »Ary«, rief er laut, »du hast Besuch!« Er wandte sich an November und lächelte ihr zu. »Gehen Sie ruhig hinauf. Die zweite Tür rechts. Ich kümmere mich um den Tee.«

November schob Jamie die Treppe hinauf. »Siehst du«, flüsterte sie, »es war doch ganz leicht.«

Er schnaufte, antwortete aber nicht.

November klopfte an die Tür, die Magnusson ihnen gewiesen hatte. Sie wartete, bis von drinnen ein zustimmendes Geräusch erklang, dann drückte sie die Klinke herunter. Ihr stockte der Atem. »Wow«, sagte sie unwillkürlich. Augen starrten sie an. Vogelaugen, Froschaugen, Libellenaugen, Menschaugen, die glühenden Augen eines Nachtvogels, Hundeaugen, Katzenaugen.

»Heilige Scheiße«, hörte sie Jamie flüstern. »Was ist *das*?«

Adrian stand vor einer Staffelei und hielt Pinsel und Palette in der Hand, als spielte er eine Rolle in einem ziemlich seltsamen Film. Der Blick, mit dem er November ansah, kam von ganz weit weg. Das ferne Glitzern der Milchstraße spiegelte sich in seinen Augen. Einen Moment lang schien er sie nicht zu erkennen, dann belebte sich seine Miene.

»Nova«, sagte er und legte die Palette auf einen farbverschmierten Hocker. Dann sah er Jamie an und seine Mundwinkel kräuselten sich ironisch. »Du bringst einen Freund mit?«

November und Jamie begannen gleichzeitig zu reden. Jamie setzte sich durch: »Ich wollte sagen, das mit gestern – ich hab mich benommen wie ein Arschloch. Es tut mir leid. Ehrlich.«

Adrian sah ihn reglos an. Es war nicht ganz klar, ob er Jamies Worte überhaupt gehört hatte. November wandte ihren Blick von seinem Gesicht ab und betrachtete die Bilder, die rundum an den Wänden des kleinen Zimmers standen und hingen. Wie konnte man in so einem Zimmer schlafen, ohne sich angestarrt zu fühlen?

»Okay«, sagte Adrian so unvermittelt, dass November zusammenzuckte. »Schon vergessen. Wollt ihr Tee?«

Jamie hob die Schultern und nickte. Er begann sich nun ebenfalls die Bilder anzusehen. »Hast du die gemalt?« In seiner Stimme schwebten gleichzeitig Faszination und Abscheu mit. November konnte es nachvollziehen. Die Augenbilder waren großartig und dabei vollkommen krank. Irre. Ein Horrorkabinett aus glotzenden Pupillen. Sie schauderte.

»Tee, gerne«, sagte sie laut. »Sollen wir in den Garten gehen?«

Adrian lächelte, als hätte er ihre Gedanken gelesen. »Super Idee.«

Im Freien, unter dem breit ausladenden Magnolienbaum, wickelte sie die Klammer um Novembers Brust. Sie atmete tief ein und aus und lächelte. »Das ist so schön hier!«

Im Schatten des Baumes stand ein Gartentisch, daneben eine Bank. Adrian, der sie hatte vorgehen lassen, kam jetzt mit einem Tablett in der Hand hinterher. »Setzt euch auf die Bank«, sagte er und stellte das Tablett ab. »Ich nehme den Hackklotz.«

November musste an ihre erste Begegnung denken. Sie sah, dass er das Gleiche dachte, und lächelte in sich hinein.

Jamie nahm den Becher entgegen und warf einen Blick zu der eingestürzten Mauer. »Wie ist das so, wenn man direkt neben dem *Haus* wohnt?«

Adrian grinste. »Wieso, wo wohnst *du* denn? Direkt neben einem Fischkutter?«

November ging dazwischen, ehe Jamie eine wütende Antwort geben konnte: »Könnten wir das Thema wechseln? Ich habe da keine Lust drauf.« In ihrem Magen flatterte ein verängstigter Vogel und schien herauszuwollen.

Die beiden Jungen senkten die Köpfe über ihre Becher und schwiegen. Dann sagte Adrian: »Sollen wir mal rübergehen?« Sein Blick, beinahe so hypnotisch, irritierend und erschreckend wie der seiner Bilder, fixierte sie und ließ sie starr wie ein Kaninchen vor der Schlange dasitzen. Fluchtgedanken. Sie umklammerte ihren Becher, unfähig, etwas zu sagen oder zu tun. Was bezweckte er damit? Was wollte er im *Haus*?

»Nein«, hörte sie sich sagen und gleichzeitig Jamie Hewetts Stimme: »Ja, los.« Er stand schon, hatte seinen Becher abgestellt und die Hände in die Jackentaschen gestopft. Sein Gesicht war düster. »Los«, wiederholte er. »Du gehst zuerst.« November sah, dass er Angst hatte, genau wie sie. Niemand aus dem Dorf näherte sich jemals dem Haus. Dieser Ort hier, das Kutscherhaus, bezeichnete die Grenze.

Sie sprang auf und wickelte sich zur Gartentür zurück. »Ich gehe nicht mit«, sagte sie. »Ihr müsst da alleine hin.« Sie öffnete die Gartenpforte und rettete sich auf die Straße. Ihre Hände waren kalt und feucht. *Winterkind*.

Jamie Hewett tauchte an ihrer Seite auf und legte den Arm um ihre Schulter. Sie ließ es geschehen. Sein Körper war warm und der Griff seines Armes tröstlich fest. »Gehen wir zum Hafen«, sagte er leise, und dieses Mal stimmte sie zu.

Und er ist doch verrückt. Diese Bilder, die er malt. So etwas malt nur jemand, der innendrin ganz und gar kaputt und irre ist. Ich gehe ihm lieber aus dem Weg. Adrian Smollett, der im Kutscherhaus wohnt. Das Haus macht jeden verrückt, der ihm zu nahe kommt ...

ADRIAN

Ich habe es gewusst, dass ich das mit dem Tagebuch nicht durchhalten würde. Ich sitze da, starre aus dem Fenster und fange endlich aus lauter Verzweiflung über die fehlenden Worte an, Muster in mein Skizzenbuch zu kritzeln. Aus den Mustern entwickeln sich Formen, Gesichter, Gestalten. Eine lange Figur, dürr wie ein Zaunpfahl, düster wie ein Schatten, mit einem hohen Hut. Nur die Augen leuchten aus seiner Silhouette. Neben ihm eine spinnenbeinige Gestalt mit stachelig abstehendem Haar und spitzen Schuhen. Ich schüttle mich unwillkürlich und überkritzle hastig die beiden Lemuren. Dann macht mein Stift sich selbstständig und strichelt ein großes Haus mit vielen Giebeln. Düster steht es vor einem noch dunkleren Himmel, ein blasser Mond lässt die Konturen scharf hervortreten. Seine Fenster starren wie Augen ...

Heathcote Manor. Der Anblick dieser Skizze erschreckt mich auf unerklärliche Weise. Das Haus sieht aus wie ein Monster, das darauf lauert, mich mit Haut und Haar zu verschlucken, meine Knochen zu zerkauen und meine Seele zu fressen. Ich reiße das Blatt aus meinem Skizzenbuch und knülle es fest zusammen, als wollte ich verhindern, dass etwas Böses daraus entkommt.

Ich habe von dem Haus geträumt. Ich bin durch seine finsternen Gänge gewandert und habe nach jemandem gesucht. Nach November. Sie ist in großer Gefahr, und ich bin der Einzige, der sie retten kann. Aus den Wänden des Hauses sickerte Schwärze, wie Teer, wie flüssige Schatten. Bosheit. Uralte, giftige Bösartigkeit.

Als ich aufwachte, war ich nass geschwitzt, dabei zog es kalt durchs Fenster.

Ich schüttelte die Erinnerung an die Bilder ab, die mich wie mit klebrigen Spinnenfäden zurück in den finsternen Traum ziehen wollten, und konzentrierte mich wieder auf mein Notebook. Auf der Seite blinkte der Cursor hinter dem mageren Satz, der ganz oben auf dem Bildschirm stand. »Ich habe es gewusst, dass ich das mit dem Tagebuch nicht durchhalten würde.«

Nein, das Schreiben ist nichts für mich. Danke. Wenn Toby es schafft, den ganzen Tag an seinem Schreibtisch zu hocken und Worte auf den Bildschirm zu schicken, dann bewundere ich das. Ich mag Bücher, wirklich. Aber für mich ist das wie eine Folter. Meine Gedanken verflüchtigen sich, sobald ich einen Blick auf sie werfe. Sie wollen sich nicht fangen lassen.

Ich kann sie denken, aber wenn ich meine Finger bewege, um sie einzufangen, dann flitzen sie davon wie kleine silberne Fische.

Ich klappte mein Notebook zu und hüpfte ein paar Mal auf der Stelle, weil mir der Fuß eingeschlafen war. Dabei sah ich auf die Uhr. Wenn ich jetzt losginge, dann wäre ich früh genug im Dorf, um auch noch einen Blick ins Museum werfen zu können. Vielleicht war November ja zufällig da ...

Aber eigentlich wollte ich zu jemand anderem – Milton Skegg –, und der schien gar nicht so leicht aufzutreiben zu sein. Ich hatte natürlich als Erstes Lizzie nach ihm gefragt.

»Milton?!« Ich konnte das Ausrufezeichen förmlich hören. »Was willst du denn von dem?!«

Ich erklärte, dass Eliette Burges mir den Tipp gegeben hatte, ihn nach Heathcote Manor und seinen Bewohnern zu fragen.

Lizzie verzog zweifelnd den Mund. »Na«, sagte sie. »Na, na. Ausgerechnet Milton Skegg.« Sie lehnte sich gegen die Theke und kreuzte die Arme vor ihrem ausladenden Busen. »Milton ist keine Gesellschaft für einen wohlerzogenen jungen Mann wie dich, Adrian. Ich glaube nicht, dass dein Vater es gerne sähe, dass du dich mit ihm triffst.«

Was auch immer sie mit ihrer Warnung hatte erreichen wollen – ich war jetzt nur noch neugieriger und brannte darauf, Skegg zu treffen. »Was hat er denn verbochen?«, fragte ich.

Sie räusperte sich und schob einen Karton mit Kaugummis von einer Seite auf die andere. »Milton ist kein schlechter Mensch«, sagte sie ausweichend. »Er hat es auch nicht leicht gehabt. Hatte einen guten Job, aber als das *Journal* dichtgemacht hat, hat er auf der Straße gesessen. Man hatte ihm ja sogar angeboten, dass er in Taunton in die dortige Redaktion wechseln kann – aber er wollte nicht aus St. Irais weg. Um keinen Preis der Welt. Seitdem hält er sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser.« Sie rümpfte ein wenig die Nase. »Er haust unten in einem Schuppen am Pilchards' Bay, wenn er nicht gerade mit seinem Wohnmobil unterwegs ist.«

Also machte ich mich auf den Weg zum Pilchards' Bay – ohne noch im Museum vorbeizuschauen. November wollte mich wahrscheinlich ohnehin nicht sehen, immerhin war sie gestern mit Jamie plötzlich davongestürmt. Was hatte sie wohl bei dem Gedanken, nach Heathcote Manor zu gehen, so erschreckt?

Der alte Fischereihafen war eine öde, verlassene Ansammlung von verfallenen Schuppen, Überresten von Tauen und Netzen und den vor sich hin modernden Rümpfen von Fischerbooten, die mit nach oben gedrehtem Kiel wie gestrandete Wale auf dem steinigen Grund lagen. Es roch durchdringend nach Fisch, Algen, Salz und brackigem Wasser. Ich würgte und hielt mir den Ärmel meines Pullovers vors Gesicht, bis meine Nase

sich an den Gestank zu gewöhnen begann. In letzter Zeit war ich empfindlich wie ein Baby. Gut, dass mich keiner sehen konnte, wie ich mich beinahe übergab, bloß weil es nach faulem Fisch roch.

Milton Skeggs Schuppen war der einzige, dessen Tür noch in den Angeln hing – ansonsten sah er nicht weniger baufällig aus als die anderen. Ich erkannte ihn daran, dass neben ihm ein rostiger Campingbus stand – das, was Lizzie so hochtrabend als »Wohnmobil« bezeichnet hatte.

Also ging ich über den mit Schutt und Müll übersäten Pfad auf den Schuppen zu. Ich hörte das Glucksen des Wassers an der zerbröselnden Kaimauer und die fernen, heiseren Schreie der Möwen. Nichts regte sich. Ich klopfte ein-, zweimal an die Tür, und als niemand antwortete, ging ich um den Schuppen herum. Auf der Wasserseite war ein kleines Fenster, an das ich mein Gesicht presste, um einen Blick ins Innere zu werfen. Aber das Glas war so schmutzig und blind, dass ich nichts erkennen konnte.

Ich drehte mich um und musterte das Gelände. Der Wind vom Meer frischte auf und bewegte den Müll, der überall herumlag. Plastik raschelte und Papierfetzen trieben über den Boden. Ich bemerkte, wie müde ich war. Die Wand des Schuppens war sonnenwarm, ich lehnte mich dagegen und ließ mich in die Hocke rutschen. Dies hier war ein windgeschützter, warmer Winkel. Ich legte den Kopf an die Wand und schloss die Augen. Ein paar Minuten ausruhen. Schön. Still.

*»Im Meer des Lebens,
Meer des Sterbens,
in beiden müde geworden,
sucht meine Seele den Berg,
an dem alle Flut verebbt.«*

Ich zuckte zusammen. Der Roshi. Ohne meine Augen zu öffnen, sagte ich: »Was heißt das?«

»Ein altes Gedicht aus meiner Heimat«, sagte der Roshi. »Einige Jahrhunderte alt. Um deine poetische Bildung voranzubringen, Édorian.« Ich hörte, wie er sich neben mir bewegte. »Natürlich klingt es auf Japanisch viel besser. Und es lässt sich auch nicht sonderlich gut in eure armselige und unmusikalische Sprache übersetzen.« Er sumnte ein paar Töne, die wie fallender Regen klangen.

Sein Summen schläfernte mich ein.

Ein grober Stoß gegen die Schulter holte mich in die Realität zurück. »Roshi, was soll das?« Ich riss die Augen auf und sah in das Gesicht eines ziemlich heruntergekommen

wirkenden Mannes, der mich wütend anstarrte. Er hatte einen Knüppel in der Hand, mit dem er mich jetzt wieder anstieß.

»Was treibst du hier? He?« Ein dritter Stoß. Ich versuchte, den Stock festzuhalten, aber er zog ihn blitzschnell zurück und hob ihn, als wollte er ihn mir über den Kopf schlagen. »Schnüffelst du hier herum? Wolltest du einbrechen?« Der Stock sauste herab, aber ich war schon beiseitegerollt und kauerte jetzt auf Händen und Knien neben der Ecke des Schuppens.

»Ich hab nicht geschnüffelt.« Ich konnte sehen, dass er mir nicht zuhörte. Sein Gesicht war dunkel vor Wut und voller Falten. Ich konnte seinen Atem riechen, scharf, nach Alkohol. Er holte wieder aus.

»Mann, ich hab nichts ...« Während ich versuchte, ihn zu beschwichtigen, krabbelte ich hastig rückwärts. »Ich bin kein Einbrecher. Eliette Burges schickt mich!«

Der Stock knallte gegen die Wand des Schuppens. Und noch einmal. Dann dämmerte dem Mann, was ich gesagt hatte. Er ließ den Knüppel sinken und sah mich misstrauisch an. »Eliette vom Museum?«

»Sie sind Mr Skegg?«

Er stemmte den Stock in die weiche Erde und lehnte sich dagegen. »Du bist kein Dorfjunge.« Er kniff die Augen zusammen. »Ich hab dich noch nie hier gesehen.« Ich rappelte mich langsam auf, behielt ihn aber gut im Blick. Im Moment schien er zwar nicht mehr auf mich losgehen zu wollen, aber ich wollte nicht unvorsichtig werden.

»Meine Eltern und ich sind nur Gäste im Dorf«, sagte ich. »Wir wohnen im Kutscherhaus. Sind Sie Milton Skegg?«

Er starrte mich weiter an. Wie alt mochte er sein? Auf den ersten Blick hatte ich ihn für uralt gehalten, aber jetzt, wo er ruhig dastand, wirkte er auf einmal jünger – vielleicht so alt wie Jonathan. Er sah aus wie ein Penner, mit zotteligen grauen Haaren, die er zu einem Pferdeschwanz gebunden hatte, zerknitterten und schmutzigen Kleidern und einem Gesicht voller Ecken und Kanten. Er roch nach Schnaps, Zigaretten und Schweiß. Seine Finger waren nikotingelb, und ihm fehlte ein Schneidezahn, was ich sah, als er wieder den Mund öffnete.

»Deine Eltern«, sagte er. »Die beiden Schwuchteln meinst du?«

Ich biss die Zähne zusammen. »Ich meine meinen Vater und seinen Lebensgefährten.« Das kam schärfer, als ich beabsichtigt hatte.

Skegg verzog das Gesicht, und ich dachte, er würde wieder mit seinem Knüppel auf mich losgehen. Stattdessen begann er zu lachen und warf den Stock in einen Korb voller Feuerholz, der neben ihm auf dem Boden stand. »Neustart.« Er richtete sich auf und streckte die Hand aus. »Milton Skegg.«

Ich nahm sie und erwiderte den festen Druck. »Adrian Smollett.«

»Sehr erfreut«, erwiderte er lächelnd. Wieder sah er ein Stück jünger aus. Seine Augen waren strahlend blau und intelligent. »Was kann ich für dich tun?«

Ich entspannte meine Schultern. »Wir wohnen im Kutscherhaus«, wiederholte ich. »Und ich wüsste gerne mehr über Heathcote Manor. Eliette Burges meinte, Sie könnten mir dabei behilflich sein.«

Er zog die Brauen zusammen, rümpfte die Nase und spuckte aus. »Hm«, machte er. »Heathcote Manor. So.« Er hob den Korb auf, drehte sich um und öffnete die Tür des Schuppens.

Drinne war es düster, feucht und roch nach Schimmel, Fisch und Moder. Überall stapelten sich Kisten voller Papier, Bücher und Aktenordner, es gab keine Möbel bis auf einen Tisch – genauer gesagt, eine Tür, die auf zwei Böcken lag – und noch mehr Kisten, die als Regale und wahrscheinlich als Sitzgelegenheiten dienten.

Skegg ging vor einem alten, schwarzen Ofen in die Hocke, schichtete Holz und Späne hinein und sagte, während er das Feuer anzündete: »Setz dich irgendwo hin. Erzähl mir, was du von mir willst.«

Ich hockte mich auf eine Kiste, die durchdringend nach Hering roch, und verschränkte die Hände um mein Knie. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass jemand in diesem Schuppen lebte – noch nicht einmal, wenn er aussah wie Milton Skegg. Wo schlief er? Wo aß er? Wo verwahrte er seine Kleider? Na gut – so, wie er aussah, trug er sie einfach am Leib.

Er schloss die Ofenklappe, rieb die Hände und sah mich an. Sein Gesichtsausdruck war schwer zu erkennen, weil kaum Licht durch das trübe Fenster drang.

»Wohnen Sie wirklich hier?«, hörte ich mich fragen. Neben mir kicherte es leise. Ich zwang mich, nicht zur Seite zu sehen. Das Kichern gehörte dem Joker. Vielleicht ging er wieder, wenn ich ihn einfach nicht beachtete. Manchmal funktionierte das sogar.

Milton Skegg zog wieder die Schultern hoch. »Ja.« Er schob mit dem Fuß eine Kiste zum Tisch und hockte sich darauf. »Das hier ist mein Arbeitszimmer«, fügte er in ironischem Ton hinzu. »Du bist beeindruckt, was?«

»Ja, irre«, konnte ich mir nicht verkneifen. Er lachte kurz und trocken auf und hob einen Becher an die Lippen, der genauso schmutzig und verklebt aussah wie die ganze Umgebung. Skeggs Adamsapfel hüpfte auf und ab. Ich schluckte krampfhaft und sah woanders hin.

Der Becher landete mit einem dumpfen Knall auf dem improvisierten Tisch. »Also?«

»Ich wüsste gerne etwas über die Bewohner des Hauses«, sprang ich gleich zum Kern der Sache. »Und was es mit dem angeblichen Spuk auf sich hat.«

Milton Skegg stocherte mit dem Daumennagel in seiner Zahnlücke herum. Sein Blick war alles andere als freundlich. »Ich beschäftige mich seit Jahren mit Heathcote Manor«, sagte er. »Recherchiere, stelle Fragen, lass mich deswegen bedrohen und anfeinden.

Wahrscheinlich bin ich der Einzige, der die ganze Geschichte kennt. Alles. Jedes widerliche, kranke, böse Detail. Eines Tages werde ich ein Buch darüber schreiben und endlich aus diesem Loch hier rauskommen.« Er machte eine Bewegung mit dem Arm, als wollte er den Schuppen mit einem Wink in einen Palast verwandeln. »Warum sollte ich irgendwem die Ergebnisse meines Lebenswerkes schenken? Also: Was bietest du mir?«

Ich zuckte die Achseln. »Ich bin Schüler. Was könnte ich Ihnen schon bieten?« Langsam verstand ich Lizzies Warnung. Der Typ hatte nicht alle Latten im Zaun. So was kann ich beurteilen.

Er lachte und es klang giftig. Ich blinzelte. Der Joker stand hinter Milton Skegg und legte seine Arme um dessen Schultern. Die böartigen roten Augen zwinkerten mir zu und dann verschmolz der Joker auf eklige, übelkeitserregende Art mit dem Körper von Milton Skegg. Der richtete sich aus seiner zusammengesunkenen, schlaffen Haltung auf und verschränkte die Arme vor der Brust. »Also«, sagte er in geschäftsmäßigem Ton, »ich gebe dir meine wertvollen Informationen über das Spukhaus und seine Bewohner und verlange dafür eine Gegenleistung. Was bekommst du an Taschengeld? Habt ihr Wertsachen im Haus, an die du rankommst?«

Ich schnappte nach Luft. »Ich kann doch nicht ...«, begann ich zu protestieren. Dann schüttelte ich den Kopf. »Mann, Sie haben doch einen Knall. Ich will keine Geheimnisse von Ihnen kaufen. Mich interessiert nur, wer da wohnt und warum Heathcote Manor als Spukhaus gilt. Nicht mehr.« Ich stand auf.

Er sah zu mir auf, und ich glaubte, ein rötliches Funkeln in seinen Augen zu erkennen. Der Widerschein des Ofenfeuers. »Jetzt reg dich ab«, sagte er versöhnlich. »Du hast da was in den falschen Hals gekriegt. Ich bin nicht scharf auf euer Familiensilber. Aber dein Daddy hat sicher eine gut sortierte Hausbar, he? Schriftsteller saufen doch alle.« Er grinste. »Für jede feine Flasche, die du mir bringst, kriegst du eine Information. Deal?«

Mir lag ein »Das ist nicht Ihr Ernst« auf der Zunge, aber ich schluckte es runter. Es war sein Ernst, sein voller, tödlicher Ernst. Ich nickte knapp und ging zur Tür.

»Warte«, rief er mir hinterher. »Du kriegst sogar was umsonst.« Ich hörte den Joker in seiner Stimme und wäre am liebsten geflüchtet, aber die Neugier ließ mich noch einmal umzudrehen. Er grinste mich an. »Such's dir aus. Was willst du wissen?«

»November«, sagte ich unwillkürlich und biss mir gleich darauf auf die Lippe. Warum hatte ich das gesagt?

»November«, wiederholte er und runzelte die Stirn. »Was ist damit?«

»Nichts, nichts«, beeilte ich mich, meinen Fehler wiedergutzumachen. »Es war nur so ein Gedanke.«

In seinem Gesicht arbeitete es. »November ...«, wiederholte er langsam. »Natürlich. Das Vandenbourgh-Mädchen.« Langsam zogen sich seine Lippen zu einem breiten Joker-

Grinsen auseinander. Ich drückte hastig die Tür auf, denn ich wollte nicht hören, was er zu sagen hatte. Nicht, wenn der Joker ihn ritt.

»Sie ist verrückt«, rief er mir mit schriller Stimme hinterher. »Hat in der Klapsmühle gesessen. Ist erst Weihnachten rausgekommen. Alle warten darauf, dass sie wieder abgeholt wird!«

Ich knallte die Tür hinter mir zu und rannte davon.

Natürlich konnte ich der Versuchung nicht widerstehen. Ich schlich um den »Giftschrank« herum, wie Toby ihn zu nennen pflegte, und kaute auf den Nägeln. Der Schrank war abgeschlossen, wie immer. Ich wusste aber, wo Toby den Schlüssel verwahrte. Es wäre ganz leicht, eine Flasche Gin herauszunehmen, ohne dass es auffiel. Keiner hier im Haus trank Gin, aber Toby – oder besser gesagt »Erica Mooreland« – bekam ihn immer mal wieder von seinem Verleger oder von Fans geschenkt, seit in einer Zeitung einmal zu lesen gewesen war, »Erica« stünde auf das Zeug. So ähnlich war es mit dem Whisky. Dessen Abhandenkommen wiederum wäre aufgefallen.

Also Gin. Es war doch egal, was ich Skegg brachte, so wie der aussah, trank er alles, solange es nur genügend Umdrehungen hatte.

»Édorian«, hörte ich das besorgte Murmeln des Roshis. »Junge, verbrenn dir nicht die Finger. Daraus entsteht nichts Gutes. Geheimnisse sind wie Giftschlangen. Sie lauern still im Gebüsch, und wenn du nicht damit rechnest, kommen sie heraus und beißen dich.«

»Ist gut, Roshi«, antwortete ich und fummelte den Schlüssel unter dem vorletzten Brett des Bücherregals hervor. Ich zog den Klebestreifen ab und schloss den Giftschrank auf. »Das Zeug wird keiner hier vermissen. Außerdem – was weg ist, kann nicht verschüttet werden.« Das war ein Spruch, mit dem Jonathan meinen Vater immer ärgerte.

Der Roshi seufzte nur. Ich sah mich um, aber er war schon wieder verschwunden.

Für einen Moment geriet ich ins Grübeln. Warum hatte ich Toby nicht einfach gefragt, ob ich den Gin nehmen könne? Ich wollte ihn schließlich nicht selbst trinken. Aber irgendwas sagte mir, dass mein Vater nicht sonderlich erfreut darauf reagieren würde. Ich konnte ihn förmlich hören: »Du willst den örtlichen Säufer subventionieren? Kannst du das verantworten?«

Nein, es wäre dumm, ihn zu fragen. Wenn er Nein sagte, konnte ich mich darüber nicht hinwegsetzen. Mit ein bisschen Glück würde er gar nicht bemerken, dass ich seine Vorräte erleichterte, und dann brauchte sich keiner von uns Gedanken zu machen.

»Meinst du nicht, du machst es dir ein bisschen zu leicht?«, hörte ich den Roshi sagen. Ich zog es vor, ihn zu ignorieren.

Der Schrank war gut gefüllt. In der vordersten Reihe standen eine angebrochene und zwei volle Flaschen Whisky und eine angebrochene Wodkaflasche. Dahinter kamen verschiedene mehr oder weniger volle Flaschen mit Sherry, Cognac, Rum, Martini und einem giftgrünen Likör, die teilweise recht angestaubt aussahen. Warum Toby die

mitgenommen hatte, war mir nicht ganz klar. Wir bekamen hier nicht besonders oft Besuch ...

In der dritten und vierten Reihe standen die Ginflaschen, bestimmt fast ein Dutzend. Ich musste lachen. Niemand rührte das Zeug je an, aber Toby brachte es auch nicht über sich, sie einfach wegzuschmeißen. Oder zu verschenken. An zwei Flaschen baumelten kleine Geschenkanhänger, drei waren noch in Papier gewickelt.

Ich räumte die vorderen Flaschen beiseite und griff mir zwei von den Ginflaschen. Dann schob ich alles so zusammen, dass nicht auffiel, dass sie herausgenommen worden waren. Toby würde kaum nachzählen – wahrscheinlich wusste er noch nicht mal, wie viele davon im Schrank herumstanden.

Ich schloss den Schrank ab, klebte den Schlüssel wieder unter das Regalbrett und machte, dass ich mit meiner Beute aus dem Zimmer kam.

Es war schon zu spät, um noch einmal zum Pilchards' Bay zurückzukehren. Ich konnte Toby und Jonathan unten in der Küche hören, Jonathans Brummbass und Toby, der über seine Bemerkungen lachte. Ich verstaute die Flaschen unter meinem Bett und lief hinunter. »Bin noch mal kurz weg«, rief ich durch die Küchentür.

»Okay«, antwortete Toby, und Jonathan rief: »Das Essen ist in einer halben Stunde fertig, bleib nicht so lang.«

Ich zog die Tür hinter mir zu und blickte zum Nachbarhaus hinüber. Es dämmerte und der Wind vom Meer pfiff durch das Geäst der Bäume. In der Ferne konnte ich das Licht des Leuchtturms sehen, das aufblitzte, erlosch, aufblitzte. Die Luft war kalt und schmeckte salzig, als ich mir über die Lippen leckte.

In Heathcote Manor brannte Licht. Es war schwach, flackerte wie das einer Kerze. Dort *war* jemand, auch wenn Lizzie und Eliette behaupteten, das Haus würde leer stehen. Ich steckte die Hände in die Jackentaschen und trat von einem Fuß auf den anderen. Eigentlich hatte ich nur zur Klippe gehen wollen, ein bisschen unter meiner Kiefer hocken und dem Leuchtturm zusehen, wie er sein Licht über das Wasser schickte.

Ich war schon über die Mauerreste geklettert und lief auf das Herrenhaus zu, ehe mir selbst klar wurde, wohin ich ging. War das Einbruch? Ich war bis jetzt ja nur auf dem Grundstück. Nova hatte ja auch diesen Mauereinbruch benutzt, um unseren Garten zu betreten. Und ich würde nur kurz nachsehen, ob sich jemand dort aufhielt, und dann sofort umdrehen.

Das düstere Gemäuer wurde umso unheimlicher, je näher ich kam. Licht konnte ich keins mehr entdecken – wahrscheinlich hatte ich die Spiegelung des Leuchtfeuers in einer Fensterscheibe für Kerzenlicht gehalten. Es war still. Ich sollte umkehren, hier gab es nichts zu entdecken. Die Dämmerung war jetzt so weit fortgeschritten, dass ich im weiteren

Umkreis kaum noch Einzelheiten erkennen konnte.

Aus der Nähe wirkte das Gebäude vollkommen unbewohnt und glich eher einer Ruine als einem Herrenhaus. Ich stand vor der Seitentür, an der ich November gesehen hatte, und blickte an der Fassade empor. Was hatte sie nur hier gewollt? Oder hatte ich mich doch getäuscht und sie war gar nicht hier gewesen? Mir schwirrte der Kopf. Und wie konnte ich nur vermutet haben, dies wäre ein normales, bewohntes Haus?

Ich drückte die Klinke herunter, aber die Tür war abgeschlossen. Durch das Fenster daneben konnte ich nur Dunkelheit erkennen. Ich ging ums Haus herum, stolperte über Erdhügel, Steine und Grasbüschel. Alles war ungepflegt, heruntergekommen, kaputt. Ich konnte die Löcher im Mauerwerk sehen, in denen Efeu und anderes Grünzeug wucherte. Im oberen Geschoss waren wohl Fensterscheiben eingeworfen worden, zackige Glasscherben steckten in den Rahmen wie Reißzähne.

Ich blieb dort stehen, den Kopf in den Nacken gelegt, und starrte die kaputten Fenster an. Das war die Seite, die ich von unserer Küche aus sehen konnte. Diese Fenster waren es, hinter denen ich geglaubt hatte, Gardinen und sich bewegende Menschen zu bemerken. Und heute Mittag hatten sie noch heil und ganz ausgesehen!

Etwas zischte in mein Ohr, kicherte, rührte mich mit kalten Fingern an. Ich drehte mich nicht um. Dies war genau der Ort und die Gelegenheit, die der Joker auszunutzen pflegte. Ich wollte ihm die Genugtuung nicht geben, dass ich schrie oder mich erschreckt umdrehte. Stattdessen biss ich die Zähne zusammen, ballte die Fäuste und stolperte weiter über den unebenen Grund zur Vordertür.

Eine breite Treppe führte hinauf zu der imposanten schwarzen Tür mit dem Messingklopfer. Ich fühlte mein Herz schlagen, als ich mich der Treppe näherte und sie hinaufstieg. Die Stufen waren ausgetreten, die Kanten abgesplittert und brüchig. Das Haus war alt. Uralt. Und ich konnte fühlen, dass es keine Besucher duldete. Ich stolperte über eine unebene Stufe und fiel auf die Türschwelle, stieß mir das Knie an und biss mir so heftig auf die Lippe, dass sie zu bluten begann. Ein Tropfen fiel auf die Schwelle und zerplatzte.

»Blutopfer«, flüsterte der Joker. »Wie aufmerkssssssam von dir.« Er schmatzte und kicherte. Ich drehte mich unwillkürlich noch in der Hocke um, rieb mein schmerzendes Knie, wollte ihn anfahren – aber da war nichts hinter mir, nur der dunkle, stille Garten, in dem sich die schwarzen Silhouetten der Bäume vor einem tiefblauen Himmel wiegten, an dem die ersten Sterne blitzten.

Ich schauderte. Der Wind war so kalt, als käme er direkt vom Nordpol. Ich sollte zurückgehen. Jonathan hatte heute zum letzten Mal für uns alle gekocht, ab morgen sollte die neue Haushälterin kommen. Das Bild unserer warmen, hell erleuchteten, freundlichen Küche tanzte vor meinen Augen.

Die Tür, vor der ich stand, sprang mit einem leisen Knacken auf und ein modriger Luftzug strich seufzend an mir vorbei. Ich zuckte zusammen. Grabgeruch.

Der Roshi wisperte: »Lauf, Édorian. Lauf!«, aber ich ignorierte seine Stimme. Bei allem Erschrecken war ich viel zu neugierig. Wieso war die Tür aufgegangen? Und was war dahinter? Ich machte einen Schritt und noch einen, dann lag meine Hand auf dem Knauf. Beinahe von selbst schwang die Tür auf, lautlos. Wieso hatte ich ein grässliches Knarren und Seufzen erwartet? Das hier war nicht das Schloss des Schreckens, nicht das Hill House und ganz sicher nicht das Overlook-Hotel – das hier war bloß unser verdammtes Nachbarhaus.

Ich drückte die Tür ganz auf und trat ein. Meine Schritte hallten auf dem Steinboden, als hätte ich feste Schuhe an und keine Sneaker. Als ich stehen blieb, hörte das Geräusch nicht sofort auf. Klack-klack-klack-klack hörte ich die Schritte wie ein seltsames Echo weiterlaufen. Dann war es still. Ich konnte meinen eigenen Atem hören und schmeckte Blut auf meiner Lippe, sie tat höllisch weh.

Ich stand in einer weiträumigen Halle, über meinem Kopf war nur Dunkelheit. Ich konnte nicht sehen, ob da irgendwo eine Decke war, aber ein unbestimmtes Gefühl sagte mir, dass der Raum so hoch war wie eine Kirche. Ich wollte »Hallo« rufen, als hinter mir die Tür ins Schloss fiel. Der dumpfe Knall grollte durch die Eingangshalle und verlor sich in der Dunkelheit. Ich hörte hoch über meinem Kopf Vögel aufflattern. Das klatschende Geräusch der Flügel zitterte durch die Luft und verstummte wieder. In der Ferne lachte jemand.

Mein Herz hatte einen Schlag ausgesetzt und beeilte sich jetzt, den verpassten Beat wieder aufzuholen. Ich holte tief Luft und klemmte meine Hände in die Achselhöhlen. Das hier war nur ein unbewohntes Haus. Kein Grund, das große Zittern zu kriegen.

Aber ohne Taschenlampe wollte ich auch keinen weiteren Schritt in die Finsternis machen. Wenn hier Schutt herumlag, würde ich mir nur die Knochen brechen, und am Ende würde mich niemand finden, weil hier auch niemand nach mir suchen würde.

Also trat ich den Rückzug an. Nein, ich hatte keine Angst. Es war eine reine Vernunftentscheidung. Außerdem wollte ich nicht zu spät zum Abendessen kommen ...

Meine Schritte klackten wie Kastagnetten. Ich blieb stehen, das Geräusch lief weiter. Und dieses Mal verstummte es nicht, sondern das gleichmäßige Klack-Klack der Absätze klapperte stetig vorwärts. Da kam jemand! Ich stand in einem fremden Haus, und einer der Bewohner kam auf mich zu!

»Äh.« Ich räusperte mich. »Hallo? Ist da jemand? Ich bin – die Tür – ich komme von nebenan ...« Ich hörte auf, dummes Zeug zu faseln, und lauschte. Die Schritte hatten angehalten.

»Hallo?«, fragte ich. Meine Stimme war nicht ganz so fest, wie ich gewünscht hätte.

Niemand antwortete. Ich glaubte, leises Atmen zu hören, aber das konnte auch der Wind

sein, der durch ein Loch im Mauerwerk strich. Es blieb still. Wahrscheinlich war das Geräusch nur ein seltsames Echo gewesen.

Meine Augen begannen sich an das Dunkel zu gewöhnen. Der Boden unter meinen Füßen war früher einmal schwarz-weiß gemustert gewesen, jetzt aber nur noch eine holprige Ansammlung von Löchern, zerstörten Fliesen und herumliegenden Steinen. Der Raum, in dem ich stand, hatte die Ausmaße eines Kirchenschiffs. Ich legte den Kopf in den Nacken und kniff die Augen zusammen. Ich hatte freie Sicht bis unter das Dach. Ganz in der Ferne konnte ich einen Lichtschimmer erahnen. Das Haus war vollkommen entkernt – eine ausgehöhlte Fassade, in der sich nichts befand außer Schutt, Mäusen und Vogelkot.

Wie konnte das sein? Das Haus war von außen zwar heruntergekommen, ansonsten jedoch intakt erschienen. Aber was ich jetzt von hier drinnen erkennen konnte, war eine abgebrannte Ruine, von der gerade noch die Außenmauern standen. Ich konnte das Sternenlicht sehen, das durch die Löcher im Dach hereinfiel.

Ich stolperte durch den Schutt zurück zur Tür. Fragte mich, ob das alles gerade auch schon da gewesen war – ich war doch ganz ungehindert über glatten Steinboden gegangen? Meine Hand fasste nach dem Türknauf.

Das Licht ging an. »Hallo?«, sagte eine Mädchenstimme. Einen Moment lang blieb die Zeit stehen, jedenfalls fühlte es sich so an. Ich drehte mich um und stand in einer prächtigen Vorhalle. Schwarz-weiße Bodenfliesen, Kerzenleuchter an den Wänden, eine geschwungene Treppe ins Obergeschoss, weiße Türen, die ins Innere des Hauses führten. Ein roter Läufer. Bodenvasen mit getrockneten Sträußen darin. Spiegel und Bilder an den Wänden. Eine Decke mit Stuckverzierungen über meinem Kopf. Ein Kronleuchter, der warmes Licht über alles warf. Ich blinzelte mehrmals heftig.

»Hallo?«, wiederholte die Stimme. Ich suchte ihren Ursprung und fand ihn auf der Treppe. Über das Geländer aus rötlichem, glänzend poliertem Holz beugte sich ein Mädchen, das mich mit fragender, ein wenig besorgter Miene ansah. Mein Herz machte einen Hüpfer.

»November«, sagte ich. »Du wohnst also doch hier!«

Sie runzelte die Stirn und richtete sich auf. »Ja, natürlich«, gab sie zurück. Es klang ein bisschen schnippisch. Sie kam die Treppe herunter. Ihre nebelgrauen Augen musterten mich intensiv. Dann löste sich das Stirnrunzeln in ein Lächeln und sie reichte mir die Hand. »Du bist es«, sagte sie. »Ich habe dich zuerst nicht erkannt. Wie nett, dass du mich einmal besuchen kommst.«

Ich nahm ihre Hand, sie lag kühl und leicht in meiner, schmal und zart wie ein kleiner, atmender Vogel. Ich wagte kaum, sie zu drücken, und ließ sie nur ungern wieder los. Ihr Blick, der sogar dann noch traurig war, wenn sie wie jetzt lächelte, blieb auf mein Gesicht gerichtet. »Wie nett«, wiederholte sie. »Wir bekommen so selten Besuch.«

Ich räusperte mich mehrmals, weil meine Stimme sich anscheinend unter einen Stein verkrochen hatte und sich weigerte, wieder herauszukommen. »Du siehst toll aus.« Blöde Bemerkung, Adrian. Ganz, ganz blöde Bemerkung. Auch wenn es der Wahrheit entsprach. November trug ein altmodisches, langes Kleid, das aussah wie aus einem Film – es passte unglaublich gut zu ihr und dem Haus, der lackierten Treppe, dem Kronleuchter und den Bildern an den Wänden. So stellte man sich jemanden vor, der in so einem herrschaftlichen Haus lebte. Ganz genau so. Statt mich noch einmal zu räuspern, sagte ich das alles auch noch laut. Meine Stimme war wieder da. Oh wie peinlich.

Sie wurde tatsächlich ein bisschen rot. Lächelte aber. Also hatte ich nicht alles falsch gemacht. Entwarnung. Ich lächelte einfach mal zurück.

»Komm, ich stelle dich meinen Eltern vor«, sagte sie jetzt und deutete auf eine Tür hinter mir. Ich drehte mich um. Das Licht ging aus.

»Oh«, sagte sie. »Schon wieder. Das ist aber wirklich langsam zu ärgerlich. Diese Stromausfälle ... warte. Bleib einfach stehen, ich rufe eben nach Bernard ...« Ihre Stimme entfernte sich von mir. Ich hörte ihre leichten Schritte die Halle durchqueren, dann ging eine Tür auf und wieder zu.

Ich stand in der Dunkelheit, in der es wisperte und atmete. Ich konnte das Haus um mich herum spüren. Es war wie ein lebendes Wesen, das seine Bewohner voller Sorge in seine Mauern einschloss und eifersüchtig darüber wachte, dass ihnen nichts zustieß. Ich war fremd, ein Eindringling. Das Haus wollte nicht, dass ich hier war.

Ich musste lachen. Das war so ein dummes Zeug. Ich hatte die Broschüre über das Haus gelesen und mir das Geschwätz des Bestattungsunternehmers angehört, und das ging mir jetzt im Kopf herum. Dies hier war ein ganz gewöhnliches, wenn auch wirklich vornehmes Haus, in dem ganz gewöhnliche – wenn auch wahrscheinlich vornehme – Menschen wohnten.

Eine Hand berührte meinen Ellbogen und ich machte einen Satz. »Édorian«, flüsterte der Roshi, »komm. Bitte. Komm mit hinaus. Jetzt!«

»Roshi«, sagte ich atemlos. »Mach das nie wieder!«

Seine Hand fasste fest zu, er zog an meinem Arm. Das hatte er noch nie getan. Ich war so verblüfft, dass ich ihm folgte wie ein Lämmchen. »Du solltest hier nicht sein«, sagte er. »Das ist ein böser Ort, ein ganz und gar unguter, böser Ort.«

»Roshi«, ich begann mich gegen seinen Griff zu wehren, »du sagst immer, es gibt nichts Böses, nur Dummheit und Blindheit und Absichten, die gut gemeint sind, aber ...«

»Hör auf zu schwafeln, komm!« Mit einem energischen Ruck brachte er mich ins Stolpern. Ich fiel vorwärts gegen die Haustür, die im gleichen Moment aufsprang. Ich stieß mir den Kopf, sah einen ganzen Himmel voller bunter Sterne und fand mich mit brummendem Schädel auf der Vordertreppe sitzend wieder.

Ich fühlte mich, als wäre ich gerade vom Mond gefallen. Was tat ich hier? Ich hockte auf einer kalten Steinstufe, deren abgebrochene Kante mir in den Hintern schnitt, hielt mir den Kopf, auf meiner Lippe war Blut und ich sah Sterne. Ich war allein. Hinter mir ragte düster das Haus auf, atmete Kälte und Modergeruch. Irgendwo klappte ein Fensterladen im Wind.

Ich stemmte mich mit wackeligen Beinen in die Höhe und drehte mich noch einmal zur Haustür um. Sie stand ein wenig schief in den Angeln, erwies sich aber fest verschlossen, als ich versuchte, den Türknauf zu drehen. In keinem der Fenster war Licht. Dieses Haus war so unbewohnt wie ein Grab.

Ich schüttelte die Beklemmung ab, die von dem Gemäuer ausging, und machte, dass ich nach Hause kam. In die warme, helle, freundliche Küche, in der es nur ein bisschen angebrannt roch, wie fast immer, wenn Jonty etwas brutzelte.

Die Erinnerung an meine Begegnung mit November in Heathcote Manor verblasste und verging, noch während ich über die Mauer zu unserem Garten kletterte.

Am nächsten Tag nach dem Abendessen war ich mit einer der geklau..., geborgten Flaschen unter der Jacke auf dem Weg zu Milton Skegg. Informationen gegen Schnaps. Ich kam mir vor wie ein Schmuggler. Es war kein wirklich tolles Gefühl – und das erzählte mir auch der Roshi, der auf dem ganzen Weg neben mir her trabte und mir in allen Tonarten die Meinung geigte.

Skegg saß am alten Kai und hielt eine Art Angelrute ins Wasser. Er sah mich, grinste und hob den Daumen. Dann spuckte er routiniert ins Wasser und angelte weiter.

Ich ging neben ihm in die Hocke und ließ ihn den Inhalt meiner Jacke sehen. Er kniff die Augen zusammen und nickte. »Teures Zeug. Gute Info gegen guten Stoff. Du hast begriffen, wie es funktioniert, Junge.« Er starrte auf den Schwimmer, der auf dem öligen Wasser tanzte. Schmutziger Schaum wurde an die Kaimauer gedrückt, Fetzen von Plastiktüten hatten sich in dem angetriebenen Gestrüpp verfangen und wehten wie moderndes Nixenhaar im Wasser. Ein Stück weiter entfernt dümpelte ein löchriger blauer Plastikkanister. Dies hier war das schmutzigste Stück Atlantikküste, das ich bisher zu Gesicht bekommen hatte. Wahrscheinlich zog Skegg den Dreck an. Ich grinste.

Er starrte wieder meine Jacke an, die Stelle, wo die Flasche unter meinem Arm klemmte. Mit einem entschlossenen Ruck zog er die Angel aus dem Wasser und legte das geflickte Ding auf den Kai. »Komm«, sagte er und stiefelte voraus zu seiner Hütte.

Ich atmete durch den Mund, bis ich mich an den Geruch in dem muffigen kleinen Kabuff gewöhnt hatte.

Er kramte in einer der Kisten herum. Dann drehte er sich mit triumphierender Miene um und stellte zwei schmierig aussehende Gläser auf den improvisierten Tisch. »Gib her.« Er hielt mir auffordernd die Hand hin und ich reichte ihm die Flasche. Der Verschluss knackte, dann gluckerte Gin in beide Gläser. Skegg schob mir eins davon hin und setzte gleichzeitig das andere an den Mund. Ich starrte mein Glas entsetzt an. Es trug deutliche, schwarze Fingerabdrücke und sein Rand war verschmiert. »Ich trinke keinen Alkohol«, sagte ich. Was für ein Glück!

»Kluger Bursche«, erwiderte Skegg und zog das Glas zu sich herüber. »Das Zeug bringt einen um.« Er starrte mich über den Rand seines Glases an. »Also. Was willst du wissen?«

Ich runzelte die Stirn. Was wollte ich wissen? »Warum glauben die Leute hier, Heathcote Manor wäre ein Spukhaus?«

Er lachte und kippte den Gin in einem Schluck hinunter. »Gutes Zeug«, sagte er heiser.

Er sah die Flasche bedauernd an, setzte den Verschluss wieder auf und verschränkte die Arme, als wollte er sich daran hindern, das nächste Glas einzugießen. »Heathcote Manor«, begann er und erzählte mir dann alles, was ich schon in der Broschüre gelesen hatte. All die alten Geschichten von Heathcote Vandenbourgh und seinem Pakt mit dem Teufel, von den vielen Malen, die das Haus in Flammen gestanden hatte, und den Toten, die immer wieder in seinen Mauern gefunden wurden. Ich unterbrach ihn deshalb nach ein paar Sätzen. »Das kenne ich alles, Mr Skegg. Eliette Burges meinte, Sie wüssten mehr, als in der Broschüre steht.«

Er verzog das Gesicht. »Das sind Informationen, für die ich teuer bezahlt habe«, beklagte er sich.

»Dafür habe ich Ihnen die Flasche mitgebracht.«

Er schaute noch ein wenig missvergnügter aus der Wäsche und grummelte irgendwas Unverständliches vor sich hin. »Das Haus ist verflucht«, sagte er dann. Er griff nach der Flasche und schraubte sie auf, und dieses Mal hielt er sich nicht damit auf, den Gin erst in ein Glas umzufüllen.

»Verflucht?« Ich hätte gelacht, wenn da nicht dieses Flüstern hinter mir gewesen wäre. Irgendwer zupfte an meinem Ärmel, aber ich weigerte mich, das zur Kenntnis zu nehmen. Außer mir und Milton Skegg war niemand hier im Raum.

Er nickte mehrmals nachdrücklich. »Verflucht«, wiederholte er. »Die jetzige Ms Vandenbourgh war als Erste so klug, ihre Familie in Sicherheit zu bringen, weit weg von diesem Spukgemäuer.« Er rülpste und trank. »Leider war ihr Sohn weniger schlau, er hat seine Kinder hierher zurückgebracht. Die alte Frau ist ihnen natürlich gefolgt und hat ab da alles darangesetzt, ihrer Schwiegertochter und dem renitenten Sohn das Leben so sauer wie möglich zu machen.« Er lachte und schwenkte die Flasche, wobei er mich mit scharf riechenden Spritzern Schnaps taufte. »Alles, damit sie wieder von hier verschwinden. Aber der Sohn war ein echter Vandenbourgh, stur wie ein Maulesel. Er hat ausgeharrt und dann hat das Haus ihn sich geholt. Ihn und die anderen. Alle tot, bei dem Autounfall. Bis auf die Tochter, denn die spart das verfluchte Haus sich auf, als Nachschick.« Er wischte sich über den Mund und trank einen großen, gluckernden Schluck, ehe er weitersprach. »Sie war in der Klapsmühle, die Kleine. Kann man ihr nicht verdenken. Wenn ich an ihrer Stelle wäre, würde ich über die Klippe hüpfen und nach Amerika schwimmen. Alles besser, als hier zu hocken und darauf zu warten, dass es dich holt.« Er lachte wieder, und sein Lachen klang scharf und voller Angst.

Ich mochte nicht mehr zuhören. Das war das Gefasel eines Mannes, der sich das Gehirn weggesoffen hatte und der Gespenster sah. Obwohl seine Geschichte mir eine Gänsehaut über den Rücken jagte, das musste ich zugeben. Sie brachte etwas in mir zum Klingen, und das war ein unangenehmes Gefühl.

Milton Skegg bückte sich und zog einen großen Blechkoffer unter dem Tisch hervor. Er klappte ihn auf. Der Koffer war vollgestopft mit Papier: Notizbücher, Kladden, Zeitungsausschnitte. Skegg grub darin herum und legte zwei dünne Hefte auf den Tisch. Er blätterte sie durch, machte nachdenkliche Grunzgeräusche und wiegte den Kopf. »Da«, sagte er dann. Er schob mir eins der aufgeschlagenen Hefte hin. Sein schmutziger Daumen deutete auf eine Stelle mitten auf der vollgeschriebenen Seite. Ich beugte mich vor, um sie zu entziffern.

In einer Schrift, die irgendwie gehetzt und krakelig wirkte, berichtete da jemand von seltsamen Geräuschen und unsichtbaren Wesenheiten, die nachts die Korridore und Zimmer eines Hauses unsicher machten. Das Geschreibsel schien von einem Wahnsinnigen zu stammen. Sätze fingen irgendwo in der Mitte an und endeten genauso abrupt ohne erkennbaren Grund, manchmal mitten im Wort, tanzten über und unter den Linien des Papiers herum. Wer auch immer das geschrieben hatte, er war nicht besonders talentiert. Wenn das ein Buch werden sollte, würde es schwer einen Verleger finden.

Ich las die Seite zu Ende, wollte umblättern, da schoss Milton Skeggs schmutzige Hand vor und riss mir das Heft weg. »Eine Flasche, eine Information«, sagte er. Er klang betrunken.

»Das ist doch keine Information«, sagte ich empört. »Das ist irgendein Zeug, das ein Irrer zusammengekrakelt hat. Es ergibt keinen Sinn. Was soll ich damit?«

Er presste das Heft an die Brust, als hätte ich sein Baby beleidigt. »Bitte«, schnappte er, »dann geh doch und frag anderen Leuten ein Loch in den Bauch!«

Ich hob besänftigend die Hand. »Regen Sie sich nicht auf, Mr Skegg. Ich will Ihnen doch nichts wegnehmen. Aber das war kein guter Deal, eine ganze Flasche erstklassiger Gin gegen eine Seite wirres Gekritzel, das ich kaum entziffern kann.«

Er senkte die Lider und saß eine Weile mit zusammengekniffenen Lippen da. Ich wartete. Der Roshi hockte neben mir auf einer Kiste und betrachtete seine grünen Schuhe. »Das wäre jetzt eine gute Gelegenheit, einfach zu gehen«, sagte er sanft.

Ich erwiderte nichts.

»Das hier gibt nur großen Ärger, du weißt es«, fuhr er hartnäckig fort. »Geh nach Hause, Êdorian. Stell die andere Flasche wieder zurück. Vergiss das Haus und seine seltsamen Bewohner. Sei glücklich.«

Ich konnte ein Schnauben nicht unterdrücken. Milton riss die Augen auf. »Also gut«, sagte er. Bei den Zischlauten sprühte ein wenig Speichel durch die Luft, ich wich unwillkürlich zurück. »Also gut. Du bringst mir hiervon noch zwei Flaschen mehr und ich lass dich in meine Kiste gucken. Du darfst dir drei... nein, zwei Hefte aussuchen. Und einen Ordner mit Zeitungsausschnitten gebe ich umsonst dazu.« Er hob die Hand. »Geliehen! Nicht geschenkt!«

Ich begann zu feilschen. Der Roshi seufzte und verschwand. Schließlich hatten wir uns geeinigt: Ich würde sechs Flaschen bringen und dafür so viel Material aus der Kiste nehmen dürfen, wie ich in einen Schuhkarton hineinbekam.

Sechs Flaschen. Auf dem Heimweg dachte ich fieberhaft darüber nach, wie ich noch fünf von den Flaschen aus dem Schrank nehmen konnte, ohne dass es auffiel. Die eingewickelten konnte ich auspacken und durch Wasserflaschen ersetzen. Die anderen ... ich würde sie umfüllen müssen. Hoffentlich nahm Skegg sie auch in Zahlung, wenn der Gin nicht in der Originalverpackung daherkam. Er brachte es fertig und zog mir dafür wieder was ab. Am besten nahm ich gleich eine Flasche mehr mit, sicherheitshalber.

*

In der Küche werkelt unsere neue Haushälterin, Ms Dickins. Sie hatte das Radio laut gestellt, spülte Töpfe und sang dazu. Ich musste mir ein Grinsen verkneifen. Toby hasste das. Er würde irgendwann aus seinem Zimmer schießen, das Radio ausstellen und die Tür knallen, wenn er zurück in sein Arbeitszimmer stürmte. Vielleicht sollte ich Ms Dickins besser vorwarnen. Ich ging in die Küche, sagte »Hallo« zu ihr und kniete mich neben den Korb mit den leeren Wasserflaschen. »Ich nehme mir welche«, sagte ich der Ordnung halber.

Sie nickte lächelnd und sang weiter. Ich brachte es nicht übers Herz, sie bei ihrer Spüloper zu stören. Aber ich konnte sie auch nicht ahnungslos in ihr Unheil rennen lassen. Also riss ich die Augen auf, zog die Brauen hoch, deutete in die ungefähre Richtung von Tobys Arbeitszimmer und legte einen Finger auf die Lippen. Sie lächelte mich völlig verständnislos an, nickte und sang noch lauter.

Gut, ich hatte es versucht. Wahrscheinlich war es im Dorf längst rum, dass ich nicht alle Tassen im Schrank hatte, und sie hielt mich jetzt für einen harmlosen Irren.

Ich nahm sechs leere Flaschen und verzog mich. Den Austausch würde ich erst heute Nacht vornehmen können. Am besten stellte ich mir den Wecker. Ich ging auf mein Zimmer, schloss die Tür, schob die Flaschen unter mein Bett und legte mich hin. Müde. Schrecklich müde. Als hätte ich wer weiß was getan. Als wäre ich den New-York-Marathon gelaufen oder so.

Der Gesang aus der Küche brach plötzlich ab. Wenig später knallte eine Tür.

Ich schlief nicht, lag nur da und ließ meine Gedanken treiben. Das wirre Gekritzel aus dem Heft ließ mich nicht in Ruhe. Jemand hatte offensichtlich in großer Angst geschrieben oder unter schrecklichem Druck, oder er war dabei gewesen, den Verstand zu verlieren.

Dinge im Dunkeln. Ungeheuer im Keller. Monster hinter den Tapeten. Geister in den Gängen und namenlose Schreckgestalten, die sich in den Schränken versteckten. Albernes

Zeug, hätte ich früher gedacht. Früher, bevor meine eigenen Lemuren anfangen, mich zu verfolgen.

Die Familie war verflucht, stand dort geschrieben. Es gab keinen Ausweg, keine Rettung. Feuer. Alles niederbrennen. Aber selbst dann würde das Schreckliche wieder auferstehen, wie Phönix aus der Asche steigen und triumphieren. Keine Rettung, solange noch ein Mitglied der Familie lebte.

November Vandenbourgh war ein Mitglied der Familie.

Ich starrte an die Decke, die sich im immer trüber werdenden Tageslicht mit tanzenden Schatten überzog. Die Bilder an den Wänden starrten mich an. Ich mochte das Gefühl, dass sie mich beobachteten. Es war beruhigend. Solange sie mich anblickten, war ich am Leben.

Ich sank ein wenig tiefer. Stellte mir vor, wie Heathcote Manor früher einmal innen ausgesehen hatte. Groß, düster, voller Schatten. Aber auch irgendwie prachtvoll, mit dunklen, schweren Möbeln und dichten Vorhängen aus Samt, mit goldenen Bilderrahmen und Lüstern überall. Ich konnte es regelrecht sehen, wie in einem Film. Da war eine breite Treppe und über ihre Stufen schwebte eine wunderschöne junge Frau auf mich zu. Sie reichte mir die Hand, lächelte, sagte etwas ...

Der Wecker riss mich aus dem Schlaf. Ich stellte ihn mit einer ungezielten Handbewegung ab, die das Ding auf den Boden beförderte, und lag eine Weile da, unfähig, mich zu rühren. Es war stockdunkel. Was tat ich hier? Ich war angezogen. Warum lag ich angezogen auf meinem Bett und warum hatte ich mich mitten in der Nacht wecken lassen?

Dann fiel es mir ein. Ich setzte mich auf und rubbelte kräftig mit den Handballen über meine Augen. Nachtwächter wäre kein Job für mich.

Ich stand auf, holte die Wasserflaschen unter dem Bett hervor und ging im Geiste noch einmal die nötigen Schritte durch. Erst die Flaschen in den Verpackungen austauschen. Dann die anderen mitnehmen, in meinem Zimmer – nein, in der Küche, da gab es einen Trichter – umfüllen, dann den Rest austauschen. Die Flaschen hierherbringen und im Kleiderschrank verstecken. Okay.

»Super Plan«, wisperte jemand in mein Ohr. Jeannie. Sie saß hinter mir auf der Bettkante und feilte kauend ihre grellvioletten Nägel. Ihr Haar, in dünne, feste Rastalocken gedreht, war heute giftgrün mit roten Strähnen.

»Du siehst aus wie ein Pfefferminzbonbon«, sagte ich, als ich wieder Luft bekam.

Sie grinste. Schlag die Beine in den zerfetzten Netzstrumpfhosen übereinander und wippte mit den Rangers. »Du bist auf dem besten Weg, ein Krimineller zu werden«, sagte sie und blies eine Kaugummiblaste, ließ sie platzen und kaute weiter.

»Blödsinn. Das Zeug wird niemand vermissen.«

»Dein Wort im Ohr der zuständigen karmischen Aufsichtsbehörde«, erwiderte sie

fröhlich. »Mach weiter so, du wirst es noch verdammt weit bringen.«

»Du hörst dich langsam an wie der Roshi«, flüsterte ich. Ich musste flüstern, sonst hätte ich nämlich gebrüllt. Sie brachte mich einfach zur Weißglut. Mussten sie sich immer in mein Leben einmischen und mir Moralpredigten halten? Es waren nur Halluzinationen, verdammt!

Sie zuckte die Schultern. »Ich bin genauso gut der Roshi wie er«, sagte sie ein wenig beleidigt. »Du produzierst schließlich all diese bescheuerten Vorstellungen von uns. Kann ich was dazu?«

Ich versuchte gar nicht erst, das mit ihr zu diskutieren. Ein nasses Stück Seife war Schmirgelpapier im Vergleich mit meinen Laren, wenn ich mit ihnen darüber reden wollte, wer oder was sie eigentlich waren. Wie hieß die Yoga-Übung noch mal? Pudding an die Wand nageln, genau.

Deshalb ließ ich Jeannie einfach sitzen, wo sie saß, und ging mit meinen Flaschen zur Tür. Sechs von den Dingen waren kaum ohne Klirrgeräusche zu transportieren.

»Nimm den Rucksack, Gonzo«, rief sie mir nach.

Ich knurrte und folgte ihrem Rat, während sie breit grinsend auf meinem Bett saß. Es kostete mich einiges an Überwindung, die Tür nicht hinter mir ins Schloss zu knallen.

Der »Einbruch« lief dann wie am Schnürchen. Ich entfernte die Verpackung von den beiden Flaschen, wickelte das Papier um zwei Wasserflaschen und stellte sie in den Schrank. Dann griff ich mir vier Ginflaschen, trug sie in die Küche, füllte den Gin in die Wasserflaschen und hielt die Ginflaschen unter den Wasserhahn. Schraubverschluss drauf, gut abtrocknen, fertig. Alles wanderte zurück in den Schrank, ich nahm noch eine zusätzliche Flasche als Reserve, rückte alles ein Stückchen weiter auseinander, damit keine Lücken entstanden, und schloss den Schrank wieder ab. Schlüssel unters Regalbrett kleben, Rucksack schultern (danke, Jeannie), ein letzter prüfender Blick, Licht aus, Tür zu. Ab in mein Zimmer, den Rucksack mit den Flaschen ganz hinten in den Kleiderschrank schieben, ein paar Klamotten darüber – fertig.

Ich ging vor der geschlossenen Schranktür in die Knie und schnappte nach Luft. Mein Herz hämmerte und die Kalte Stelle schien dem absoluten Nullpunkt einen Besuch abstatten zu wollen. Ich drückte die Hand gegen meine Schläfe und schloss die Augen. Es war kein Schmerz, es war etwas viel Schlimmeres. So musste es sich anfühlen, wenn man starb. Der Sog eines schwarzen Lochs. Der Ereignishorizont, dem du entgegenfällst, während sich dein Körper in die Länge zieht und die Zeit aufhört. Unendlich große Rotverschiebung. Ort ohne Wiederkehr. Du befindest dich gleichzeitig an jedem Punkt des Universums. Dein Geist zersplittert, dein Körper löst sich auf. Kein Schmerz. Aber du wünschst ihn dir.

Ich fand mich auf dem Boden wieder. Meine Wange war gegen eine harte Diele gedrückt, ich starrte unter den Schrank. Die Welt kehrte langsam zurück. Mir tat jeder Knochen weh und die Kalte Stelle pulsierte mit scharfen Schmerzspitzen. Der Joker lachte. »Gerade noch mal von der Schippe gesprungen«, sagte er vergnügt. »Hatten dich fast. Kleiner Vorgeschmack, Adrian. Stell dir das noch tausendmal schlimmer vor ... und für alle Ewigkeit. Für immer und immer und immer. Du weißt doch: Die Zeit vergeht dort nicht mehr. Fröhliches Sterben, mein Junge!«

Ich schaffte es, mich auf den Rücken zu drehen. Wollte ihm ins Gesicht sehen. Nein, ins Gesicht spucken! Aber er war weg. Stattdessen saß der traurige Bestattungsunternehmer auf dem Hocker neben meinem Bett und hielt den Wecker in den Händen, den ich vorhin zu Boden befördert hatte. Reger Besuchsverkehr heute. Ich schloss die Augen und ließ den Schmerz durch mich hindurchgehen wie eine Welle. »Was wollen Sie?«, fragte ich.

Er antwortete nicht, und deshalb öffnete ich die Augen wieder, um ihn anzusehen. Er sah noch langgesichtiger, blasser und trauriger aus als sonst. Stumm streckte er die Hand aus und reichte mir den Wecker. Ich verschränkte die Arme. Er zog die Hand wieder zurück, blickte auf das Zifferblatt, seufzte. »Master Adrian«, sagte er mit seiner papiertrockenen Stimme, »die Zeit ... die Zeit!« Er nickte bedeutungsvoll.

Ich hatte keine Geduld für seine umständliche Art. »Was wollen Sie?«, wiederholte ich. Es klang scharf und so war es auch gemeint.

Moriarty zuckte zusammen und stellte den Wecker hastig zurück. Er rieb seine langen Finger raschelnd gegeneinander. »Ihre Nachforschungen haben Unmut erweckt, Master Adrian«, sagte er. »Man sieht es nicht gerne, dass Sie das Dorf aufscheuchen. Dies hier ist ein labiles Gleichgewicht, das durch einige einschneidende Manipulationen auf der Schicksalsebene erreicht wurde. Sie bringen alles durcheinander, Master Adrian.« Er sah mich mit seinen glasklaren Augen an, und ich glaubte, einen Vorwurf darin zu lesen. »Ich habe Sie gewarnt«, fuhr er fort. »Wollen Sie nicht Ihre letzten Tage in Frieden und Ruhe genießen? Wollen Sie wirklich sich und die Menschen, an denen Ihnen gelegen ist, in Gefahr bringen? Man hat mich gesandt, um Sie eindringlich vor den Konsequenzen Ihrer Neugier zu warnen, Master Adrian.«

Ich lauschte seinem Sermon mit steigendem Ärger. »Mr Moriarty«, erwiderte ich, als er endlich verstummte, »ich habe Ihr wirres Geschwätz von Schicksal und Verhängnis wirklich über. Sagen Sie klipp und klar, was Sie wollen, und dann lassen Sie mich endlich in Ruhe!«

Er senkte den Blick und rieb mit einer ziellosen Bewegung über seine Hosenbeine. Ich konnte seinen Atem hören, der langsam und zischend war wie ein kaputter Blasebalg. »Es tut mir leid«, sagte er flüsternd. »Ich habe Sie verärgert, das lag nicht in meiner Absicht. Ich bin nur der Bote, Master Adrian. Nur der Bote ...«

Seine Stimme verklang. Ich musste blinzeln, und als ich die Augen wieder öffnete, war er

fort. Was für ein anstrengender Lemur – da war mir fast der Joker lieber.

Gleich am nächsten Vormittag schleppte ich den leise klirrenden Rucksack voller Flaschen hinunter zum Pilchards' Bay.

Jonathan hatte mich beim Frühstück fragend angesehen. »Alles okay?«

Ich nickte und vertiefte mich in die Zeitung. Beziehungsweise ich tat so als ob. Jonathans Blick schien sich mitten ins Zentrum meines schlechten Gewissens zu bohren. Er fragte nicht weiter, trank seinen Kaffee und blätterte in einem Stapel Ausdrucke herum. Tobys neues Kapitel wahrscheinlich.

Mein Vater, der finster grübelnd Löcher in die Luft gestarrt und nebenbei seinen Toast gegessen hatte, stand irgendwann wortlos auf und verschwand wieder in sein Arbeitszimmer. Kurz darauf hörte ich das leise Klackern seines Keyboards.

Jonathan stellte mit einem energischen Knall seinen Becher ab und beugte sich vor. »Was ist los?«

Ich wich seinem Blick aus. »Absolut nichts«, sagte ich. »Ich hab nicht so toll geschlafen, aber sonst ist alles in Ordnung.«

Seine Hand berührte sacht mein Handgelenk. »Wegen des Mädchens?«

Ich wusste einen Moment lang nicht, wovon er sprach. Als ich aufblickte, war da so ein Ausdruck in seinem Gesicht, dass ich ihm beinahe alles erzählt hätte – von Milton Skegg, den geklauten Flaschen, von Moriarty und von unserem Nachbarhaus, das eine solche Faszination auf mich ausübte, dass ich kaum noch an etwas anderes denken konnte. Aber der Impuls verflog. Ich schüttelte den Kopf. »Nein, nein. Ich hatte bloß Kopfschmerzen.«

Er zog seine Hand zurück und nahm die Tasse. »Sie hatte einen Freund dabei. Diesen Jungen aus dem *Sailors*.«

Ich nickte. Es interessierte mich nicht. Nein, natürlich stimmte das nicht. Ich hatte nur entschieden, dass es besser wäre, wenn es mich nicht interessierte. Der Junge war älter als ich und größer und kam gut bei den Mädchen an – jedenfalls nahm ich das an, denn er benahm sich so wie ein Junge, der gut bei Mädchen ankam und das auch ganz genau wusste.

Er wartete auf eine Antwort von mir, also lächelte ich so cool wie möglich und zuckte mit den Schultern. »Ja, und?«

Jonathan hob verwundert die Brauen. »Ich dachte ... na gut. Hab mich geirrt.« Er stand auf und begann den Tisch abzuräumen. Das war eigentlich jetzt Ms Dickins' Aufgabe, aber die kam erst um elf, und Jonathan konnte es nicht leiden, wenn der Küchentisch mit Zeugs

vollgerümpelt war. Also half ich ihm dabei, alles in die Spüle zu stellen, und verzog mich dann auf mein Zimmer. Als ich hörte, wie Jonathans Tür zufiel, schnappte ich mir meinen Rucksack und sah zu, dass ich Land gewann.

Es regnete schon wieder. Mein Kapuzenpulli fühlte sich klamm und kalt an, aber ich ignorierte es. Die Riemen meines Rucksacks schnitten mir in die Schultern. Ich wäre am liebsten gerannt, so neugierig war ich auf das, was ich in Skeggs Kiste alles finden würde. Ich hatte einen kurzen Blick auf zwei Zeitungsausschnitte erhaschen können, bevor er den Deckel wieder zugeknallt hatte, und die Überschriften hatten »Mord« und »grauenhafte Funde« verhiessen. Es rieselte mir kalt über den Rücken, wenn ich daran dachte. Morde. Grauenhafte Funde. Toll. Hoffentlich ließ er mich selbst aussuchen, was ich mitnehmen konnte.

Ich konnte nicht aufhören, an das Haus und an die Familie zu denken, der es gehörte. An November zu denken. Der Gedanke an sie verfolgte mich und zog mich immer wieder dort hinüber. Ich wollte ihre Stimme hören und ihre Hand halten. Ich wollte mit ihr unter dem Magnolienbaum sitzen und einen Sommer lang glauben, dass wir zusammengehörten wie die beiden Hälften eines Apfels. *Für alle Zeit, November und Adrian ...*

Ich stolperte über einen Stein und war mit einem Ruck wieder in der Gegenwart. Was für seltsame Gedanken trieben da durch meinen Kopf? Ich kannte November doch gar nicht näher. Woher stammten diese Bilder von uns, wie wir unter der großen Magnolie saßen oder im Mondlicht Hand in Hand an der schroffen Klippe hinter dem Haus standen?

Bevor ich einen klaren Gedanken fassen konnte, lenkte Jeannie mich ab. Sie spazierte in ihren Goth-Braut-Stiefeln neben mir her und hielt ihr Gesicht in den Regen. Ab und zu kam ihre Zunge hervor, leckte ein paar Tropfen auf und verschwand wieder. Jeannie blieb stumm. Das war sehr ungewöhnlich.

»Na?«, sagte ich deshalb nach ein paar Minuten.

Sie warf mir einen schrägen Blick zu. An ihrer Nase hing ein fatter Regentropfen, und ihre Rastalocken sahen aus, als wären sie mit Wassertropfen bestickt.

»Was ist, warum quasselst du mich nicht tot wie sonst?« Ich begann ärgerlich zu werden. Schlimm genug, wenn du Laren um dich herumschwirren hast. Aber wenn sie nur starren und nichts sagen, sind sie sogar noch nerviger.

Sie zuckte die Achseln, kramte ein Päckchen Kaugummi aus der Tasche, wickelte einen Streifen aus seiner Folie und steckte ihn in den Mund. Sie hielt mir das Päckchen hin. Ich hätte fast danach gegriffen. »Danke«, sagte ich. Es widerstrebte mir, etwas von jemandem anzunehmen, den ich mir nur einbildete. Das würde letztlich damit enden, dass ich imaginären Kaugummi kaute. Ein erschreckender Gedanke.

»Ich würde da nicht hingehen«, sagte Jeannie. Ich zuckte zusammen, weil ich mich

mittlerweile an ihr Schweigen gewöhnt hatte.

»Wieso?«

Sie zuckte wieder die Achseln. Kaute. Stapfte in eine tiefe Pfütze, dass das Wasser bis zu meinem Gesicht hochspritzte, und als ich die Tropfen wegblinzelte, war auch Jeannie weg.

Das alte Hafengelände sah im Regen noch trübsinniger und schmutziger aus als bei Sonnenschein. Ich klopfte an die Tür des Schuppens und sah mich gleichzeitig um. Bewegte sich da etwas im Gebüsch?

Ich klopfte wieder. Kein Licht im Schuppen, kein Laut, der auf seinen Bewohner hindeutete. »Mr Skegg?«, rief ich. »Ich bin es, Adrian.«

Hinter mir knarrte etwas, Metall kratzte über Metall. »Hier bin ich, Junge«, antwortete Skegg knurrig. Ich drehte mich um und sah seinen Kopf, der aus der Schiebetür des Campingbusses hervorkam. Also hatte er dort seinen Schlafplatz – so verpennt, wie er aussah, hatte ich ihn aus dem Bett geholt. Ich hob den Rucksack in die Höhe und schüttelte ihn, dass die Flaschen leise gegeneinanderklirrten.

Der Weckruf funktionierte. Er hob den Daumen, winkte und zog den Kopf zurück. Ich war nicht scharf darauf, das Innere der Rostlaube zu betreten, aber andererseits war es auch nicht lustig, im Regen zu stehen. Also lief ich hinüber und kletterte in den Bus.

Ich hatte nicht erwartet, dass es hier warm, sauber und gemütlich sein würde.

War es auch nicht. Der Bus war genauso dreckig, feucht und übel riechend wie Skeggs Schuppen. Das Bett, aus dem ich ihn gerade geholt hatte, war eine schmale Campingliege, auf der schmutzige und löchrige Decken und Laken in unordentlichen Haufen zusammengekrumpelt lagen. Skegg stand in Unterhemd und Jeans an einem winzigen Waschbecken und putzte sich die Zähne. »Setz dich«, nuschelte er.

Ich sah mich ein wenig hilflos um. Da war nichts, worauf ich mich hätte setzen können – außer dem Bett. Und darauf wollte ich mich wirklich nicht niederlassen. Ich nickte also und blieb stehen.

Er spuckte Schaum in das Waschbecken und spülte mit etwas nach, was zu scharf roch, um Wasser zu sein. Seine Augen waren gerötet. »Was hast du mitgebracht?«, fragte er und rubbelte mit einem schmutzigen Handtuch über sein Gesicht und die Haare.

Ich stellte den Rucksack auf das Bett und öffnete ihn. Sein Blick klebte förmlich an den Flaschenhälsen. Ich zog die verabredeten sechs Flaschen heraus und legte sie aufs Bett.

Er seufzte und berührte eine davon mit einer Zärtlichkeit, als hätte ich ihm sein Neugeborenes präsentiert. Dann runzelte er die Stirn. »Wasser?«

»Ich hab sie umgefüllt, damit es nicht auffällt«, sagte ich. Er griff die erste, schraubte sie auf, roch daran. Nahm einen Schluck. Schloss die Augen. Trank noch einmal. Schraubte

die Flasche wieder zu. »Gehen wir rüber.«

Die Kiste stand schon auf dem Tisch. Er öffnete sie mit einem Schlüssel, den er um den Hals gehängt trug. Gestern war sie noch offen gewesen, fiel mir auf. Wahrscheinlich hatte er Angst gehabt, ich könnte zurückkommen und ihn beklauen.

»Einen Schuhkarton voll«, sagte er warnend. »Kein Blatt mehr.«

Mist. An alles hatte ich gedacht, aber nicht an einen Karton. Ich sah Skegg ratlos an.

»Geht auch mein Rucksack?«

Er verschränkte die Arme. »War so nicht abgemacht«, sagte er knurrig.

Ich öffnete den Rucksack und zog die siebte Flasche hervor. »Hier. Ein Geschenk.« Ich schob sie ihm hin. Er starrte sie an wie den Weihnachtsmann. Dann mich. Kniff misstrauisch die Augen zusammen. »Was soll das sein?«

»Ein Geschenk«, wiederholte ich. »Weil Sie mir helfen.«

Er schnaufte überrascht und nahm die Flasche so vorsichtig entgegen, als hätte er Sorge, sie könnte explodieren. »Niemand schenkt mir was«, sagte er. »Noch nie. Du willst was dafür.«

»Nee«, sagte ich. »Wir hatten einen Schuhkarton voller Infos ausgemacht, für sechs Flaschen. Das ist der Deal. Die Flasche da ist mein Geschenk. Weil Sie Zeit für mich haben.«

Er riss die Augen auf. Sein verkniffenes Gesicht entspannte sich, und wieder bekam ich eine Ahnung, wie Milton Skegg in jüngeren Jahren ausgesehen haben musste. Ich konnte ihn sehen, wie er energisch und voller Schwung seinem Job als Journalist nachging, Augenzeugen befragte, Artikel in seinen Computer hackte ...

Der Augenblick verging, Skeggs Schultern in dem löchrigen Unterhemd sanken wieder rund nach vorne. Er senkte den Blick auf die Kiste. »Such dir raus, was du brauchst«, sagte er rau. »Ich kontrolliere nachher, was du im Rucksack hast. Keine Tricks, Bursche – ich kenne sie alle!«

Er ging hinaus und ließ mich mit seiner Schatzkiste allein. Ich begann, mir alles anzusehen. Schaufelte all das Papier auf den Tisch, ordnete es in Häufchen, versank in Zeitungsausschnitten und Notizzetteln und wusste nach einer halben Stunde nicht mehr, wonach ich eigentlich suchte. Mir brummte der Schädel. Ich schob alles zusammen auf einen großen Berg, betrachtete missmutig die kleine Handvoll, die ich als Auswahl schon neben meinen Rucksack gelegt hatte, und kratzte mir über den Kopf und die Arme. Wenn der Typ hier keine Flöhe und sonst was an Ungeziefer hatte, dann wollte ich nicht mehr Adrian heißen.

Ich nahm meine Beute auf. Ein kleines, schwarzes Notizbuch, das in einer winzigen Schrift eng beschriebene Blätter enthielt. Ein größeres, rot eingebundenes Buch, sicher das

Tagebuch eines Mädchens. Die runde, großzügige Schrift sprach dafür. Ein Stapel Briefe. Ein dünner Ordner mit Ausschnitten, die über Heathcote Manor und einen Mord berichteten, der in den späten Sechzigern dort geschehen war. Noch ein Notizbuch, das zu großen Teilen durch Wassereinwirkung beinahe unleserlich geworden war, aber auf einer der noch unversehrten Seiten waren mir Worte ins Auge gesprungen, die mich neugierig machten. *Winterkind* ... Ein vergilbter Zeitungsbericht, der mit »Vorfälle im Kutscherhaus« übertitelt war. Ich legte ihn ungelesen beiseite und wühlte ziellos weiter in dem großen Haufen Papier herum. Es war zwecklos. Allein würde ich nie zwischen wichtigen Dokumenten und sinnlosem Geschreibsel unterscheiden können. Ich ging zur Tür und öffnete sie. Der Regen hatte aufgehört, es roch frisch und sauber und ich nahm einige tiefe Atemzüge. »Mr Skegg«, rief ich, »könnten Sie mir helfen?«

Er saß draußen vor dem Schuppen auf einer umgedrehten Heringstonne und hatte ein seliges Grinsen auf dem Gesicht. Der Gin tat seine Wirkung. Ich ging zu ihm hin. »Können Sie mir helfen, Mr Skegg? Ich finde mich in Ihren – äh – Aufzeichnungen nicht zurecht.«

Er drehte mir sein Gesicht zu und lächelte mich verschwommen an. »Was willst du wissen? Los, der alte Milton ist gerade in Erzählstimmung.«

Das konnte ich mir schlecht entgehen lassen. Ich suchte mir ein halbwegs trockenes Plätzchen und hockte mich hin. Er grinste mich breit an, stellte die Flasche ab und kramte in seiner Tasche. Es knisterte, dann zog er ein Päckchen Tabak heraus und begann, eine Zigarette zu drehen. »Was willst du wissen? Warum interessierst du dich überhaupt für das Haus?« Er steckte die Selbstgedrehte an und inhalierte tief.

»Ich wohne im ...« Ich unterbrach mich und schüttelte den Kopf. Es hatte nichts damit zu tun, dass wir im Kutscherhaus wohnten. Gar nichts. »Ich weiß es nicht. Heathcote Manor verfolgt mich.«

Er sah mich starr an, die Zigarette glühte zwischen seinen gelben Fingern. »Verfolgt dich.«

Ich hob die Schultern. »Klingt irre, ich weiß.«

Er schüttelte langsam den Kopf, weniger eine Verneinung als eine Geste, die böse Geister vertreiben sollte. »Du auch«, sagte er und seufzte. Er zog erneut an der Zigarette. »Das Haus ist der Fluch dieses Ortes«, fuhr er fort. »Schon seit Jahrhunderten. Manchmal ist es ruhig, dann vergessen die Dorfbewohner, was da mitten in ihrem friedlichen, schafsdämlichen Leben lauert: der große, böse Wolf!« Er mähte und grollte, hustete und lachte gleichzeitig, zog an seiner Zigarette, stieß den Rauch aus und fuhr fort: »Ich war so bescheuert. Begann mich damals damit zu beschäftigen, als ein Kind aus dem Dorf verschwand. Alles deutete auf einen ganz normalen Badeunfall hin. Oder vielleicht auch auf einen Sexualmord, obwohl das hier in der Gegend nicht allzu häufig passiert. Irgendwann hat die Polizei die Ermittlungen eingestellt, das Mädchen war und blieb

verschwunden. Aber ich bin im Archiv in Truro auf alte Berichte aus der Gegend gestoßen.«

Ich hörte gebannt zu, wie Skegg eine unglaubliche Story zu erzählen begann. Anscheinend verschwanden schon seit Generationen immer wieder Kinder aus dem Dorf, und zwar spurlos. Das Seltsame daran: Es schien niemanden wirklich aufzuregen. Keiner sagte: »He, was ist hier los, wohin verschwinden all diese Kinder?« Klar, es lagen jeweils ein Haufen Jahre dazwischen, aber trotzdem ...

Skegg war der eine, der »He« sagte. Er zog los und begann zu fragen, zu suchen, zu recherchieren. Und er stieß auf Widerstand. Es war, als wollte das Dorf dieses Geheimnis für sich bewahren. Es war nicht so, dass jemand ihn dafür bedrohte oder ihm offen ins Gesicht sagte, er solle seine Nase nicht in diese Angelegenheit stecken. Aber man begann ihn zu meiden. Türen wurden vor seiner Nase zugeschlagen. Im Pub setzte sich niemand mehr an seinen Tisch, oder man ging weg, wenn er sich an die Theke stellte. Sein Chef bat ihn, dann befahl er ihm, mit dieser nutzlosen Recherche aufzuhören.

»Schließlich lief es sich tot«, sagte Skegg und drehte eine neue Zigarette. »Wenn keiner mit dir redet, kommst du nicht weiter. Die Polizei hat mich ausgelacht.« Er leckte das Papierchen an und drückte es fest. »Also hab ich aufgehört, mich damit verrückt zu machen.« Er zuckte die Achseln.

Ich sah ihn fragend an. »Und?«

»Was – und?«

»Was hat das alles mit Heathcote Manor zu tun?«

Er schwieg und zündete die Zigarette an. »Auch eine?«, fragte er und stieß eine alles vernebelnde Wolke aus Rauch aus. Ich lehnte ab. Er zuckte die Achseln und rieb mit dem Daumen über den Flaschenhals. Die Ginflasche klemmte zwischen seinen Beinen. Er hatte den Pegel darin kräftig gesenkt, aber seiner Stimme und seiner Erzählung waren davon nicht viel anzumerken. Vielleicht war er deswegen so gesprächig.

»Das *Haus*«, sagte er nach einer Weile mit dieser seltsamen Betonung, die ich auch schon bei anderen aus dem Dorf gehört hatte. »Ich glaube, dass es einen Zusammenhang gibt. In jeder Generation, soweit ich es habe zurückverfolgen können, gab es in der Familie Vandenbourgh eine Tochter, die plötzlich verschwunden ist.« Er sah mich an, erwartete Widerspruch oder etwas anderes, aber ich nickte ihm nur zu. Eine unausgesprochene Angst schnürte mir die Kehle zu. Ich ahnte, was er gleich sagen würde.

»Und weißt du, wie sie diese Töchter nennen, die Vandenbourghs? Immer?« Er lehnte sich vor, kniff die Augen zusammen, zog die Schultern hoch. »November«, flüsterte er. »Jede einzelne von ihnen. Geboren im November, aufgewachsen in Heathcote Manor, dann, kaum dass sie den Kinderschuhen entwachsen ist, verschwunden und nie wieder gesehen worden.« Er lehnte sich zurück und starrte mich weiter an. Ich zwang mich weiterzuatmen.

November. Blass und hell, schön wie ein Wintertag ...

»Da habe ich mich gefragt«, sagte er und unterbrach meine Gedanken, »was es mit dem Teufelspakt wohl auf sich haben mag, den Heathcote Vandebourgh damals geschlossen haben soll. Was hat er da verpfändet? Seine Seele? Oder doch ganz etwas anderes?«

Ich konnte seinen Blick nicht erwidern, der so voller Hoffnung war. Endlich hörte ihm jemand zu, endlich glaubte ihm jemand. Und ja, verdammt, ich glaubte ihm!

»Wie hängt all das mit den verschwundenen Kindern zusammen?«, fragte ich. Meine Stimme klang flach. Ich wollte nichts empfinden. Das hier war Forschungsarbeit. Ich stellte mich so, als wollte ich tatsächlich nur einen Aufsatz darüber schreiben. Das half mir, diese Geschichte zu ertragen, in die ich auf so seltsame Weise verwickelt zu sein schien.

Er atmete tief ein und schloss die Augen. »Das ist der Teil, auf den ich stolz bin«, sagte er leise. »Ich habe mich gefühlt wie Sherlock Holmes. Also hör zu, Watson: Gelegentlich wurde eine der Novembertöchter schon früher von einem Unglück heimgesucht. Eine starb als Säugling. Eine brach sich als kleines Mädchen beim Reiten ein Bein, die Wunde infizierte sich und sie starb daran. Eine hat sich den Hals gebrochen, als sie von der Klippe gefallen ist. Selbstmord, wenn du mich fragst. Eins der Mädchen ist kurz vor ihrem sechzehnten Geburtstag von zu Hause abgehauen und soll in Schottland einen jungen Arzt geheiratet haben.« Er öffnete die Augen. »Und immer – IMMER! – folgte einem dieser Vorfälle eine Serie von Gewalttaten im Dorf. Mord und Totschlag. Unfälle, Brände. Und die verschwundenen Kinder. Ein Blutzoll für das entgangene Opfer. Was sonst?«

Ich schüttelte mich unwillkürlich. »Wer sollte dahinterstecken?«, fragte ich nüchtern, während mein Verstand darum kämpfte, die Oberhand zu behalten, denn darunter kreischte die Panik. »Das müsste doch jemand sein, der jahrhundertlang ...«

»Der Teufel möglicherweise?«, unterbrach mich Skegg mit funkelnden Augen. »Ich glaube genauso wenig daran wie du, mein Junge. Aber da ist etwas. Etwas Altes und Böses. Und es wohnt in Heathcote Manor!«

Er trank und schwieg. Ich sortierte meine Gedanken. Diese Geschichte war vollkommen irrsinnig, dem alkoholgetränkten Gehirn eines notorischen Säufers entsprungen. Jedenfalls versuchte ich mir das einzureden.

»Seit Jahrzehnten weigert sich die Besitzerin, das Haus entweder zu vermieten oder zu verkaufen oder wenigstens instandhalten zu lassen«, fuhr er nach einer langen Pause fort. »Es verfällt langsam zu einer Ruine.« Er hustete und spuckte einen Batzen Schleim ins Gebüsch. »Die Dorfleute sind darüber nicht erfreut. Gar nicht. Das *Haus* ist darüber nicht erfreut.«

»Heathcote Manor ist keine Ruine«, wandte ich unsicher ein. »Glaube ich jedenfalls. Ich sehe es jeden Tag. Manchmal ist Licht in den Fenstern.«

Er starrte mich an. Nickte. Lächelte, aber es war kein fröhliches Lächeln. »Du siehst es«,

sagte er. »Ich sehe es. Manchmal.« Er rieb sich über die Augen. »Lass gut sein, Junge«, murmelte er. »Sei froh, dass ihr irgendwann wieder abreist, deine Familie und du. Vergiss das Haus. Vergiss es einfach.«

Ich kaute auf meiner Unterlippe herum. Ich würde nicht abreisen – jedenfalls nicht auf die Weise, wie man das normalerweise tat.

»Die Besitzerin«, sagte ich. »Sie hat also in letzter Zeit nicht im Haus gewohnt.«

»Nein.« Er rauchte und kniff die Augen zusammen. »Schon lange nicht mehr. Sie hat in den USA gelebt, ist erst vor einigen Jahren wieder hierher zurückgekehrt. Hab ich dir das nicht schon mal erzählt?« Er hustete und trank einen Schluck. »Ich habe natürlich versucht, mit ihr zu reden, weil mich das Haus einfach nicht losgelassen hat und weil ich ihr erzählen wollte, was ich herausgefunden habe. Ich hoffte, dass sie mir etwas mehr über diese Novembertöchter erzählen könnte, weil sie doch eine Enkelin hat, die so heißt.« Er schwieg, rauchte, schien mich vollkommen vergessen zu haben. Seine Stimme war so leise, als spräche er zu sich selbst. »Sie hat mich nicht vorgelassen. Dann habe ich sie abgefangen, als sie zum Dorfladen ging. Sie war nicht sehr freundlich. Ich glaube, wenn sie eine Knarre gehabt hätte, hätte sie mich erschossen.« Er lachte, hustete, trank.

Ich sortierte all das in meinem Kopf. Soweit es sich sortieren ließ. »Nova«, sagte ich nach einer Weile. »Wie war das mit dem Unfall?«

Er legte den Kopf an die Wand des Schuppens. »November Vandenbourgh. Ein traditionsreicher und tödlicher Name.« Der Rauch der Zigarette kräuselte sich vor seinem Gesicht. »Die Kleine hatte verdammt Glück. Oder verdammt Pech, je nachdem.« Er schnipste den Stummel in eine Pfütze. »Ihre Mutter wollte schließlich nicht mehr hierbleiben. Sie war es leid, sich von der alten Frau tyrannisieren zu lassen, und sie war es leid, ohne Geld in diesem öden Dorf gestrandet zu sein. Also hat sie Augustus so lange bekniert, bis er weich wurde. Sie wollten nach London ziehen.«

Er schwieg und rollte die Flasche zwischen den Handflächen. Sprach nicht weiter.

»Und dann?«, fragte ich.

Er trank, schüttelte den Kopf. »Geh nach Hause, Junge«, sagte er. »Nimm das Zeug und geh. Ich bin müde.« Er stand auf, hielt sich an der Wand fest. Stand da mit gesenktem Kopf, bis er sich endlich aufrichtete und mit nicht ganz sicheren Schritten hinüber zu seinem Campingbus ging. Ich sah ihm zu, wie er hineinkletterte und die Tür hinter sich schloss. Ende der Märchenstunde.

Mit dem Gefühl, mehr Fragen als Antworten bekommen zu haben, kehrte ich in den Schuppen zurück und packte meinen Rucksack voll mit einigen wahllos herausgegriffenen Bündeln Papier, mit denen ich mich dann auf den Rückweg machte.

Novembers Tagebuch

St. Irais, 3. Juni

Ich frage mich manchmal, was ich für ein Mensch wäre, wenn ich nicht November wäre. Sondern zum Beispiel Samhain, meine Schwester. Würde ich das Leben mit anderen Augen sehen? Wäre es heller oder leichter? Ich würde sicher nicht in meinem Zimmer hocken und ich hätte auch keine Kopfschmerzen wie Sam. Sie ist doch nur so grässlich gelaunt, weil sie Angst hat, genau wie ich.

Aber ich bin das Winterkind. Ich bin die Novemberbraut. Ich werde sterben – und seht ihr mich etwa jammern und flehen, man möge mich retten?

Ich bin November Vandenbourgh. Ich werde hoch erhobenen Hauptes gehen, wenn meine Zeit gekommen ist! Das ist seit Jahrhunderten Brauch in unserer Familie, es garantiert uns und den Menschen, für die wir Verantwortung tragen, Gesundheit und Wohlstand und hält das Übel von allen fern, die wir lieben.

So hat Papa es mir erzählt, als ich noch ein kleines Mädchen auf seinem Schoß war. Er sagt, ich solle stolz sein darauf, dass ich das Winterkind bin. Dass es eine Ehre sei. Eine große Verantwortung.

Aber davon wollte ich dir gar nicht erzählen, Tagebuch. Sondern davon, dass er mich geküsst hat! Adrian, du weißt schon.

Ich war sehr überrascht und ein bisschen ... nun, das gehört sich doch eigentlich nicht. Aber ich fand es sehr schön. Mir hat alles gekribbelt.

Ich hatte der Köchin ein paar der frisch eingeweckten Gläser mit Obst abgeschwatzt. Um der guten Nachbarschaft willen, habe ich gesagt, und sie hat mir einen kleinen Korb vollgepackt, mir den Kopf getätschelt und gelächelt. Sie ist schon so lange bei uns, wie ich denken kann, und manchmal glaube ich, dass sie mich besser kennt als meine eigene Mutter.

Es hat niemand aufgemacht, und ich habe zuerst geglaubt, sie wären alle fort. Ich war so enttäuscht! Ich habe den Korb auf die Bank neben der Haustür gestellt und dann bin ich in den Garten gegangen. Keine Ahnung, warum ich das getan habe, es muss das Schicksal gewesen sein, das mir das ins Ohr geflüstert hat. Oder ein freundlicher Geist.

Adrian war da! Im Garten! Er hat auf der Bank gesessen und war dabei, die große Magnolie zu zeichnen. Er ist ein Künstler, ein richtiger Maler, liebes Tagebuch.

Ich bin ganz leise zu ihm hingegangen und habe ihm zugesehen, wie er gezeichnet hat. Er war so vertieft, dass er mich nicht bemerkt hat. Er war nicht zufrieden mit seiner Skizze, hat gemurmelt und den Kopf geschüttelt, dann hat er ein neues Blatt angefangen und darauf hat er dann ein Gesicht gezeichnet. Oh, mir ist das Herz stehen geblieben. Es war MEIN Gesicht, genau so, wie ich es jeden Morgen im Spiegel sehe. Ich war so erstaunt, dass ich wohl ein Geräusch gemacht habe, denn er ist herumgefahren, hat alles fallen gelassen und dann hat er mich angestarrt wie ein Gespenst.

Ich weiß nicht mehr, wie es dann gekommen ist, dass wir im Moos unter der Magnolie saßen wie unter einem Zelt. Wir haben uns an den Händen gehalten und dann hat er mich geküsst. Es war himmlisch. Und es war ein bisschen so, als wären wir schon seit ewigen Zeiten miteinander ... nun ja. Zusammen. Ein Paar.

Ich werde rot, während ich das schreibe, ich fühle es. Mein Gesicht ist so heiß, als hätte ich Fieber.

Adrian. Mein liebster, mein süßer Adrian. Vielleicht kann er mich ja retten. Er ist jung und stark und er liebt mich, ganz bestimmt tut er das.

Man darf doch träumen.

ADRIAN

Ich saß auf meinem Bett und hatte den Inhalt meines Rucksacks um mich herum ausgebreitet. Das Papier roch modrig und nach Schimmel. Ich hatte die älteren Schriftstücke gesondert von den anderen auf das Kopfkissen gebettet und überflog erst einmal die Ausschnitte und Notizen, die jüngeren Datums waren. Vieles davon schien in keinem erkennbaren Zusammenhang mit dem Haus oder den Vorgängen rund um die von Skegg erwähnten verschwundenen Kinder und die in großen Abständen auftretenden Todesfälle zu stehen. Da waren Berichte von mehreren Verkehrsunfällen, ein Pub war abgebrannt, aber niemand war dabei zu Schaden gekommen, die örtliche Grundschule hatte schließen müssen und ein Bus fuhr nun die Kinder in die Nachbargemeinde ... Ich schob all diese Zeitungsmeldungen in einen großen Briefumschlag, den ich wieder in meinem Rucksack verstaute. Wahrscheinlich hatte Milton Skegg ein bisschen den Überblick verloren. Er wirkte ohnehin wie jemand, der morgens seinen weißen Mäusen und rosa Elefanten einen vergnüglichen Tag wünschte.

Auf meinem Kopfkissen lagen die interessanten Dokumente. Ich griff nach einem der zerfledderten schwarzen Notizbücher und schlug es auf. Es stand kein Name darin, aber ich wollte nicht mehr Adrian heißen, wenn diese Aufzeichnungen nicht von unserem Starreporter persönlich stammten. Ich schob mir die Bettdecke in den Rücken, lehnte mich gegen die Wand und streckte die Beine aus. Mal sehen, was Milton Skegg so alles herausgefunden hatte.

Ich blätterte das Notizbuch flüchtig durch und untersuchte die Falttasche. Ein Zeitungsausschnitt war darin verwahrt, klein gekniff und vergilbt. Als ich ihn auseinanderfaltete, brach er an den Falzen. Ich legte ihn vorsichtig auf mein Kissen. Das Datum lag vierzig Jahre in der Vergangenheit.

»Grauener Fund im Kutscherhaus«, sagte die Schlagzeile. Darunter ein Foto, auf dem man nichts erkennen konnte. Ich hielt das zerfallende Zeitungspapier vorsichtig fest und las die Meldung, die kurz und trotzdem erschreckend war. Das war eine der Geschichten, von denen Skegg erzählt hatte. Eine sinnlose, grauenhafte Metzelei – genau zu dem Zeitpunkt, als die alte Frau Vandenbourgh mit ihrer Familie das Land verließ. Ein Paketbote hatte hier im Kutscherhaus die Leichen von vier Personen gefunden – Mitglieder einer Familie, die vor Kurzem erst eingezogen war. Die beiden Frauen, Mutter und Tochter, hatten in der Küche gelegen, die beiden Männer, Vater und Sohn, waren im Garten aufgefunden worden.

Die beiden Frauen waren mit Axthieben und Messerstichen getötet, der jüngere Mann regelrecht in Stücke gehauen worden. Der ältere Mann, der Vater der Familie, hatte sich offenbar nach der Bluttat an dem Baum im Garten erhängt.

Ich schwitzte und fror gleichzeitig und meine Hände waren eiskalt. Ich lehnte mich wieder gegen die Wand und kämpfte gegen die Bilder an, die in meinem Kopf explodierten wie Feuerwerksraketen. Ich hatte die Episode vergessen, aber jetzt stand sie mir wieder in aller Deutlichkeit vor Augen. Ich hörte das Summen der Fliegen, roch den Blutgeruch, sah die zerhackte Leiche ...

Eine Hand legte sich beruhigend auf meine Stirn. Kühl, angenehm. Ich konnte nicht sehen, wem sie gehörte, weil die Bilder alles andere verdeckten. Die Hand strich über meinen Kopf, klopfte gegen meine Wange, eine Stimme flüsterte besänftigende Worte. Ich hörte nicht, was sie sagte, weil das Summen der Fliegen alles übertönte. Aber das Gefühl, dass da jemand war, an meiner Seite, der die schrecklichen Bilder für mich vertrieb, der sich um mich sorgte, der meine Hand hielt und mir Halt gab, ließ den Ansturm des Schreckens langsam abebben und die wirkliche Welt zurückkehren. Ich hörte meinen keuchenden Atem, das Donnern in meinem Kopf, fühlte das Beben, das meinen Körper schüttelte wie eine knochenlose Puppe, aber das war alles zu ertragen. Alles war zu ertragen, wenn nur diese Bilder mich wieder losließen.

Ich drehte den Kopf und wollte meinem Samariter sagen, dass alles wieder gut war, aber die Worte blieben mir im Hals stecken.

Wasserhelle Augen mit rötlichen Äderchen darin. Der Blick so voller grämlicher Sorge. Das lange, papierblasse Gesicht. »Master Adrian?«

Ich krächzte wie ein Rabe. Moriarty ließ meine Hand los und richtete sich auf. »Ich bin beunruhigt«, sagte er mit leisem Vorwurf in der Stimme. »Sie haben gerade gar nicht gut ausgesehen, Master Adrian.«

Ich brachte immer noch keinen Ton heraus. Wedelte mit den Händen, wollte, dass er ging. Er schien mein Gestikulieren zu verstehen, denn sein Gesicht wurde noch länger und noch trauriger. Er nickte steif und wandte sich zur Tür. »Wenn Sie mich benötigen sollten, rufen Sie unbesorgt nach mir«, sagte er und legte die spinnenfingrige Hand auf die Klinke. »Ich bin immer ganz in Ihrer Nähe.« Das klang irgendwie bedrohlich. Ich schloss die Augen und japste.

»Alles in Ordnung?«, fragte Jonathan. Ich riss die Augen wieder auf. Jonty stand in der Tür, genau an der Stelle, wo Moriarty gerade noch gestanden hatte. Ich blinzelte verblüfft. Über Jonathans Miene zogen besorgte Sturmwolken auf, ich hörte es in der Ferne donnern. »Alles gut, alles gut«, beeilte ich mich zu versichern. »Ich war nur in Gedanken.«

Ein kurzer Moment, dann kam die Sonne wieder durch. Jonathan lächelte und deutete hinter sich. »Du hast Besuch.« Ich konnte erkennen, dass er ein bedeutungsvolles Zwinkern

unterdrückte. Stattdessen wurde sein Lächeln noch breiter. »Deine neue Freundin.« Pause.
»Ohne Begleitung.«

Mein Herz machte einen Sprung, aber ich bemühte mich, es Jonty nicht merken zu lassen. Also lächelte ich zurück und sagte, er möge sie holen. Während er die Treppe hinunterpolterte, warf ich das ganze Papier in meinen Rucksack zurück und stopfte ihn unter das Bett. Nova musste ja nicht mitkriegen, dass ich über ihre Familie und deren Stammsitz recherchierte. Sie würde mich noch für einen Stalker halten.

Als ich aufblickte, stand sie im Zimmer. Sie starrte meine Bilder an. Ihr Gesicht zeigte eine Mischung aus Ekel und Faszination.

»So schlecht finde ich sie nicht«, sagte ich.

Sie riss ihren Blick los und sah mich an. »Sie sind toll. Aber sie machen mir irgendwie Angst.« Ihre Augen waren beinahe so hell wie die des Bestattungsunternehmers, aber sie lebten. Ich fühlte das Zucken in meinen Fingern. Ob ich sie bitten konnte, ihre Augen malen zu dürfen?

Sie stand da und verschränkte die Hände ineinander. »Wegen neulich«, sagte sie. »Ich bin einfach so gegangen, das war nicht nett. Ich wollte nicht mit euch dort hinübergehen. In das Haus.« Sie blinzelte nervös. »Ich hatte Angst.«

Ich war nicht weniger nervös als sie, das merkte ich daran, dass meine Hände feucht waren. »Ich auch«, sagte ich, obwohl es nicht das war, was ich hatte sagen wollen. »Das Haus kann einen richtig verfolgen.«

Ihre Augen weiteten sich. Sie schluckte und sagte dann: »Dich auch.« Es war keine Frage, also antwortete ich nicht darauf. Ich zuckte die Schultern. »Möchtest du dich nicht setzen?«

Sie ließ sich auf der Kante des Korbsessels nieder und faltete die Hände um ein Knie. Es sah hübsch aus. Das Licht malte einen hellen Schimmer um ihren Kopf, von dem einzelne blonde Haare abstanden wie Löwenzahnsamen. Ich zwang mich, anderswohin zu blicken. »Möchtest du Tee?« Ich hob einen Kohlestift auf, der zwischen der Staffelei und dem Bett lag, und drehte ihn in den Fingern.

Sie antwortete nicht gleich. »Hm«, machte sie dann geistesabwesend. Ich sah sie fragend an. Ihr Blick war auf mein Bett gerichtet. Auf das rote Tagebuch, das immer noch auf dem Kopfkissen lag. Ich hatte es mir genauer ansehen wollen, weil ich darin ein paar Sätze gelesen hatte, die mich neugierig gemacht hatten. Das Mädchen, dem das Tagebuch gehört hatte, schien in Heathcote Manor gewohnt zu haben. Sie schrieb von einem Cousin, der Jules hieß, und ihrer Schwester Sam, von einer kranken Mutter – und es klang so traurig und gleichzeitig tapfer, was sie schrieb, als wäre auch sie krank und würde mit aller Kraft darum ringen, es sich nicht anmerken zu lassen.

Ehe ich etwas sagen oder tun konnte, beugte sie sich vor und nahm es, schlug es auf und

blätterte darin herum. »Was ist das?«, fragte sie. »Das ist doch nicht deins?«

»Nein, das gehört – das gehörte meiner Mutter«, behauptete ich.

Sie hörte mir nicht zu, las und runzelte dabei die Stirn. »Deiner Mutter«, sagte sie nach einer Weile mit einer Stimme, die irgendwo aus der nächsten Galaxis zu kommen schien.

Ich räusperte mich. »Na ja. Nicht ganz.«

Sie sah auf. »Wo hast du das her?«

Ich konnte den Ausdruck ihrer Augen nicht ertragen. Sie sah mich so traurig, so verletzt und gleichzeitig so unbeschreiblich wütend an, als hätte ich ihr etwas richtig Schlimmes angetan. Sie geschlagen oder was weiß ich. Ich kapitulierte. »Ich habe es von Milton Skegg, der früher einmal für das *St. Irais Journal* geschrieben hat. Ich habe ihn nach dem *Haus* gefragt. Da hat er mir das ... gegeben.«

Nova hörte mir zu, ohne etwas dazu zu äußern. Sie las in dem Buch und runzelte die Stirn. Dann schlug sie das Büchlein zu, steckte es in die Tasche ihrer Strickjacke und stand auf. »Gehen wir.«

Erst auf der Treppe merkte ich, dass ich wie ein Schaf hinter ihr her trabte. »Wohin?«, fragte ich ein bisschen verspätet.

Sie lief leichtfüßig die Stufen hinunter. »Heathcote Manor«, erwiderte sie kurz. Das verschlug mir den Atem, bis wir im Garten angelangt waren und auf das Loch in der Mauer zusteuerten.

»Was?«, sagte ich, wieder mit etwas Verspätung. »Wieso willst du auf einmal dorthin?«

Sie hielt nicht an. Ihre Schultern waren steif vor Anspannung, ich konnte ihre Angst förmlich riechen, aber sie ging weiter. »Ich will es sehen«, hörte ich sie sagen. »Ich will es mit eigenen Augen sehen. In dem Buch stand etwas, das kam mir bekannt vor. Die Halle, die Treppe hinauf ins erste Geschoss. Ich kenne diese Halle.«

Was? Heathcote Manor war eine Ruine, dort war nichts außer Schutt und Steinen. Wie konnte sie die Halle wiedererkennen? Ich lief hinter ihr her, kletterte über den Mauerrest, rannte weiter. Sie legte ein erstaunliches Tempo vor, ihre schmale, entschlossene Gestalt tauchte vor mir in den Schatten des Hauses.

Die Temperatur schien schlagartig unter den Gefrierpunkt zu fallen. Ich fröstelte. Kaum zu glauben, dass heller Nachmittag war, die Sonne schien und die Vögel sangen. Ich hätte schwören können, dass es in der Nähe des Hauses immer kurz vor Mitternacht war und Winter. Ich legte den Kopf in den Nacken. Das Haus hatte fünf Giebel, das fiel mir jetzt erst auf. Sie hingen über meinem Kopf wie Lawinen, die jeden Moment auf mich niedergehen wollten. Ich blickte hastig wieder nach unten, weil mir schwindelig wurde. Ein Stück weiter vorne verschwand Nova gerade um die Hausecke. Ich beeilte mich, sie nicht zu verlieren, aber sie blieb immer eine Länge vor mir. Als ich an der Treppe ankam, die zur Haustür hinaufführte, war sie schon oben, und als ich die Stufen erklommen hatte, erwartete

mich die geöffnete Tür. Ich blieb einen Moment davor stehen und sammelte mich. Ich wollte das Innere des Hauses nicht betreten. Ich wollte in meinem Zimmer sein und alte Zeitungsausschnitte lesen.

»Roshi?«, sagte ich halblaut, »bist du da?« Es hätte mich beruhigt, den alten Mann an meiner Seite zu wissen. Aber wie immer, wenn ich meine Laren brauchte, machten sie sich rar. Ich rieb die Hände an meiner Hose, holte tief Luft und tauchte in das finstere Maul des Hauses.

*

»Ah, Bernard hat die Sicherung wieder reingedreht.« Sie lächelte und reichte mir die Hand.

Ich blinzelte kurz und erschreckt. Gerade noch war es stockfinster und kalt gewesen und das Haus nur eine zerfallende Ruine – und jetzt strahlte der Kronleuchter über meinem Kopf und tauchte alles in ein warmes, freundliches Licht. Die Halle erschien mir beinahe vertraut. Aber wie war ich hierher gekommen? War ich nicht eben noch mit Nova durch den Garten gelaufen? Jetzt stand sie in einem langen Kleid vor mir und streckte mir die Hand entgegen. Mir drehte sich der Kopf. Ich schüttelte meine Beklommenheit ab und nahm ihre Hand. »Komm«, sagte sie. »Meine Eltern sind oben im Salon.«

Ich folgte ihr wie im Traum. Ihre Eltern? Hatte es nicht einen Unfall gegeben? Meine Gedanken wurden immer verschwommener. Ich versuchte, mich zu konzentrieren, aber das gelang mir nicht. Die Treppenstufen knarrten leise unter meinen Füßen. Die Treppe war mit einem dunkelroten Teppich belegt, der auf jeder Stufe mit einer dünnen Messingstange gehalten wurde. Es sah sehr nobel aus.

Der obere Korridor erstreckte sich anscheinend über die gesamte Länge des Hauses. Hier hätte man ein Fahrradrennen veranstalten können. Die Wände waren mit dunklem Holz getäfelt, überall hingen Bilder in schweren Rahmen. Das Licht war gedämpft, die Läufer auf dem Boden glühten in satten Farben. Das alles sah unglaublich elegant und vornehm aus. Ich begriff jetzt erst, dass die Familie, die hier wohnte, steinreich sein musste.

November führte mich zu einer Tür, hinter der ich leise Musik und Stimmen hören konnte. Ich räusperte mich nervös. Gleich würde ich Novembers Eltern kennenlernen, sie würden mich taxieren und mir Fragen stellen – und ich hatte das schreckliche Gefühl, dass sie mich nicht mögen würden. Ich trug nicht besonders saubere Jeans und mein Sweatshirt hatte ein Loch am Ellbogen. Auf meinen Turnschuhen klebten Farbkleckse. Ich sah aus wie ein Penner! Waren wenigstens meine Fingernägel sauber?

November öffnete die Tür und schob mich ins Zimmer.

So hatte ich mir einen »Salon« immer vorgestellt. Es gab kleine Sitzgruppen mit niedrigen Tischen, in der einen Ecke stand ein Klavier, die Wände waren mit dezent

gemusterten Tapeten bespannt, Lampen ließen kleine Lichtinseln überall im Raum entstehen und in einem großen Kamin brannte ein Feuer. Die Musik, die ich gehört hatte, schien aus dem Radio zu kommen, einer großen, altmodischen Kiste aus Holz. Die dicken Samtvorhänge waren fest geschlossen, und meine Füße standen auf einem dicken, weichen Teppich. In der Mitte des fußballfeldgroßen Raumes befand sich eine Sitzgruppe aus einem breiten, dunkelgrünen Ledersofa mit vielen Kissen und einigen großen Sesseln. Auf dem Sofa ruhte eine Frau in einem hellen Kleid, die November unglaublich ähnlich sah. Sie war blond und blass und hatte die gleichen hellen Augen, aber im Gegensatz zu November sah sie irgendwie krank aus. Sie blickte mich erschreckt an, als hätte sie jemand anderen erwartet.

»Mama, Papa, das ist Adrian«, stellte November mich vor. Der bärtige Mann, der dem Sofa gegenüber saß, ließ seine Zeitung sinken und sah mich prüfend an. Er rauchte eine Pfeife, die er jetzt beiseitelegte, um mir die Hand zu reichen.

»Adrian Smollett«, sagte ich. »Mein Vater hat das Kutscherhaus gemietet.«

Er nickte und legte seine Zeitung beiseite. »Setzen Sie sich, Mr Smollett. Gefällt es Ihnen hier in St. Irais?«

Ich unterhielt mich ein paar Minuten mit ihm über den Ort und das gute Klima, während der starre Blick von Novembers Mutter mir Löcher in die Haut laserte. Sie ruhte still wie eine Puppe auf dem Sofa, sagte nichts, bewegte sich nicht, sah mich nur an. Ich konnte ihren Blick beinahe schmerzhaft spüren.

November hatte sich neben sie gesetzt und streichelte ihre Hand, aber Ms Vandebourgh schien die Anwesenheit ihrer Tochter gar nicht zu bemerken. Ich zog unbehaglich die Schultern hoch. Warum starrte sie mich so an?

Die Musik, die aus dem Radio kam, brach ab, als wäre der Sender verloren gegangen. Es rauschte, knackte und pfiß. Novembers Vater gab einen ärgerlichen Laut von sich und stand auf. Er drehte an den Knöpfen herum, aber das Rauschen, Jaulen und Pfeifen hörte nicht auf. Novembers Mutter beugte sich plötzlich vor, was mich zu Tode erschreckte. Ich sah, wie November nach ihrer Schulter griff, aber Ms Vandebourgh schüttelte sie ab. Sie legte ihre totenblasse Hand auf mein Knie und flüsterte: »Helfen Sie mir. Bitte, helfen Sie mir!«

»Mama«, sagte November, »bitte, lass das doch!«

Ihre Mutter ließ sich davon nicht beirren. Sie klammerte ihre Finger um mein Knie und wiederholte: »Helfen Sie mir, bitte. Wir alle sind so verzweifelt ...« Ihr Gesicht verzerrte sich, als wollte sie weinen, aber da waren keine Tränen. Ihr Blick war unverändert starr, die Pupillen klein wie Staubgefäße.

»Mama«, sagte November und zog sie auf das Sofa zurück. Sie drückte sie gegen das Kissen und deckte sie sanft mit der heruntergerutschten Tagesdecke zu. »Alles ist gut«,

sagte sie und streichelte die Hand ihrer Mutter. Ich hörte das Zittern in ihrer Stimme.

»Adrian, bitte entschuldige. Meine Mutter ist nicht gesund.«

Ms Vandebourgh saß wieder wie zu Beginn da, reglos, und starrte die Zimmerecke an. Ich holte tief Luft. Das Radio knackte laut und spielte Tschaikowsky.

»Na bitte«, rief Mr Vandebourgh zufrieden aus und kehrte zu seinem Sessel zurück.

»Lauft, amüsiert euch, Kinder. Wir alten Leute müssen euch doch langweilen.«

November sprang mit erleichterter Miene auf. »Danke, Papa.« Sie zog mich hoch.

»Sieh bitte noch nach Sam«, sagte ihr Vater und steckte die Pfeife zwischen die Zähne.

»Ich glaube, sie hat sich wieder in ihrem Zimmer verbarrikadiert.« Er schlug die Zeitung auf und versank erneut in seiner Lektüre.

»Sam?«, fragte ich auf dem Weg zur Tür.

»Samhain. Meine Schwester.«

»Ich dachte, die heißt April?«

Sie öffnete die Tür und warf mir einen schrägen Blick zu. »Wie kommst du darauf?«

Ich schüttelte verwirrt den Kopf. »Warum verbarrikadiert sie sich?«

November lachte. »Sie ist ein bisschen nervös.« Ihr Lächeln erschien mir ebenso gezwungen wie die Munterkeit, mit der sie jetzt meine Hand nahm. »Du hast es ja erlebt. Mama hatte einen Nervenzusammenbruch und Sam kommt damit nicht zurecht. Sie macht uns alle mit ihrem Getue verrückt, wirklich.«

Sie tat mir leid. Sie versuchte so sehr, gute Miene zu machen, sich nichts anmerken zu lassen, fröhlich zu wirken, aber das alles war so hauchdünn wie eine zarte Eierschale. Einmal dagegengeklopft, und ihre Fassung würde in tausend Stücke zerspringen.

Ich blieb stehen. Sie hielt an und wandte das Gesicht ab. »Was ist?«

»Und du?«, fragte ich. »Wie geht es dir?«

Sie schüttelte den Kopf. Ich konnte ihren Ausdruck nicht erkennen, weil sie sich jetzt ganz von mir wegdrehte. »Mir geht es bestens«, sagte sie schroff. »Ich bin das Winterkind. Wir sind stark, weil wir stark sein müssen.«

Ich verstand nicht, was sie damit sagen wollte. Mir fiel wie ein Echo aus einer entfernten, längst vergangenen Zeit ein, was Milton Skegg erzählt hatte. »Warst du nicht eine Zeit lang weg? In einer ... Klinik?«

Sie fuhr mit einer Heftigkeit zu mir herum, die mich zurückweichen ließ. »Weg von hier?« Sie atmete hastig ein und wieder aus. »Wer erzählt denn so etwas? Wir können nicht wegziehen. Wir sind Vandebourghs. Uns gehört das *Haus*!«

Ein Echo schien ihre letzten Worte zu wiederholen. *Das Haus. Haus. Ha... Hhhhh...*

»Ist ja gut«, sagte ich schnell. »Ich wollte dich nicht ärgern, November. Du hast mir nur leidgetan. Mit deiner Mutter und überhaupt. Du siehst immer so traurig aus.«

Sie sah mich an. Alles, was fröhlich gewesen war, war verschwunden. Trauer war ein zu

kleines Wort für das, was sich in ihrem Gesicht ausbreitete. Sie verzog den Mund wie zum Weinen, aber wie vorhin bei ihrer Mutter blieben ihre Augen vollkommen trocken und sahen mich kalt mit einem fernen Blick an.

Ich machte unwillkürlich einen Schritt auf sie zu und legte meine Arme um sie. Ich wollte nichts weiter, als sie trösten und ihr etwas Wärme abgeben, denn ich kannte die Kälte, die ihren Blick erfüllte, nur zu gut. Die Kalte Stelle fühlte sich so an. Dieser Schmerz, der kein Gefühl mehr war, sondern eine ganze Welt, schwer und lastend, massiv wie ein Neutronenstern, erdrückend, erstickend ... kalt.

Sie stand stocksteif in meiner Umarmung, dann gab sie nach und legte ihren Kopf an meine Schulter. Es fühlte sich gut an. Ihre Arme legten sich nach einem kurzen Moment des Zögerns um meine Hüften. Das fühlte sich noch besser an. Ich blieb ganz ruhig stehen, um sie nicht zu erschrecken, und spürte die Bewegung ihres Atems. Es war gut, nicht allein zu sein in der Kälte.

Nach einer Weile schniefte sie leise, schob mich weg und wischte einmal kurz und ärgerlich mit der Hand über ihre Augen. Dann lächelte sie mich an und sagte: »Danke.« Sie drehte sich weg. »Gehen wir nach Sam schauen. Und dann ... soll ich dir meine Lieblingsstelle zeigen?«

«Gern«, erwiderte ich.

Ich folgte ihr schweigend durch den langen Gang zu einer Treppe, die weiter hinauf führte. Oben war wieder so ein Gang, etwas schmaler als der darunter und weniger gut beleuchtet. November ging mit schnellen Schritten voraus und ich folgte ihr. Vor einer Tür, die in eines der Giebelzimmer führen musste, blieb sie stehen und klopfte. »Sam? Ich bin es. Mach doch bitte auf.«

Ich hörte nicht, dass sich im Zimmer etwas rührte. November klopfte noch einmal und rief etwas lauter und ungeduldiger den Namen ihrer Schwester. Dann drehte sie sich mit einem Achselzucken zu mir um. »Sie zickt. Dann lassen wir sie eben, wo sie ist.« Sie rieb sich über die Arme. »Es ist ganz schön kalt.«

Ich nahm das als Aufforderung, ihr den Arm um die Schulter zu legen.

Sie lächelte unsicher und legte nach kurzem Zögern ihren Arm um meine Taille. Dann neigte sie den Kopf in den Nacken und schloss die Augen. Ich sah sie verblüfft an. Was genau erwartete sie jetzt von mir? Als ich es endlich begriff, hatte sie die Augen schon wieder geöffnet und war einen Schritt zurückgewichen. Sie wandte das Gesicht ab. »Da hinten ist die Treppe«, sagte sie.

»Hör mal, ich ...«, begann ich verlegen, aber ich sprach zu ihrer sich entfernenden Rückseite. Ich hätte mich am liebsten in den Hintern getreten. Wie blöd konnte man sich eigentlich anstellen? Adrian Smollett, du bist ein Vollidiot!

Wieder lief ich hinter November her. Die Treppe führte in eine tiefe Dunkelheit,

anscheinend wurde dieser Teil des Hauses nicht beleuchtet. Ich folgte dem Geräusch ihrer Schritte auf der Treppe. »Sag mal«, rief ich ihr hinterher, »was hast du eben damit gemeint, dass du das Winterkind bist?«

Sie gab mir keine Antwort. Ich hörte nur ihre stetigen, leichten Schritte und beeilte mich, den Anschluss nicht zu verlieren. Es wurde immer dunkler, immer kälter. Die Treppe schien kein Ende zu nehmen.

»Warte auf mich«, rief ich. Ich begann zu keuchen. Mir wurde aber trotzdem nicht wärmer, sondern immer kälter und kälter. Das war kein Haus, das war eine Tiefkühltruhe! Und ich konnte Novembers Schritte nicht mehr hören. Ich blieb stehen, um zu Atem zu kommen und zu lauschen. Weit unter mir hörte ich das gleichmäßige Tappen von Füßen. »November«, rief ich laut. »Warte!«

Die Schritte verstummten. In der Ferne erklang ein Ruf, eine Mädchenstimme. Ich schrie erleichtert zurück: »Ich komme! Warte auf mich!«

Eine bestätigende Antwort. Ich pustete noch einmal durch und lief weiter die Treppe hinunter.

Es war stockfinster. »Gibt es kein Licht?«, rief ich.

Wieder antwortete die Stimme etwas, was ich nicht verstand. Aber ein Stück unter mir und etwas seitlich versetzt leuchtete ein Licht auf. Es war nicht besonders hell, aber ich konnte mich daran orientieren und fühlte mich schon weniger verloren.

Wenig später hatte ich den Fuß der Treppe erreicht und lief auf November zu, die eine altmodische Lampe in den Händen hielt und mich erwartungsvoll anblickte. Wir standen in einem finsternen, höhlenartigen Gewölbe mit niedriger Decke. Es roch nach Wasser und Moder. Ein Luftzug brachte das ferne Geräusch von Brandung und den Geruch nach Salz mit, anscheinend gab es irgendwo eine Öffnung zur Klippe.

»Sind wir im Keller?«, fragte ich. Sie nickte und hob die Lampe. Der Lichtkegel erweiterte sich, Wände waren aber trotzdem nicht zu sehen. Schatten tanzten über den Boden.

»Das ist ganz schön gruselig hier unten«, sagte ich, um etwas zu sagen.

November lachte. »Das ist doch nicht gruselig. Es ist ein ganz gewöhnlicher Keller. Komm, ich zeig dir meine Lieblingsstelle.« Sie nahm ganz selbstverständlich meine Hand und zog mich hinter sich her.

Natürlich hatte sie recht, das war ein ganz gewöhnlicher, wenn auch riesengroßer Keller. Es gab Regale an den Wänden, in denen alles Mögliche lagerte – Kisten und Koffer, eingestaubtes Kochgeschirr und Pappkartons, Gartengeräte, löchrige Eimer, Putzzeug, kaputte Stühle und auf dem Gesicht liegende Tische, irgendwelche in Tücher gehüllte Gegenstände, verschnürte Körbe, alles voller Spinnweben und Staub. Hier schienen Generationen von Vandenbourghs ihr Zeug abgestellt und vergessen zu haben.

November marschierte an all dem Gerümpelvorbei, ohne ihm auch nur einen Blick zu schenken. »Das ist der älteste Teil des Hauses«, sagte sie wieder. »Alles oberhalb der Keller ist in den vergangenen Jahrhunderten mehrfach abgebrannt und wieder aufgebaut worden. Aber der Keller ist immer noch genauso wie zu Anfang. Er soll sogar noch viel älter sein als das Haus selbst, heißt es.« Sie klang aufgeregt, ein wenig atemlos. Ich machte zustimmende Geräusche. So irre spannend fand ich das jetzt nicht, obwohl es schon verrückt war, in einem so historischen Kasten herumzuirren.

»Wie lange gehört deiner Familie Heathcote Manor schon?«

Sie schwenkte ihre Lampe und verzerrte Schatten tanzten über die Wände. »Einer meiner Vorfahren hat das Haus erbauen lassen«, sagte sie hochmütig. »Seitdem wohnt der nächste männliche Verwandte in Heathcote Manor.« Sie verzog das Gesicht. »Ich habe keinen Bruder, also wird ein entfernter Cousin das Haus erben, wenn mein Vater stirbt.«

»Und du? Was wird dann mit dir?«

Sie sah mich reglos mit ihren hellen Augen an. »Ich bin das Winterkind, die Novemberbraut.« Sie zuckte die Achseln. »Gehen wir weiter?«

Schon wieder dieser Ausdruck. »Was bedeutet das?«

Sie marschierte mit energischen Schritten voran. »Das bedeutet, dass ich mir über meine Zukunft keine Gedanken machen muss«, rief sie zurück. »Das Haus wird für mich sorgen.«

Was immer das heißen mochte.

Das Licht der Lampe reichte gerade aus, um die nächsten drei Schritte zu beleuchten. Der Boden wurde immer unebener und holpriger. Es roch stark nach Salzwasser und ein wenig nach Fisch.

»Wohin gehen wir?«, fragte ich ein bisschen beklommen. Ich stellte mir gerade vor, dass November sich mit ihrer Lampe davonmachte und mich hier im Finsternen zurückließ. Ich würde den Weg zur Treppe niemals alleine wiederfinden.

»Dort drüben ist der Ausstieg zur Klippe«, antwortete sie. Ihr helles Haar leuchtete wie Schnee in der Dunkelheit. »Es wird dir gefallen, Adrian.«

Wurde es heller? Ein silbriger Lichtschimmer glänzte um Novembers Gestalt und wurde immer stärker. Mondlicht? War es vorhin nicht noch Nachmittag gewesen?

Dann hatten wir den Ausstieg erreicht, der hoch über unseren Köpfen lag. Eine Reihe von eisernen Sprossen in der Wand führten hinauf zu einer vergitterten Öffnung, durch die der Mondschein fiel. November löschte das Licht, stellte die Lampe ab und drehte sich zu mir um. »Ich gehe vor«, sagte sie, »ich weiß, wie das Gitter geöffnet wird.« Sie griff nach ihrem Rocksaum und knotete ihn geschickt über der Hüfte. Ich konnte den Blick kaum von ihren schlanken Beinen mit den schmalen Füßen abwenden. Sie war so unglaublich hübsch, dass mir der Anblick beinahe wehtat. Wie gerne hätte ich jetzt versucht, sie zu küssen, aber die passende Gelegenheit hatte ich ja eben versäumt. Ich hatte nicht so sehr viel Übung

darin, jemanden zu küssen, deshalb traute ich mich nicht, einfach zu ihr hinzugehen und es zu versuchen.

»Los«, flüsterte Jeannie. »Jetzt oder nie, Ary. Auf in den Kampf, sie mag dich!«

»Was hast du gesagt?« November, die schon nach der ersten Sprosse gegriffen hatte, drehte sich zu mir um und sah mich an. Ihre Blicke suchten die Umgebung ab. »Wer war das? Das Mädchen?«

Die Frage verschlug mir die Sprache. »Hast du ...«, ich musste husten, weil ich mich vor Schreck verschluckt hatte, »hast du jemanden gesehen?«

Sie starrte immer noch an mir vorbei. Jeannie war verschwunden, als November sich umdrehte. »Da war ein Mädchen«, sagte sie. »Sah aus, als käme sie vom Zirkus.« Sie runzelte die Stirn. »Hast du sie auch gesehen? Ich kannte sie nicht.« Sie zuckte die Schultern. »Hier gibt es eine Menge Gespenster. Ich dachte, ich würde sie alle kennen.«

Sie drehte sich wieder um und begann, die Sprossen hinaufzusteigen. Dann verdeckte sie das einfallende Licht und ich stand im Dunkeln.

Ich starrte ihr nach. Was hatte sie gesagt? Gespenster? Und sie hatte Jeannie gesehen? Das war doch kaum möglich. Jeannie war meine Halluzination, sie war ungefähr so real wie Harry Potter. Wahrscheinlich hatte ich mir ihre Worte gerade auch nur eingebildet. Manchmal wusste ich selbst nicht mehr, was wirklich war und was nur in meinem Kopf passierte.

»Kommst du?«, rief November von oben. Ich hörte ein metallisches Scharren. Wenig später fiel wieder Licht in die Tiefe. Ich packte die erste Sprosse und zog mich hoch.

Ein paar Atemzüge später hievte ich mich durch die Öffnung hinaus ins Freie. Ich blieb einen Moment lang hocken und schnappte nach Luft. Kondition? Null.

November stand da und blickte aufs Meer. Der Wind drückte das helle Kleid gegen ihre schmalen Glieder und zauste ihr Haar. Sie hatte die Arme verschränkt und stand vollkommen reglos da, versunken in den Anblick des Mondlichts auf dem Wasser.

Ich stand auf und ging zu ihr. Es war, als wären wir vollkommen allein auf der Welt. Ich konnte ein Stück der Küste sehen, die steile Klippe, an deren Rand wir standen, das endlos weite Meer. Der Leuchtturm auf der anderen Seite der Bucht ließ sein Licht aufblitzen, aber es wirkte matt und glanzlos gegen die Flut aus Silber, die der volle Mond über uns ergoss.

»Hier ist es immer friedlich«, flüsterte sie. »Und immer ist da die Straße übers Meer, siehst du sie?«

Der Mond zog eine breite, silberne Bahn über die Wellen. Ja. Ich sah die Straße. »Wohin führt sie?«

November lehnte sich in meinen Arm, der irgendwie den Weg um ihre Schulter gefunden hatte. »In das unentdeckte Land«, antwortete sie. »Das Land, in dem der Schmerz endet und

alle Trauer verschwindet. Das Land, aus dem es keinen Weg zurück gibt.« Ich hörte die Sehnsucht in ihrer Stimme und musste ein Schaudern unterdrücken. In naher Zukunft würde ich meine Reise in so ein friedliches Land antreten müssen, und ganz ehrlich: Es zog mich nicht viel dorthin.

Sie schwieg und blickte aufs Wasser und ich tat dasselbe. Ich hatte so viele Fragen, aber keine davon schien mir zu diesem Moment zu passen. Also begnügte ich mich damit, November an meiner Seite zu spüren, ihrem Atem zu lauschen und den feinen Duft einzuatmen, der von ihrem Haar aufstieg. Wir sahen zu, wie der Mond am schwarzen Himmel höher stieg, dabei immer kleiner und heller zu werden schien, und die Silberstraße auf dem Wasser immer schmaler und deutlicher wurde, bis es so aussah, als könnte man seinen Fuß daraufsetzen und auf ihr bis zum Horizont laufen.

November seufzte irgendwann und drehte sich in meinem Arm, bis sie ihren Kopf an meine Schulter legen konnte. Ich hob die Hand und streichelte über ihr Haar. Vorsichtig, als wollte ich sie nicht erschrecken. Sie seufzte wieder und hob den Kopf, wandte mir ihr Gesicht zu. Und dieses Mal wusste ich, was ich zu tun hatte. Ihre Lippen waren weich und kühl und samtig und schmeckten ganz und gar süß und wunderbar, und ich vergaß für einige verzauberte Momente vollkommen, dass ich nicht viel Übung im Küssen und schon lange kein Mädchen mehr im Arm gehalten hatte.

Der Mond war noch ein Stück weiter in den Zenith gewandert, als November sich aus meiner Umarmung löste und lächelnd mit gespreizten Fingern durch ihre Haare fuhr. Sie flocht die im auffrischenden Wind flatternden Strähnen geschickt zu einem dicken Zopf. »Gehen wir zurück«, sagte sie. Ich folgte ihr, während ich mein Gefühlschaos zu sortieren versuchte. Das alles glich einem wirren, wunderschönen Traum, der an jeder Ecke eine neue Überraschung für mich bereithielt. Der Keller war finster und stickig und ich musste einen kleinen Moment pausieren und Atem holen. Die modrige, dumpfe Luft drückte mir den Brustkorb zusammen. Es fühlte sich beinahe an wie Angst.

Ich zwang mich zu einem halben Dutzend tiefer Atemzüge, dann folgte ich eilig dem langsam schwindenden Lichtschein von Novembers Lampe. Sie ging voraus, ohne meine Rufe, sie möge bitte auf mich warten, zu beachten.

Das Gängegewirr dieses Kellerlabyrinths machte den Weg zu einer Geisterbahnstrecke. Ich stolperte über herumliegende Steine, blieb in Rissen im Boden hängen, rannte gegen unvermutet herausstehende Balken und stieß mir die Schienbeine an Gegenständen, die ich in der Dunkelheit nicht rechtzeitig gesehen hatte. Schimpfend und zunehmend unlustig humpelte ich hinter dem Lichtschein her. »November«, rief ich irgendwann nach dem fünften oder sechsten blauen Fleck, »ich kann dir nicht so schnell folgen. Bitte warte auf mich ...«

Ich hörte, wie sie etwas antwortete, was wie »Sind schon da« klang. Es kam mir vor, als würde das Licht vor meinen Augen langsam ersterben. Der Boden des Gewölbes war bedeckt mit irgendwelchem Zeug, das unter meinen Füßen knackte, splitterte und brach. Trockene Zweige? Ich stolperte voran und strengte meine Augen an, um etwas zu erkennen. Wo war November?

Das Licht wurde noch schwächer und glomm nur noch wie ein erlöschendes Streichholz. Die Dunkelheit griff mit modrigen Fingern nach mir. Ich öffnete weit die Augen, weil ich glaubte, eine Bewegung zu sehen. Es raschelte leise.

Ein heller Schimmer tauchte in der rabenschwarzen Türöffnung auf. Ein Nebelstreif, der sich nach und nach zu einer menschlichen Gestalt verfestigte. Es war eine junge Frau, die ein weißes Kleid mit langer Schleppe trug. Sie hielt einen Strauß weißer Rosen in den Händen und hatte den Kopf gesenkt. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, denn ein Schleier verdeckte es. Eine Braut, wie in einem alten Film. Wie überaus seltsam. Das musste eins der Gespenster sein, von denen November vorhin erzählt hatte. Ich stand hier in einem

finsteren, uralten Keller und beobachtete Geister? Wie verrückt war das?

Ich sah zu, wie die Geisterbraut langsam eintrat und über den unebenen Boden schritt. Hinter ihr erschienen dunkle Gestalten, formlos, gesichtslos, die sie begleiteten. Einer trug ihre Schleppe, einer ging an ihr vorbei und schien ihr den Weg zu zeigen.

Während ich das Schauspiel beobachtete, wurde es unmerklich immer heller im Raum. Die Braut kam so dicht an mir vorbei, dass ich die Berührung ihres ausladenden Kleides an meinem Arm spüren konnte. Da war nichts Geisterhaftes mehr an ihr und ihrer Begleitung. Die Rosen in ihrem Arm strömten einen betäubend süßen Duft aus. Der Schleier raschelte, ihre Schritte flüsterten über den Boden. Ich hörte das leise Murmeln ihrer Begleiter, die sich als ein jüngerer und ein älterer Mann entpuppten. Sie trugen Kleidung, die feierlich und altmodisch zugleich wirkte. Ich fühlte mich wie ein Zuschauer bei einem seltsamen Theaterstück.

Die Braut blieb vor einem thronähnlichen Sitz stehen und legte nach einem kurzen Moment des Zögerns die Rosen auf die linke Seite des Throns. Dann drehte sie sich um und breitete die Arme aus. Der jüngere Mann nahm ihr den Umhang mit der langen Schleppe ab, der ältere richtete ihren Schleier. Immer noch konnte ich ihr Gesicht nicht erkennen.

Sie ließ sich auf den Sitz helfen. Dort richtete der ältere Mann ihr Kleid, bis es in schönen Falten über den Sitz und die Stufen fiel. Er beugte sich vor und küsste sie auf die Stirn. Ihr Gesicht schimmerte bleich durch den dünnen Stoff des Schleiers. Sie legte ihre Hand auf den Arm des Mannes und beide schienen miteinander zu flüstern.

Der junge Mann hatte sich zum Eingang zurückgezogen. Er trug den gefalteten Umhang über dem Arm und sah unglücklich und besorgt aus. Und dann, als hätte jemand den Ton angestellt, hörte ich, wie er sagte: »Wir sollten jetzt gehen, Vater. Der Mond steht beinahe im Zenith.«

Der ältere Mann beugte sich noch einmal über die junge Frau in dem weißen Brautkleid. Er küsste sie wieder auf die Stirn, legte dann seine Hände auf ihren Scheitel und sagte: »Danke.«

Dann drehte er sich um und ging zu seinem wartenden Sohn. Ich konnte sehen, dass er Tränen in den Augen hatte. Der junge Mann nahm seinen Arm und verließ mit ihm das Gewölbe.

Es war still. Ich wandte endlich den Blick von der ruhig dasitzenden Frau auf dem seltsamen Thron und sah mich um. Woher kam das Licht?

Ich machte einen Schritt und noch einen auf die Braut zu. Meine Füße knirschten auf dem Untergrund, wieder knackte etwas wie ein morscher Zweig. Ich sah nach unten und erkannte, dass ich auf Knochen stand. Der ganze Boden war mit ihnen bedeckt. Hier und da konnte ich einzelne, noch zusammenhängende Gliedmaßen erkennen – einen Unterarm mit

Hand, den Teil eines Brustkorbs mit Rippen und einem Stück Rückgrat, einen Unterkiefer ... einen Schädel, der mich angrinste. An ihm klebte noch Haar in hellen Strähnen. Ich schüttelte mich und machte unwillkürlich noch einen und noch einen Schritt auf den Thron zu. Die Knochen bedeckten den gesamten Boden, und, noch grausiger: Je näher ich dem Sitz kam, desto mehr Substanz bedeckte die Gerippe. Ich sah Stoff, Reste von Kleidern und Spitze, von Schleiern und Kränzen. Brautkleider, vermodert, zerrissen, voller Spinnweben und bräunlicher Flecken, Schimmel, Fraßstellen. Das hier war ein Grab, eine Stelle, an der Leichen einfach abgelegt und vergessen worden waren – und das, wie es aussah, schon seit Jahrhunderten!

Und inmitten all dieser vermoderten Toten in ihren weißen Kleidern saß die Braut auf ihrem Thron und wartete ... auf was? Auf wen?

Während ich mich das fragte und der Ekel vor all dem, was ich hier sah, langsam meine Betäubung durchdrang und mich mit klebrigen Fingern zu schütteln begann, richtete die Braut sich auf und sah mich an. Sah mich und blickte nicht durch mich hindurch, wie gerade eben noch. »Wer bist du?«, hörte ich sie fragen. Ihre junge Stimme klang verzerrt, wie aus einem schlecht eingestellten Radio. »Bist du der, auf den ich warte?«

Ich wollte zu ihr, ihr sagen, dass ich ganz sicher nicht der war, den sie erwartete, aber jemand hielt mich fest, eine Hand legte sich vor meinen Mund. »Ganz ruhig, Master Adrian«, flüsterte die raschelnde Stimme des Bestattungsunternehmers in mein Ohr. »Ganz ruhig. Das ist kein Ort, an dem Sie sich aufhalten sollten. Man wird auf Sie aufmerksam. Das ist nicht gut.«

Ich wehrte mich nur halbherzig gegen seinen erstaunlich eisernen Griff. Er hätte mich nicht warnen müssen. Jedes einzelne Härchen an meinem Körper stellte sich auf und meine Haut prickelte. Irgendetwas näherte sich, ich konnte es spüren. Es war nichts Gutes, was da herankam. Ich wollte es nicht sehen. Wirklich. Ich wünschte mir von ganzem Herzen, es nicht sehen zu müssen.

Das Mädchen auf dem Thron richtete sich auf und blickte an mir vorbei zum Eingang des Gewölbes. Sie schien meine Gegenwart im gleichen Augenblick wieder vergessen zu haben. Ihre Haltung drückte Spannung, Erwartung und auch Angst aus. Ein immer stärker werdender Luftzug, der durch den Eingang wehte, ließ ihren Schleier flattern.

Winterkind, flüsterte die Luft. *Winterkind*, raschelte der Schleier und knisterten die trockenen Knochen. *Winterkind*, seufzte eine Stimme, die von überall und nirgends zu kommen schien.

Das Mädchen zog den Schleier vom Gesicht. Ich erkannte die hellen Haare und die blassgrauen Augen, das Gesicht mit den zarten, bebenden Lippen. »November«, rief ich und wollte zu ihr stürzen, um sie vor dem Flüstern, dem Wind und der Stimme zu retten. Aber beim ersten Schritt, den ich machte, erlosch das Licht, und ich stand in der

schwärzesten Finsternis, die ich je erlebt hatte. Um mich herum tobte ein Sturm, der die trockenen Gebeine zum Klappern brachte. Der Lärm war ohrenbetäubend ... und irgendwo in all diesem Toben, Brausen und Klappern hörte ich eine Mädchenstimme voller Angst und Schmerz schreien.

Der Schrei schwillt an, wird schriller und so laut, dass er alles andere übertönt. Ich presse die Hände vor meine Ohren und gehe in die Knie. Lege die Stirn auf den Boden, zwischen all die modernden Knochen, knirsche mit den Zähnen, grabe meine Fingernägel in die Schläfen. Das ist schlimmer als alles, was ich je erlebt habe. Schlimmer als alles ...

Das schrille Kichern des Jokers kratzt durch meine Pein. Fingernägel auf einer Schiefertafel. Zähne, die auf Alufolie beißen. Der Joker tanzt um mich herum und singt, während er mit Schädeln jongliert. Ich schließe die Augen und wünsche mir den Tod. Jetzt. Bitte.

*

»Adrian! Adrian, bitte, bring mich hier raus!«

Nova. Sie klang so sehr um Fassung bemüht, rang so deutlich damit, nicht einfach nur vor Angst zu schreien, dass dieser Ruf mich wie ein kalter Wasserguss aus meiner Starre riss. Ich hockte auf dem Boden und hatte die Stirn auf meine Knie gelegt. Anscheinend hatte genau in dem Moment, als ich das Haus betrat, der lauernde Schmerzaffe zugeschlagen und mich für ein paar Momente außer Gefecht gesetzt. Mir war schwindelig und übel. Ich hatte den Geruch von Moder und Schimmel in der Nase und einen fauligen Geschmack auf der Zunge. Bilder von weiß gekleideten Mädchen und finsternen Kellergewölben voller Menschenknochen tanzten in meinem Kopf einen grotesken Tanz. Ich drängte all das in eine Schublade meines Bewusstseins, die ich danach gut verschloss. Wieder rief Nova meinen Namen.

»Ich komme«, rief ich und rappelte mich auf. Alles drehte sich um mich, die Wände tanzten, der Boden schwankte wie ein Schiffsboden auf hoher See auf und ab. Ich blinzelte ein paar Mal, um einigermaßen klare Sicht zu bekommen. Die Schleier und Schlieren vor meinen Augen klärten sich. Ich stand in der ehemals herrschaftlichen Halle, mitten in dem Schutt, der langsam von Unkraut und Moos überwuchert wurde. Hoch über meinem Kopf im Zwielficht hörte ich Vögel durch das zerstörte Dach flattern. Ich drehte mich einmal um meine Achse und suchte nach November.

Blitze vor den Augen. Eine weiß gekleidete Gestalt in einem langen, altmodischen Kleid stand stockstarr neben einem Schutthaufen. Ein Schleier. Weiße Rosen. Eine Braut, hier in diesem Abbruchhaus?

Ich blinzelte, rieb mit den Handballen über meine Augen. Nova, in ihrem hellen Sommerkleid. Was ich für Schleier, Brautkleid und Rosen gehalten hatte, waren durch die einfallenden Sonnenstrahlen hervorgerufene Lichter und Reflexe. Jedenfalls redete ich mir das ein. Ich atmete ein paar Mal tief ein und aus, um die Übelkeit zu verjagen, und lief auf sie zu. »Nova, hier bin ich«, sagte ich atemlos. Was war los mit ihr? Warum hatte sie um Hilfe gerufen? Sie stand da und starrte an mir vorbei, und ihre Augen standen riesengroß und voller Schrecken in ihrem blassen Gesicht.

Ich nahm ihre Hand, berührte ihre Schulter. »Ich bin hier«, sagte ich noch einmal. »Komm, wir gehen hinaus.«

Sie riss mit einem Seufzen, das wie ein erstickter Schrei klang, ihre Hand weg und machte Anstalten, vor mir davonzulaufen. Ihr Blick ging durch mich hindurch, es war, als schaute sie auf eine völlig andere Szenerie. Es war gruselig. Ich redete auf sie ein, nahm noch mal ihre Hand, wollte sie zur Tür ziehen. Sie schrie, riss sich los und fiel im Umdrehen über einen der zerbröckelnden Ziegel, die überall herumlagen. Sie landete hart auf den Knien und fing an zu weinen.

Ich half ihr auf die Füße. Sie sah mich an, wischte mit der Hand über ihre Nase und blinzelte die Tränen weg. November hatte sich ganz offensichtlich über etwas zu Tode erschreckt.

»Gehen wir raus«, sagte ich. »Hier ist nichts Schlimmes. Nur Schutt.«

Sie hielt sich an mir fest, während wir hinausstolpten. Ich sah, dass ihr Kleid an den Knien schmutzig und zerrissen war, ihr linkes Knie war aufgeschürft und blutete. »Warte«, sagte ich, als wir auf der Treppe waren, und fischte ein zerdrücktes Paket Papiertaschentücher aus meiner Tasche. Dann stand ich da und wusste nicht, ob ich damit auf ihrem Knie herumfummeln durfte.

Sie lächelte und nahm mir das Päckchen ab. »Du bist mein Ritter«, sagte sie, zog ein Taschentuch aus der Packung und spuckte darauf. Dann tupfte sie das Blut von ihrem Knie und pulte ein paar Steinchen und Schmutz aus der Wunde. »Was hast du dort drinnen gesehen?«, fragte sie vorsichtig und sah mich von der Seite an.

Ich zögerte. »Für einen Moment sah es so aus, als würdest du ein Brautkleid tragen und einen Strauß Rosen in der Hand haben.« Ich lachte. »War nur das Licht. Tut es noch weh?« Ich deutete auf ihr Knie.

Sie sah mich unsicher an. »Halb so wild«, sagte sie. Sie schüttelte den Kopf, wie um einen störenden Gedanken wegzuwischen. »Das muss ich gleich noch richtig sauber machen. Zu Hause.« Sie gab mir die Taschentücher zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. Ihr Blick war düster. »Ich war dort in dem Haus. Es war kein bisschen kaputt und sehr schön eingerichtet, und ich habe mich mit Leuten unterhalten, die meine Familie waren. Und dann stand ich auf einer Klippe im Mondlicht und plötzlich warst du hinter mir.

Ich habe mich zu Tode erschreckt und geschrien wie ein Baby«, sagte sie. Sie senkte den Blick. »Das klingt total irre. Du musst mich für komplett durchgeknallt halten.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, also legte ich den Arm um ihre Schultern und drückte sie an mich. Der Impuls kam aus heiterem Himmel, das hätte ich nicht gemacht, wenn ich darüber nachgedacht hätte. Sie machte sich ganz steif und sah angestrengt weg und ich ließ sie ganz schnell wieder los. »Sorry«, sagte ich. »Du bist nicht durchgeknallt. Ich finde dich toll.«

Sie wurde ein bisschen rot. »Danke«, sagte sie und räusperte sich. »Ich gehe dann mal nach Hause. Pflaster und so.«

»Wir haben einen Verbandskasten«, sagte ich.

Sie sah mich nicht an. »Nein, das ist lieb von dir, aber ich möchte wirklich nach Hause. Ich habe noch eine Verabredung.«

Wir gingen über das verwilderte Grundstück und kletterten über die Mauer. Dann brachte ich sie zum Gartentor und sah ihr noch hinterher, wie sie die Straße hinunterging, mit hoch erhobenem Kopf. Sie sah so entschlossen und gleichzeitig so schutzlos aus. Ich wäre am liebsten hinter ihr hergerannt, um ihr meine Begleitung ins Dorf anzubieten, als wäre das hier ein wilder Wald, in dem Räuber lauerten. Wie albern.

Stattdessen ging ich auf mein Zimmer und legte mich ins Bett, so müde, als hätte ich ein Abenteuer hinter mir und nicht bloß den Abstecher in eine leere Ruine.

Die Schublade mit ihrem gespenstischen Inhalt wollte aufspringen und mir ihre düsteren Bilder präsentieren, aber ich schob sie energisch zu, schloss ab und warf den Schlüssel weg.

Toby kam von der Haustür zurück und sah mit gekrauster Stirn die Post durch, die der Briefträger gerade abgeliefert hatte. Er wartete auf die Vorschauen von seinem Verlag und schimpfte halblaut vor sich hin, weil sie immer noch nicht angekommen waren. Währenddessen schlitzte er mit dem Finger die Umschläge auf, zog Rechnungen, Fanbriefe und Reklame heraus und sortierte alles auf den Küchentisch. Bezahlen, beantworten, wegwerfen. Dann reichte er mir einen Umschlag und zog sich mit der Fanpost in sein Arbeitszimmer zurück.

Ich starrte verblüfft auf die Adresse. Wann hatte ich das letzte Mal einen Brief bekommen? Maman telefonierte und schickte höchstens mal eine Postkarte aus dem Urlaub. Die Schrift auf dem Umschlag kannte ich nicht. Ich drehte ihn um, aber da stand kein Absender. Das Papier fühlte sich dick und teuer an. Ich nahm ein Küchenmesser von der Magnetleiste und öffnete den Umschlag, zog den cremefarbenen Briefbogen heraus, der mit einer großzügigen dunkelblauen Schrift bedeckt war. Ich las die Unterschrift und schüttelte verdutzt den Kopf. *Vandenbourgh* stand da geschrieben. Nova? Warum sollte Nova mir schreiben?

Lieber Adrian Smollett, begann der Brief, Sie kennen mich nicht persönlich, haben aber vielleicht schon von mir gehört. Eliette Burges hat mir von Ihrem Interesse für Heathcote Manor erzählt. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mich einmal besuchen, damit ich Ihnen etwas von der Geschichte des Hauses und meiner Familie erzählen kann. Es ist so ungewöhnlich, dass junge Menschen sich für die Historie begeistern. Ich besitze noch viele Fotos und alte Briefe, die Sie sicherlich interessieren werden. Rufen Sie mich einfach an, wenn Sie auf eine Tasse Tee vorbeikommen möchten. Ich bin im Ruhestand und habe viel Zeit.

Darunter stand *Herzlich* und dann ein unleserlicher Kringel, der ein *N* oder ein *S* sein konnte, gefolgt von dem Namen *Vandenbourgh*.

Das musste Novas Großmutter sein. Wie sonderbar. Wie freundlich sie schrieb! Ich hatte bisher von dem, was ich gehört hatte, den Eindruck gewonnen, dass die alte Frau Vandenbourgh nicht ganz richtig im Kopf war – aber das hier klang ganz und gar nicht verwirrt, sondern einfach nur freundlich und sehr nett.

Ich nahm den Brief und ging kurz entschlossen zum Telefon, um die angegebene Nummer zu wählen. Es klingelte und nach einer Weile nahm jemand ab. »Ja, bitte?« Eine Frauenstimme, dunkel wie Honig. Einen Augenblick lang hatte ich das Gefühl, diese

Stimme schon einmal gehört zu haben. Ich räusperte mich hastig und nannte meinen Namen.

»Mr Smollett«, sagte die Stimme. Sie klang erfreut. »Wie nett, dass Sie sich gleich bei mir melden!«

Ich wechselte ein paar Worte mit ihr. Ms Vandebourgh wirkte tatsächlich alles andere als verwirrt, sie klang sehr wach und überaus sympathisch. Wir verabredeten, dass ich am späten Nachmittag bei ihr vorbeischaue würde. Sie sagte, dass sie sich sehr auf meinen Besuch freue, und legte auf.

»Mit wem hast du telefoniert?«, fragte Jonathan, der aus dem Badezimmer kam. Ich erklärte es ihm und zeigte ihm den Brief, den er mit verwunderter Miene las. »Na«, sagte er dann und gab ihn mir zurück. »Das ist ja wohl so was wie ein Ritterschlag. Audienz bei Ihrer Gnaden.«

»Ist es okay, wenn ich zum Abendessen nicht da bin?«, fragte ich ihn.

Er klopfte mir auf die Schulter. »Ich sage Ms Dickins, sie soll dir was in den Kühlschrank stellen. Blamier uns nicht bei der Lady. Ich glaube, ihr gehört das Dorf.« Er grinste und ging die Treppe hinauf.

Ich spürte die Gegenwart des Roshis an meiner Seite. Er sah zur Decke. »Und, was denkst du?«, fragte ich.

Er hob die Schultern und breitete die Hände aus. »Du gehst deinen Weg, Édorian, und das ist gut so. Ich muss nicht mit allem einverstanden sein, was du tust. Aber ich möchte, dass du dich erinnerst. An alles.« Er klopfte mir sacht mit dem Zeigefingerknöchel gegen die Stirn. »Erinnere dich, Édorian. Das ist wichtig, sehr wichtig!«

Ich verstand ihn nicht. Das war nicht ungewöhnlich, ich verstand den Roshi ziemlich häufig nicht. »Woran soll ich mich erinnern?«

Er lächelte und zupfte wieder an seinem Bart. Seine schwarzen Augen verschwanden zwischen all den Falten, er sah aus wie eine uralte Schildkröte. »Erinnere dich einfach«, gab er zurück.

»Wenn du doch einmal einfach nur Klartext ...« Ich unterbrach mich, weil anstelle des Roshis Ms Dickins vor mir stand und mich sehr merkwürdig ansah. Ich schluckte, hustete, lächelte sie an und murmelte etwas davon, dass ich auf mein Zimmer ... hrrrrmmmm ... Dann rettete ich mich die Treppe hinauf.

*

Der Roshi saß im Sessel am Fenster und las in einem von Skeggs Notizbüchern, während er gedankenverloren seinen Bart zwirbelte. Ich hockte mich auf mein Bett und holte die Sammlung an modrig riechendem Papier wieder aus meinem Rucksack. »Was hältst du davon?«, fragte ich den Roshi.

»Sehr interessant«, murmelte er, ohne aufzublicken. »Er wirkt ein bisschen verwirrt, meinst du nicht?«

Ich konnte ihm nicht widersprechen. Milton Skegg hatte auf mich den Eindruck von jemandem gemacht, der von einem Rudel Werwölfe verfolgt wird.

Wir saßen eine lange Zeit in einträchtigem Schweigen da und reichten uns immer das hinüber, was wir gerade gelesen hatten.

Es war eine wilde Sammlung von Statistiken und Zeitungsberichten, die alle das Gleiche sagten. St. Irais war ganz offensichtlich der friedlichste und freundlichste Ort, den man sich denken konnte, die Menschen waren glücklich und gesund und lebten in Frieden und Wohlstand.

Skegg hatte Daten aufgelistet, die ähnlich strukturierte Ortschaften in Cornwall und im Rest des Landes verglichen. An St. Irais waren Schrecken wie Naturkatastrophen, Wirtschaftskrisen und Epidemien vollkommen vorbeigegangen. Die große Sturmflut vor einigen Jahrzehnten, die drei Nachbarorte vollkommen verwüstet hatte ... St. Irais war wie durch ein Wunder verschont geblieben. Es hatte rundum Vorfälle von Kinderlähmung und BSE, Maul- und Klauenseuche und in früherer Zeit von Pocken und Diphtherie gegeben – nicht in St. Irais. Dies war die Insel der Seligen.

Auch die Zahl der Arbeitslosen war hier deutlich geringer als in der Umgebung. Die Menschen wurden im Schnitt älter als die aus den Nachbargemeinden und sie blieben dabei gesünder.

Ich sah den Roshi an. Milton Skegg hatte all das in mühevoller Kleinarbeit zusammengetragen, weil er es für wichtig gehalten hatte. Aber was bedeutete es? Dass St. Irais ein Ort war, an den man seinen Wohnsitz verlegen sollte, hätte ich gesagt.

Der Roshi lächelte. »Wenn du dem glänzenden Schein misstraust, dann sieh dir die Rückseite an«, sagte er.

Die Rückseite. In unregelmäßigen Abständen brach hier in diesem idyllischen Dorf die Hölle aus. Dann verschwanden Menschen spurlos, vor allem Kinder. Es gab blutige und grausame Morde und erstaunlich oft ging ein Haus in Flammen auf und nahm all seine Bewohner mit.

Es war unheimlich, das alles nacheinander zu lesen. Urplötzlich brach an diesem friedlichen Ort irgendetwas Böses auf, wie ein Eitergeschwür, überflutete St. Irais mit gewalttätigen Ereignissen und entschwand wieder für etliche Dekaden. Es war, als erwachte ein böser Geist aus seinem Winterschlaf, fräße sich voll und würde dann wieder in seine Höhle zurückkehren.

Ich bekam eine Gänsehaut. Jetzt verstand ich das wirre Gekritzel, das ich in dem zerfledderten Notizbuch gefunden hatte. Es sprach davon, dass Heathcote Manor das Zentrum dieser Geschehnisse war.

Tief unter uns, in der Klippe über dem Meer, hieß es, sollten sich Höhlen befinden und in diesen Höhlen uralte Kultstätten. *Das Haus auf den Knochen* ... so wurde es manchmal genannt. Das klang böse. Richtig böse.

Aber wenn ich diesem Gedanken folgte, bewegte ich mich schnurstracks auf den Wahnsinn zu. Ich wollte nicht daran glauben, dass unter meinen Füßen ein uralter, böser Geist schlief, dass es dort vergessene Stätten geben sollte, an denen blutige Opfer geschehen waren. So etwas passierte in Filmen. Nicht in der Wirklichkeit.

Ich warf das Notizbuch auf den Haufen mit Zeitungsberichten und rieb mir fest übers Gesicht, um mich wieder ins Hier und Jetzt zurückzuholen. Ich weiß nicht, was ich mit Skeggs Hilfe herauszufinden gehofft hatte, aber so etwas jedenfalls nicht. Wir lebten im Zeitalter von Handys und Internet, Spaceshuttles und Teilchenbeschleunigern. Reiß dich zusammen, Adrian!

Dann hörte ich Jonathan von unten rufen: »Ary! Vergiss deine Verabredung nicht!« Die dunkle Wolke wich, alle Gedanken an böse Geister zerfaserten wie Nebel in der Sonne.

Ich rief eine Antwort und sprang auf. Meine Jeans war nicht die sauberste, ich zog mich wohl besser um. Während ich aus meinen Sachen stieg, sagte ich: »Was meinst du, Roshi, soll ich Skeggs Zeug mitnehmen zu Ms Vandebourgh?«

Er streckte sich und faltete die Hände vor dem Bauch. »Sie könnte dir helfen, es zu verstehen.«

Er hatte recht. Mir schwirrte der Kopf von all diesen Geschichten und Notizen, Informationen und Zeitungsmeldungen, und mein Gehirn weigerte sich, die Puzzleteile zusammenzusetzen.

Ich stopfte das ganze Zeug in meinen Rucksack. »Danke«, sagte ich. Der Roshi nickte lächelnd.

Ich rief Jonathan einen Abschied zu, den er mit einem »Warte!« beantwortete.

»Was ist?«, fragte ich ungeduldig zurück. Ich war noch nicht zu spät dran, aber ich hatte vor, noch mal kurz beim Museum vorbeizuschauen, um Nova zu ... um ein paar Worte mit Eliette Burges zu reden.

Jonathan steckte den Kopf in den Flur. »Wir dachten, dass du Ms Vandebourgh etwas mitbringen solltest. Toby hat doch all diese eingepackten Flaschen.«

Mir verschlug es kurz die Sprache. Dann stürmte ich ins Zimmer. Er stand vor dem geöffneten Schrank und beugte sich über das Fach mit den Flaschen. Ich hörte das laute Klirren von Glas.

»Jonty«, sagte ich hastig und etwas zu laut, »ich kann doch nicht mit hochprozentigem Zeug zu so einem Besuch antreten. Wie sieht das denn aus?«

Er hörte auf herumzukramen und drehte sich um. Seine Stirn war gerunzelt. Er hielt eine der von mir eingepackten Wasserflaschen in der Hand. Mir brach der kalte Schweiß aus.

Verdammt ...

»Stimmt«, sagte er. Er wog die Flasche in der Hand und sah sie nachdenklich an. Dann stellte er sie auf den Tisch. »Das ist vielleicht wirklich nicht so eine gute Idee. Geh beim Dorfladen vorbei und besorge eine Schachtel Pralinen oder so etwas. Blumen. Was meinst du?«

»Ja, super, Pralinen«, stimmte ich überschwänglich zu. »Tolle Idee, Jonty! Pralinen sind das perfekte Geschenk für eine alte Dame!«

Er griff in seine Tasche und holte seinen Gelbeutel heraus, aus dem er mir einen Schein in die Hand drückte. »Sei nicht geizig, such was Schönes aus«, sagte er.

Ich warf noch einen verzweifelten Blick auf den offenen Schrank und die trojanische Flasche, die auf dem Tisch stand. »Willst du das nicht wieder abschließen?«

Er schüttelte den Kopf und schob mich aus dem Zimmer. »Ms Dickins kann den Schrank gleich mal sauber machen.«

Jetzt war die Zeit doch zu knapp, um noch einen Abstecher zum Museum zu machen. Ich ließ mir von Lizzie die schönste und größte Pralinenschachtel einpacken und versuchte, ihr verschwörerisches Lächeln und die kleinen Bemerkungen zu ignorieren, während sie das Geschenkpapier in dekorative Falten kniffte. Endlich reichte sie mir die Schachtel, nahm das Geld und sagte: »Dann wünsche ich dir einen schönen Abend mit deiner Süßen.« Ich verdrehte die Augen und verließ fluchtartig den Laden.

Das Haus, in dem die alte Ms Vandenbourgh wohnte, lag zwischen dem Berg und der Hauptstraße, die zum Hafen hinunterführte. Das Sträßchen wand sich den Hang hinauf und endete in einer Wiese. Das Cottage war winzig und sah ganz und gar nicht nach Reichtum aus. Um die Tür rankten gelbe Rosen und an der Regenrinne kletterte ein grünes Schlinggewächs empor und wucherte über das Dach. Das Häuschen sah aus, als stünde es in einem grünen Gebüsch. Ich öffnete das Gartentörchen, ging über den gepflasterten Weg, in dessen Ritzen dicke grüne Moospolster wuchsen, und klopfte an die Haustür.

Nach einer Weile hörte ich Schritte. Dann wurde die Tür geöffnet und eine alte Frau sah mich fragend an. Sie trug Jeans, Turnschuhe und ein Holzfällerhemd und ein unordentlich geflochtener, dicker weißer Zopf ringelte sich über ihre Schulter. Ich kannte sie. Das war die alte Frau, die mich vor dem Museum so erschreckt hatte, dass ich sie für einen Lemur gehalten hatte. Ich hielt ihr aus lauter Verwirrung die Pralinenschachtel unter die Nase und sagte: »Adrian.«

Es war nett von ihr, dass sie sich nichts anmerken ließ. Sie lächelte, nahm mir die Pralinen ab, bedankte sich und bat mich herein.

Ich folgte ihr durch einen dunklen, engen Flur mit Steinboden, in dem es wie in einem Keller roch. Das Zimmer, in das sie mich führte, war allerdings wirklich gemütlich. Das kleine Fenster blickte auf einen winzigen, am Hang gelegenen Garten hinaus, in dem ein Rosenbusch neben dem anderen blühte. Das Fenster stand offen und der süße Duft der Blumen wehte ins Zimmer. So ähnlich musste sich Dornröschen gefühlt haben.

»Setz dich aufs Sofa«, sagte die alte Frau. »Ich hole unseren Tee. Nein, nein, ich brauche keine Hilfe, danke.«

Ich ließ mich auf dem kleinen, geblühten Sofa nieder und stellte meinen Rucksack neben meine Füße. Es war alles klein und eng hier, aber gemütlich. Nirgendwo stand Nippes herum, keine Spitzendeckchen, keine Vorhänge oder anderes Omazeug. In der Ecke stand ein Fernseher, darüber im Regal eine kompakte Musikanlage, neben der sich CDs

stapelten. An der fensterlosen Wand standen Bücherregale voller zerlesener Taschenbücher. Ich hätte gerne darin herumgestöbert, aber das erschien mir unhöflich, also blieb ich brav sitzen und sah zum Fenster hinaus, während meine Gastgeberin in der Küche herumhantierte.

Sie kam wenig später zurück und stellte Tee, Sahne und Zucker, eine Platte mit Brötchen und eine zweite mit Muffins auf den Tisch. Dann setzte sie sich mir gegenüber in einen großen Lehnstuhl und lächelte mich an. »Adrian Smollett«, sagte sie mit ihrer honigdunklen Stimme. »Adrian Smollett. Du bist so jung.«

Ich glaube, ich wurde rot. »Was hatten Sie denn erwartet?«

Sie nickte, als hätte ich etwas sehr Kluges gesagt. »Schenkst du uns ein? Ich muss mich ein bisschen ausruhen.« Sie wischte mit dem Handrücken eine Haarsträhne aus der Stirn. Obwohl sie immer noch lächelte, sah sie mit einem Mal traurig und erschöpft aus. Ich beugte mich vor und goss Tee in ihre Tasse, dann in meine. »Darf ich Ihnen von den Brötchen ...?«, begann ich.

Sie winkte ab. »Die sind für dich. Junge Männer haben doch immer Hunger.«

Ich bedankte mich – es stimmte, ich war hungrig! – und nahm mir ein Brötchen mit Käse, Gurken und Salat. Es schmeckte wunderbar und ich sagte es.

Sie freute sich, das konnte ich sehen. »Ich habe nie Besuch«, sagte sie. »Die Leute aus dem Dorf halten mich für verrückt, das hast du sicher schon mitbekommen.«

Ich schluckte und trank von meinem Tee. »Ja«, sagte ich dann. Warum sollte ich sie aus Höflichkeit anlügen, wenn sie selbst so ungerührt darüber sprach? »Mich aber auch«, setzte ich hinzu. »Das haben Sie sicher schon mitbekommen.«

Sie lachte und nahm einen Muffin. »Wir sollten zusammenhalten«, erwiderte sie vergnügt und brach den Muffin auseinander. »Eliette hat sehr nett von dir gesprochen.« Sie steckte ein Stück Kuchen in den Mund.

Ich wischte mir die Hände an der Serviette ab, auf der meine Tasse stand, und trank meinen Tee. »Sie sind Novas Großmutter, oder? Besucht Ihre Enkelin Sie nicht?«

Sie antwortete nicht, sah an mir vorbei auf die Zimmerwand und runzelte die Stirn. Sie hatte die gleiche Augenfarbe wie Nova. Ihr Gesicht war runzlig wie ein alter Apfel, aber trotzdem konnte ich sehen, dass sie einmal genauso schön gewesen sein musste wie ihre Enkelin. Es war ein seltsames Gefühl, beinahe, als hätte ich einen Zeitsprung gemacht und säße jetzt neben Nova, die auf unerklärliche Weise gealtert war. Ich schüttelte mich.

Ms Vandebourgh holte ihren fernen Blick zurück und sah mich an. »Erzähl mir von dir«, sagte sie.

Ich schluckte einen großen Bissen Brot hinunter und breitete folgsam das nicht allzu interessante Leben eines Schülers vor ihr aus.

Sie unterbrach mich mit einer ungeduldigen Handbewegung. »Ja, ja«, sagte sie. »Das ist

nicht wichtig. Erzähl mir von dir und dem Haus!« Ihr Blick war aufmerksam und erwartungsvoll. Sie beugte sich ein wenig vor und legte die Hände um die Knie. Auch diese Geste erinnerte mich an Nova.

»Ich und das Haus«, wiederholte ich ein wenig ratlos. »Wir wohnen im Kutscherhaus.«
»Das weiß ich.«

Ich rollte die Augen. »Heathcote Manor ist ... seltsam.«

Sie nickte. »Weiter.«

»Manchmal erscheint es wie ein ganz normales, bewohntes Gebäude, dann wieder ist es eine zerfallene Ruine.« Ich wagte mich auf glattes Eis. Das war der blanke Irrsinn, den ich niemandem gegenüber gewagt hätte, laut auszusprechen. Aber die hellen Augen in dem knittrigen Gesicht änderten ihren Ausdruck nicht. Aufmerksam. Erwartungsvoll. Ms Vandenbourgh nickte mir zu. Weiter. In meinen Ohren rauschte das Blut. Die Kalte Stelle sandte eisige Stiche durch meinen Kopf.

»Ich. War. Im. Haus.« Die Worte fielen wie Steine in einen ruhigen Teich. Mir brach der Schweiß aus. Was erzählte ich ihr da?

Sie atmete tief ein und wieder aus. »Ja, du warst im Haus«, flüsterte sie. »Was hast du gesehen?«

Ich beschrieb stockend die Bilder, die jetzt vor meinem inneren Auge auftauchten. Die großzügige Eingangshalle, die Bilder an der Wand, der vornehme Salon. Ich hatte keine Erinnerung daran, aber diese Bilder mussten schließlich irgendwoher stammen. Einbildung? Träume?

Die alte Frau nickte. Lächelte. Schloss die Augen. Fiel mir ins Wort und beschrieb ihrerseits die Treppe, den oberen Flur, das Wohnzimmer. Natürlich, sie war schließlich dort aufgewachsen! Ich sah sie mit ganz neuen Augen an. »Sie haben dort gelebt! Sie könnten mir alles erzählen!«

Sie seufzte tief und öffnete die Augen. »Das könnte ich.« Sie presste in einer kurzen, heftigen Aufwallung die Lippen zusammen. »Nicht heute, nicht jetzt«, sagte sie. »Lass mir etwas Zeit, Adrian.« Sie deutete auf die Teekanne und ich schenkte uns ein. Der Tee duftete zart nach Jasmin.

»Was hast du in deinem Rucksack?«

Ich bückte mich und öffnete ihn. »Milton Skegg hat mir erlaubt, seine Sammlung zu lesen.« Ich packte die Notizbücher und einen Teil der Zeitungsausschnitte neben meinen leeren Teller. »Da war auch noch ein rotes Tagebuch ...« Nova hatte es genommen. Das musste ich wiederbekommen, sonst würde Skegg mich nie wieder an seine Kiste heranlassen.

Die alte Frau griff nach einem der Notizbücher und schlug es auf. »Milton Skegg, der arme Hund«, sagte sie geistesabwesend. »Das Haus hat ihn fertiggemacht.« Sie erläuterte

ihre Worte nicht, aber ich glaubte zu verstehen, was sie damit sagen wollte. Ich hatte noch nie jemanden erlebt, der so sehr auf eine Sache fixiert war und darüber verrückt geworden zu sein schien wie Milton Skegg. Das Haus hatte ihn in gewisser Weise wirklich fertiggemacht.

Sie blickte auf und fixierte mich mit ihren hellgrauen Augen. »Nein«, sagte sie. »Es ist nicht so, wie du denkst. Nicht so einfach. Nicht so klar. Das *Haus* hat ihm alles genommen. Das *Haus* hat ihn über den Rand getrieben und zugesehen, wie er in den Abgrund fiel. Heathcote Manor herrscht über das Dorf und alle, die in St. Irais wohnen. Wer das vergisst oder anzuzweifeln wagt, der wird vernichtet.«

Ich starrte sie an. Sie war verrückt, das hatten alle gesagt. Das schien die Wahrheit zu sein. Sie sprach von Heathcote Manor, als wäre es ein lebendes Wesen.

Sie lächelte melancholisch, als hätte sie meine Gedanken gelesen. Aber mein Gesichtsausdruck sprach wahrscheinlich laut und deutlich zu ihr. Ich senkte beschämt den Blick. Es war nicht nett, eine alte Frau spüren zu lassen, was man von ihr dachte.

»Es ist in Ordnung«, sagte sie. »Ich dachte nur ... weil du doch im *Haus* warst.« Sie seufzte und stand auf. »Wenn du möchtest, erzähle ich dir meine Geschichte. Aber nicht mehr heute, ich bin müde.«

Ich bedankte mich und griff nach den Zeitungsausschnitten.

»Warte«, sagte sie. »Lass mir das Zeug hier. Ich lese es. Es wird mir helfen, mich zu erinnern. Ich war lange im Ausland, weißt du?« Ich nickte. Skegg hatte es mir erzählt. »In den USA«, setzte sie hinzu. »Nachdem ich mich von meinem Mann getrennt hatte. Er war ein entfernter Cousin. Deshalb heiße ich immer noch Vandembourg, wie bei meiner Geburt.« Sie rieb sich mit einer matten Geste über die Augen. »So ist das in meiner Familie. Der älteste männliche Vandembourg erbt das Haus, immer.«

Ich sortierte die Informationen in meinem Kopf. »Dann ist Ihr Exmann jetzt der Erbe?« Aber dann gehörte Heathcote Manor ja gar nicht der alten Dame, wie es im Dorf erzählt wurde.

Sie wandte den Kopf ab. »Er war es.« Ihre Schultern sanken herab. »Wir sind die letzten, November und ich. Es gibt keine Familie Vandembourg mehr. Das Haus ist bald tot.«

Und während ich noch über ihre Worte nachdachte, die ich nicht vollkommen verstand, setzte sie leise hinzu: »Endlich.«

Novembers Tagebuch

St. Irais, 15. Juli

P*apa hat so einen traumhaften Sommerball ausgerichtet. Freunde von ihm aus Truro waren da und einige der besseren Familien aus der Nachbarschaft, der Ballsaal hat geglitzert und geschimmert wie ein Feenpalast. Alle trugen wunderschöne Kleider, es gab richtige Musik (die Musiker waren kostümiert und trugen gepuderte Perücken, es war schrecklich stilvoll!) und wunderbares Essen, und ich habe getanzt, bis mir die Füße so wehtaten, dass ich mich hinsetzen musste. Ich glaube, ich war zum ersten Mal, seit ich denken kann, einfach nur glücklich.*

Und Cousin Jules war auch da. Er hat mir sehr entzückend den Hof gemacht.

Dann hat Papa es ein bisschen verdorben, weil er mich als Bridgepartnerin gebraucht hat – Mama war der ganze Rummel zu viel, sie hat sich zurückgezogen. Sammy durfte noch weitertanzen, ich habe es ihr gegönnt. Sie ist eine lausige Bridgespielerin. Vater hat Jules zu ihr geschickt. Er hat ja so recht, es ist besser, wenn er Sam den Hof macht und nicht mir. Ich werde niemals seine Braut sein. Ich habe einen Bräutigam.

Ich will ihn nicht sehen. Ich will ihn niemals kennenlernen. Heute ist ein Tag, an dem ich nicht sterben möchte. Ich möchte leben und tanzen und einen Mann, der mich liebt und nicht tötet.

NOVEMBER

... als fiele mein Leben, das schon schwierig und unangenehm und kompliziert genug für meinen Geschmack ist, nun langsam wie ein Kartenhaus in Zeitlupe in sich zusammen. Ich sehe die Karten hinabtrudeln ... die Pik-Dame, die Herz-Sieben, das Kreuz-Ass ... Stockwerk um Stockwerk bricht zusammen, lautlos, unaufhaltsam.

Ich stehe daneben, hilflos, versuche vergeblich, den Zusammenbruch aufzuhalten, die Karten zu fangen, zu ordnen ... aber sie rutschen durch meine Finger, flattern davon wie Vögel, ich stehe mit leeren Händen da und Tränen fallen aus meinen Augen wie Regen ...

November legte ihr Gesicht in die Hände. Zwischen ihren Fingern fing sich Feuchtigkeit, die sie ärgerlich fortschlenkerte und an ihrem Kleid abwischte. Es war doch zu albern. Sie fühlte sich regelrecht verfolgt. Wenn sie durch das Dorf ging, fühlte sie die Blicke, hörte das Tuscheln und Wispern, spürte über allem wie einen stetigen, dumpfen Druck die Last der vielen Generationen auf ihren Schultern. *Vandenbourgh* flüsterten die Mauern, das Pflaster, die Klippe, das Meer. *November Vandenbourgh. Winterkind. Novembertochter.*

Sie wischte mit einer heftigen Bewegung ihr Tagebuch vom Tisch. Es wurde gegen das rote Büchlein geschleudert, das sie Adrian abgenommen hatte, und beide segelten blätterraffelnd zu Boden, wo sie mit einem dumpfen Knall landeten. November blinzelte die Tränen weg und blickte auf das aufgeschlagen daliegende rote Tagebuch. »Das Haus«, las sie flüsternd. Sie beugte sich hinunter und hob das Buch auf. Es stand kein Name auf dem Vorsatzblatt. November lächelte. Sie hatte auch einen Widerwillen dagegen, ihr Tagebuch mit Namen und Anschrift zu versehen. Als gäbe sie damit ein Stück mehr von sich preis, das jemand – oder etwas? – gegen sie verwenden könnte.

Sie begann zu lesen. Wenn sie nicht gewusst hätte, dass dies nicht ihr Tagebuch, nicht ihre Handschrift war, hätte sie angenommen, die Aufzeichnungen stammten von ihr. Jeder Satz erzeugte ein Echo in ihrem Inneren, ließ Geräusche und Stimmen, Bilder und Gefühle aufblühen, die gleichzeitig fremd und vollkommen vertraut erschienen. Die Sätze erzählten von Trauer und Tod, sie erzählten von dem *Haus*, das sie in ihren Träumen verfolgte und dessen Stimme sie wie ein beständiges Wispern und Summen in ihrem Geist hören konnte, wenn sie es nicht mit Macht aus ihrem Bewusstsein drängte.

»Ich werde verrückt«, flüsterte sie und schloss die Augen. Da war sie, die Angst, die sie

begleitete, seit ... seit es geschehen war. Das Furchtbare. Sie fürchtete sich davor, den Verstand zu verlieren.

Gestern, in dem schrecklichen Haus. Sie hatte sich überwunden, endlich hineinzugehen und dem Albtraum ins Gesicht zu blicken. Adrian war an ihrer Seite. Er war nicht so beruhigend fest und diesseitig wie Jamie, dessen Großvater Fischer gewesen war und dessen Vater Häuser baute. Adrian wirkte ein wenig wie rauchiges Glas, das spröde war und zerbrechlich. Man konnte nur erahnen, was in ihm vorging. Er hatte diesen Blick, der manchmal ganz weit weg und dann wieder scharf und klar erschien. Sein Gesicht, das einmal das eines Jungen und dann wieder beinahe das eines müden alten Mannes war. Sie konnte sehen, dass er Schmerzen hatte, von denen er sich nicht beeinträchtigen lassen wollte. Dass er Angst hatte, die er nicht an die Oberfläche ließ. Er war stark und gleichzeitig so schrecklich leicht zu verletzen. Sie hätte ihm gerne etwas von sich gegeben, aber sie musste sich hüten. Ihr Innerstes durfte nicht angesehen werden. Sie fürchtete sich davor, was zutage treten würde, wenn sie die wohlverschlossenen Türen öffnete.

November zwang ihre Gedanken, wieder zu dem zurückzukehren, wovor sie davonliefen. Das *Haus*.

Schutt und ein löchriges Dach, unter dem Tauben nisteten. Sie stand in der Mitte der riesigen Ruine und musste an sich halten, nicht in hysterisches Gelächter auszubrechen. War es das, wovor sie sich all die langen Monate gefürchtet hatte? Dieser Schutthaufen hier? Sie stieß mit dem Fuß einen zerbrochenen Ziegel an, der seufzend zu rötlichem Staub zerfiel.

Voller Erleichterung, als wäre die Last von Jahrhunderten von ihren Schultern genommen, drehte sie sich um, wollte Adrian zurufen, wie ungeheuer komisch sie das hier fand ...

... Taubenflügel streiften über ihre Lider. Sanft und weich. Das Gurren übertönte jedes andere Geräusch. Einen Moment lang war ihr schwindelig, sie fasste haltsuchend ins Leere, tastete um sich, fand den beruhigenden Griff einer Hand. Ihre Finger schlossen sich um warme Haut. Der Druck fremder Finger ließ die Welt wiedererstehen. Die graue Wolke aus Federn, Schwindel, Gurren hob sich und ließ sie verwirrt und mit weichen Knien zurück. Sie lehnte sich in den Arm des jungen Mannes, der sie stützte. »Danke«, sagte sie atemlos. »Fast wäre ich die Treppe hinuntergefallen. Ich bin mit dem Absatz hängen geblieben.«

»Nichts passiert«, erwiderte er und ließ sie los. »Es war mir ein Vergnügen.« Er lächelte sie an. »Gehen wir wieder zu den anderen? Du schuldest mir noch einen Tanz.«

Er war so hübsch mit seinen dunklen Locken und den strahlend blauen Augen. Und wie gut ihm der dunkle Abendanzug stand! Sie nahm lächelnd den angebotenen Arm und ließ sich zurück in den Salon führen.

»Jules«, rief ihr Vater ungeduldig, »wo bleibt ihr? Wir wollten noch eine Partie Bridge

spielen, habt ihr das vergessen?«

»Oh, Bridge«, flüsterte sie enttäuscht und setzte lauter hinzu: »Ihr braucht uns doch nicht, Mama und ...«

»Deine Mutter hat sich gerade zurückgezogen«, erwiderte ihr Vater. Er schnitt seine Zigarre an und begann sie mit konzentrierter Miene über einem langen Span zu rösten, den er am Kaminfeuer entzündet hatte. »Ihr war nicht wohl.«

Mama war es nie wohl. November seufzte und ergab sich in ihr Schicksal. Bridge. Wie langweilig.

Cousin Jules drückte unauffällig ihre Hand. »Wenn du an meiner Seite bist ...«, flüsterte er.

Sie wandte ihr Gesicht ab und tat so, als würde sie in den Garten blicken. In der Fensterscheibe spiegelte sich ihr erhitztes Gesicht. Unwillkürlich fuhr sie mit den Händen in ihr Haar, ordnete die Frisur. Alltags trug sie ihr Haar einfach zu einem Zopf geflochten, aber heute, zur Feier des Tages, hatte das Mädchen ihr die Haare hochgesteckt. Es sah fremd aus. Das war kein Kind, das aus dem dunklen Glas zurückschaute. Das war eine junge Frau, die bald ihren sechzehnten Geburtstag feiern würde. Der Tag, an dem die Braut der Vandenbourghs mit feierlichem Geleit all die Treppen hinab zu ihrem Bräutigam geführt wurde ...

»Worüber denkst du nach?«, hauchte Jules. Sein Gesicht tauchte neben ihr im Spiegel der Fensterscheibe auf. Er sah sie mit einem Blick an, der sie erröten machte. Sie senkte die Lider.

»Ich habe bald Geburtstag«, erwiderte sie.

Seine Hand legte sich wie zufällig auf ihre Schulter und liebte ihren Nacken. »Ich weiß. Dann bist du alt genug.« Er neigte den Kopf, als wollte er sie küssen.

»Nicht doch, Jules, Papa sieht uns«, wies sie ihn sanft zurecht. »Alt genug – wofür?«

»Dass ich bei deinem Vater um deine Hand anhalte.«

Ihr stockte der Atem. Er wollte wahrhaftig ...? Durfte er das?

Er schien ihre Gedanken zu lesen, denn er schüttelte lächelnd den Kopf. »Wir sind nur dem Namen nach Cousin und Cousine«, sagte er. »Unser Zweig der Familie ist mit dem euren nur über unsere Urururur...« Er unterbrach sich und lachte. »Ich weiß nicht, wie viele Uhren es waren. Aber eigentlich verbindet uns nur noch der gemeinsame Name.«

»Und der Umstand, dass du der Erbe bist, Jules«, warf Novembers Vater ein, der den letzten Satz wohl aufgefangen hatte. Er sah wohlwollend, wenn auch mit besorgt gekrauster Stirn auf die beiden jungen Leute. »Und ich wäre dir überaus verbunden, mein Junge, wenn du dich ein wenig mehr um deine Cousine Samhain kümmern könntest. Sie fühlt sich vernachlässigt.«

Jules verzog kurz das Gesicht, aber er tat es so, dass der ältere Vandenbourgh es nicht

sehen konnte.

November senkte den Blick. Natürlich. Sie durfte nicht zulassen, dass Jules sich Hoffnung machte. Er war nicht der ihr bestimmte Bräutigam, auch wenn sie es sich wünschte, so sehr wünschte, dass ihr Herz zu zerspringen drohte vor Sehnsucht.

Tauben gurrten. Weiches. Graues. Gefieder. Schwindel.

Ihr liebster, geheimer Platz. Der Wind zerrte an ihren Kleidern und ihren Haaren, aber sie liebte diese sanfte Gewalt. Sie ging zum Rand der Klippe, bis ihre Zehen nur noch Luft unter sich spürten, und lehnte sich gegen den Wind. Wenn er plötzlich aufhörte zu blasen, würde sie fallen. Wie ein Blatt, das vom Baum fiel. Wie ein Kiesel, der von der Kante brach. Wie eine Spielkarte, die vom Tisch fällt, sich in der Luft drehend, trudelnd ... Sie breitete die Arme aus, umarmte den Wind. Tief unter ihr gischteten die Wellen an die Küste. Es roch nach Tang und sie schmeckte das Salz auf ihren Lippen. Fallen wie ein Blatt. Dann die Arme ausbreiten und fliegen, sich dem Wind anvertrauen, das silberne Mondlicht unter den Schwingen, hinauf in den schwarzen Himmel, zum Horizont und darüber hinaus ...

Sie trat einen Schritt zurück, weil der Ruf zu laut, zu verlockend wurde. Das Haus würde nicht zulassen, dass sie fiel. Es würde sie festhalten, und sein Griff war unbarmherzig. Sie hatte ihn schon zu oft gespürt, und er hatte Spuren hinterlassen, die schmerzten, wenn sie daran dachte.

Nein, lieber noch ein bisschen hier stehen bleiben, in sicherer Entfernung zum lockenden Abgrund, und dem Silberband mit Blicken folgen, das der Mond über die Wellen breitete.

Hatte sie jemals einen anderen Anblick als diesen gesehen? War da jemals blauer Himmel gewesen, in dem eine gleißende Sonne stand? Abendwolken, von denen das rote Licht der untergehenden Sonne funkelnde Rubine aufs Wasser warf? Sie runzelte die Stirn. Mondlicht. Nacht. Sternenhimmel. Der rauschende Atlantik, der stete, niemals verstummende Wind. Es war Nacht, immerzu. Sie würde niemals mehr das Licht der Sonne erblicken, denn sie war die Novembertochter. Die Braut.

Sie wandte sich um und prallte gegen einen Menschen, der hinter ihr stand. Sie schrie auf, erschrocken bis auf die Knochen. Niemand war ihr je hierher gefolgt, niemand!

Der Junge war ihr fremd. Er stand da, mager und blass, mit Augen, die nichts als Sonnenlicht und Wärme waren. Sie versank in seinem Blick. Wir kennen uns. Wir haben uns immer schon gekannt. Du bist mein Zwilling. Du bist ...

Tauben gurrten und Federn stoben durch die Luft. Etwas flatterte dicht an ihrem Gesicht

vorbei. Sie schrie auf, schlug danach, schützte ihren Kopf vor dem, was auf sie niederfiel. Taubenschnabel, Kartenspiel, scharfe Kanten, flatternde Flügel. »Adrian«, flehte sie. »Adrian, bitte, bring mich hier raus!«

November schrak auf. Sie hatte den Kopf auf die Tischplatte gelegt, und die Ecke eines Büchleins drückte schmerzhaft in ihre Stirn. Was war geschehen, war sie eingeschlafen? Sie richtete sich auf und rieb über ihre Augen. Sie hatte in dem roten Tagebuch gelesen. Nichts von dem, was darin stand, hatte irgendwas mit ihr zu tun. Das fremde Leben eines fremden Mädchens. Sie klappte es zu und schob es in ihre Tasche. Adrian wollte es bestimmt zurückhaben. Morgen würde sie zum Kutscherhaus gehen und es ihm wiederbringen.

Sie verließ das Zimmer und lief die Treppe hinunter. »Tante Eliette«, rief sie und durchquerte die Museumsräume, in denen schon das Licht gelöscht war, »ich gehe noch mal fort. Jamie Hewett ...« Sie verstummte, als sie sah, dass Eliette nicht allein in ihrem kleinen Büro war. Die Besucherin drehte sich zu ihr um und musterte sie mit einem Blick, in dem sich Sorge und Resignation mischten.

»Liebes«, sagte Eliette und hob die Hand, als wollte sie November daran hindern wegzulaufen. »Schön, dass du kommst. Deine Großmutter möchte mit dir reden.«

November biss die Zähne zusammen. »Ja, Tante Eliette«, sagte sie gepresst. »Ich bin allerdings verabredet, also sollten wir uns kurz fassen.« Sie sah die Lider der alten Frau wie unter einem unvermuteten Schlag zucken. Ein Aufwallen von Mitleid, das sie sogleich erstickte, machte sich in ihrer Brust breit. Kein Mitgefühl für die Frau, die ihre Eltern und sie so schändlich behandelt hatte!

Sie setzte sich auf den wackeligen »Notstuhl«, wie Eliette ihn zu nennen pflegte, und faltete die Hände im Schoß. Ihr Blick wich dem ihrer Großmutter aus.

Eliette schüttelte den Kopf. »Liebes, sei nicht so ...«, sie suchte nach Worten.

»Lass sie«, sagte unvermutet die alte Frau. »Ich verstehe ihren Zorn besser, als sie glaubt.« Sie beugte sich vor und zwang November dadurch, ihr ins Gesicht zu sehen. »Ich verstehe«, wiederholte sie eindringlich.

November lachte. »Das glaube ich nicht«, gab sie zurück. Was glaubte die alte Frau zu verstehen? Sie wusste nicht, was in November vorging. Sie konnte nicht fühlen, was November fühlte. Dieses schwere, taube, kalte Gefühl, das sie ausfüllte, zu Boden drückte, ihr die Flügel stutzte und die Luft zum Atmen nahm. Dieses heiße, brennende, wie Säure ätzende Gefühl, das ihre Eingeweide versengte und wie glühende Kohle in ihrer Kehle steckte. Was glaubte sie zu verstehen?

»Ich verstehe«, sagte ihre Großmutter leise zum dritten Mal. Ihre faltige Hand legte sich für einen winzigen Moment federleicht auf Novembers Knie. »Lass uns allein, Eliette.«

November verschränkte die Arme vor der Brust und wandte den Kopf ab. Eliette erhob sich gehorsam wie ein Kind, das von einer Erwachsenen aus dem Zimmer geschickt wurde. Die alte Frau wartete, bis die Tür sich hinter ihr schloss, und sagte dann, ohne Novembers abweisende Haltung zu beachten: »Es wäre klug von dir, wenn du deinen Zorn auf mich für die Länge eines Gespräches vergessen könntest. Es gibt Dinge, die du wissen musst, und ich bin die Einzige, von der du sie erfahren kannst.« Sie sah November eindringlich an. »Wenn ich sterbe, stirbt deine Vergangenheit mit mir. Du bist dann allein.«

November zuckte unwillkürlich zusammen. »Eliette ist hier«, entgegnete sie.

»Eliette ist eine liebe, fürsorgliche Frau. Und sie hat keine Ahnung, was hier in St. Irais vor sich geht.« Die alte Frau hatte ihre Stimme erhoben, aber als November Anstalten machte aufzustehen, machte sie besänftigende Bewegungen mit der Hand. »Vergib mir«, sagte sie ruhig. »Ich bin nicht weniger zornig als du, November Vandembourg.« Sie rieb sich mit dem Handballen über die Augen.

November zwang sich zu einer Antwort, denn ihre Großmutter schien sich nicht mit ihrem Schweigen zufriedengeben zu wollen. »Was willst du also von mir?«

Die alte Frau nickte nachdenklich. »Dich vorbereiten. Dich warnen. Dir von der Vergangenheit erzählen? Ja. Auch das. Was weißt du von unserer Familie?«

November schüttelte den Kopf. »Nicht viel, aber das, was ich weiß, reicht mir. Du hast meine Eltern im Stich gelassen, und du hast versucht, sie von hier zu vertreiben. Du lässt das große, schöne Haus zu einer Ruine verfallen, und du hast dich geweigert, mir beizustehen, als ich dich mehr gebraucht habe als jemals in meinem Leben. Das weiß ich von meiner Familie!« Sie stand auf, und dieses Mal hinderte die alte Frau sie nicht daran. Sie blickte traurig zu November auf.

»Geh fort von hier, Kind«, sagte sie leise. »Das ist der Rat, den ich dir gebe. Geh zurück auf deine Schule. Ich werde die Gebühren dafür bezahlen, wie bisher auch. Mach einen Abschluss. Studiere, mach eine Ausbildung, was auch immer du willst. Kehre nicht zurück.«

November sah sie ungläubig an. »Wie bisher auch?«, wiederholte sie. »Was soll das heißen?«

Die alte Frau wandte den Kopf ab. »Es ist nicht wichtig.«

November ließ sich langsam wieder auf den Stuhl sinken. »Du hast meine Schulgebühren bezahlt?« Ihr Kopf schwirrte. Ihre Eltern hatten ihr das nie erzählt. Sie hatte immer geglaubt, dass zwischen ihrem Vater und seiner Mutter keinerlei Kontakt mehr bestünde. Er hatte so gut wie nie von ihr gesprochen, und wenn, dann hatte er sie nur voller Zorn »die alte Frau« genannt. »Warum?«, fragte sie.

»Warum ich für deine Ausbildung aufkomme?« Die alte Frau lächelte schwach. »Du bist November Vandembourg.« Jetzt war sie es, die aufstand. Sie legte ihre Hand auf Novembers Schulter. »Ich würde mich freuen, wenn du morgen zu mir kämst. Mit dem

Jungen. Ich erzähle euch die Geschichte unserer Familie. Unseres Hauses.«

Der Junge. November musste nicht fragen, wen ihre Großmutter damit meinte. Sie nickte knapp.

»Danke«, sagte ihre Großmutter.

November sah auf ihre Hände nieder. Sie hörte, wie die Tür geöffnet wurde und die alte Frau hinausging.

Wenig später kam Eliette zurück. »Und?«, fragte sie seltsam zaghaft. »Habt ihr euch ausgesprochen?«

November stieß Luft durch die Nase. »Nicht direkt. Aber ich werde sie wohl morgen besuchen gehen.«

Eliette lächelte erleichtert. »Das ist schön«, sagte sie. »Ich freue mich!« Sie umarmte November und küsste sie auf die Wange.

November machte sich frei und wischte mit dem Handrücken über die feuchte Stelle. »Ist ja gut«, murmelte sie. »Wir haben uns nicht irgendwie versöhnt oder so. Ich gehe bloß hin, damit sie Ruhe gibt.«

»Es ist ein Anfang«, erwiderte Eliette herzlich. »Ich bin froh, dass du so vernünftig bist. Und jetzt koche ich uns zur Feier des Tages Spaghetti. Wenn du zurückkommst, ist das Essen fertig!«

*

November war die Lust vergangen, sich mit Jamie zu treffen. Er war mit seinen Kumpels im *Sailors* – wenn sie nicht kam, würde er es wahrscheinlich kaum registrieren.

Sie stand eine Weile vor der Tür und blinzelte in den Abendhimmel. Dann schlenderte sie die Straße zum Hafen hinunter. Das Tagebuch, das sie in die Tasche ihrer Strickjacke gestopft hatte, schlug bei jedem Schritt gegen ihre Hüfte. Es schien immer schwerer zu werden, wie ein Stück Holz, ein Stein, ein Klumpen Blei. November blieb stehen und zog es aus der Tasche. Es verhakte sich und kam erst frei, als sie mit einem wütenden Ruck beinahe ihre Jacke zerriss. Dann lag es in ihrer Hand, klein und leicht und harmlos. November wog es nachdenklich, ließ den Impuls vorübergehen, es mit einer weit ausholenden Bewegung in den Atlantik zu schleudern und zuzusehen, wie es sich vollsaugte und versank. Sie hielt es fest und ging weiter.

Sie ging ohne Gedanken, ohne ein Ziel, als wandele sie im Schlaf, und fand sich irgendwann im Pilchards' Bay wieder. Es stank nach faulem Tang, Teer und verrottenden Abfällen. November japste und war mit einem Schlag wieder ganz und gar in der Wirklichkeit. Dies war ein Ort, den sie normalerweise mied. Sie hasste den Gestank, den Verfall, die Atmosphäre von Trauer, Tod und Hoffnungslosigkeit, die dem verlassenem

Hafen anhaftete.

November machte kehrt. Ihr Blick streifte die verfallenen Schuppen und den rostigen Campingbus, der unter einem Baum abgestellt war. Dort lebte dieser Reporter. Wie konnte man es hier nur aushalten?

Sie war den steilen Pfad zum Dorf schon wieder ein paar Meter hinaufgeklettert, als sie Stimmen hörte. Tuscheln, dazwischen angetrunken klingendes Gelächter, jemand grölte und wurde von anderen mit Zischlauten zum Schweigen gebracht.

November zog es vor, seitlich vom Pfad Deckung zu suchen. Sie verspürte wenig Lust, irgendwelchen betrunkenen Rowdies ein leichtes und sicherlich willkommenes Ziel zu bieten.

Die Gruppe zog an ihr vorüber. Sie kannte die meisten der jungen Männer aus dem Pub. Jamie war oft mit ihnen zusammen, obwohl er sich, wenn sie dabei war, mit dem Trinken inzwischen zurückhielt. Er passte nicht zu ihnen, das hatte sie ihm schon öfter gesagt, aber er ließ sich nicht davon abbringen, dass diese Jungs seine Kumpels und Freunde seien.

November sah ihnen nach. Ein rundes Dutzend betrunkene Burschen auf dem Weg zum Pilchards' Bay. Was wollten sie dort? Und war Jamie bei ihnen?

Wahrscheinlich war es diese Frage, die sie bewog, noch einmal kehrtzumachen und der Gruppe zu folgen. Die jungen Männer achteten nicht darauf, was hinter ihnen war, sie waren viel zu beschäftigt damit, sich gegenseitig zu rempeln und zu beschimpfen, zu lachen, aus der Flasche zu trinken, die einer von ihnen herumgehen ließ, und Steine ins Gebüsch zu werfen.

November war gerade zu dem Schluss gekommen, dass Jamie wohl doch nicht bei ihnen war – sie war seltsam erleichtert darüber –, und wollte erneut umdrehen, da sah sie, wie einer der Jungen die Hand hob und die Gruppe stoppte. Die anderen kamen nach und nach kichernd und schimpfend zum Stehen, wobei ein paar von ihnen, die nicht mehr so sicher auf den Füßen waren, zusammenstießen, was neuerliches Gelächter und gedämpfte Flüche zur Folge hatte. »Leise!«, zischte der Anführer.

Was hatten sie vor? November wagte es, sich leise zu nähern. Sie versuchte, etwas von dem gemurmelten Gespräch zu verstehen, aber der Wind war zu laut und das Flüstern und Zischeln zu gedämpft.

»Los«, sagte der Anführer, und die Gruppe setzte sich fast im Gleichschritt wieder in Marsch. November spürte, wie sich ihre Nackenhärchen aufrichteten. Alle trunkene Albernheit war verschwunden, die Jungen gingen schweigend, wie ein finsterer Block, durch die schnell herabfallende Dämmerung. Was auch immer sie vorhatten, es war nichts Gutes.

Einen Moment lang zögerte sie, ob sie nicht einfach nach Hause laufen und sich nicht weiter um Angelegenheiten kümmern sollte, die sie sicherlich nicht betrafen und nichts angingen. Sie umklammerte das rote Tagebuch, als wollte sie aus der Berührung Rat und

Sicherheit saugen. Ohne bewusste Entscheidung setzten sich ihre Füße in Marsch und folgten den Jungen.



Sie verlangsamte ihre Schritte, als der durchdringende Tanggeruch ihr signalisierte, dass der Hafen vor ihr lag. Die Dämmerung ließ alle Konturen verschwimmen. Das Gelände versank im diesigen Dunst, aus dem Sträucher, Schuppen und Müllberge wie lauerner Trolle hervorstarren.

November blieb stehen und lauschte. Der Wind und das Geräusch der Wellen waren so laut, dass kaum etwas anderes darüber zu vernehmen war. Sie konnte nicht sehen, wohin die Jungen gegangen waren.

Wie dumm, einfach hinterherzulaufen. Sie hockten wahrscheinlich gerade auf einer der zerbröselnden Hafenmauern oder waren hinunter zum Wasser geklettert, auf der Mole entlangbalanciert, an deren äußerstem Ende der Leuchtturm stand, oder sie hatten sich irgendwo auf der Pier zwischen den verrottenden Kisten einen Platz gesucht, um die Flasche herumgehen zu lassen, Gras zu rauchen und zu tun, was immer Jungs taten, wenn sie unbeobachtet miteinander herumlungerten.

Geh nach Hause, befahl sie sich energisch. Tante Eliette wartet mit dem Essen.

Sie ging weiter, sah sich um. Das Kribbeln in ihrem Nacken wurde stärker, lief den Rücken hinunter. Etwas ging hier vor, etwas Böses ...

Sie konnte es riechen, bevor sie es sah. Rauch. Dann sah sie die Flammen. Die Bande hatte einen der Schuppen angezündet – den, der dem rostigen Wohnmobil am nächsten stand. Diese Idioten kamen hier heraus, um verlassene Schuppen abzufackeln!

Sie lachte in sich hinein und wandte sich ab.

Die Tür des Wohnmobils ging quietschend auf. Eine halb nackte Gestalt sprang aus dem Wagen und rannte schreiend auf den brennenden Schuppen zu. Der Mann fuchtelte mit den Händen und kreischte, als stünde das wertvollste Gebäude der Welt in Flammen und nicht ein stinkender, verlassener, dreckiger Heringsschuppen.

November hörte raue Jungenstimmen lachen und grölen. Sie sah schattenhafte Gestalten über das Gelände rennen. Einige von ihnen trugen improvisierte Fackeln – wahrscheinlich reichte ihnen der eine brennende Schuppen nicht.

Der schreiende Mann versuchte jetzt, einen der Jungen zu packen, der an ihm vorbeirannte. Der Junge holte beinahe beiläufig aus und schlug den Mann mit einem krachenden Schwinger zu Boden. Während der Ältere auf Händen und Knien auf dem Boden kauerte und nach Luft rang, trat ein zweiter Junge ihm lachend mehrmals fest in die Rippen und die Seite. Der erste lachte und schrie: »Weiter so, Gribben!«

Einen Augenblick lang erstarrte die Szene, als wäre ein Film gerissen. Dann hörte November sich schreien: »Lasst ihn in Frieden!«

Die Jungen achteten nicht auf sie. Wie Fliegen, die von blutigem Fleisch angezogen wurden, sammelten sie sich um den auf dem Boden Liegenden und schlugen und traten auf ihn ein.

November hörte sich keuchen. Sie tastete blind und hektisch nach ihrem Handy, bis ihr einfiel, dass sie es auf dem Schreibtisch hatte liegen lassen. »Hört auf!«, schrie sie und wollte sich in die prügelnde Meute stürzen.

Eine Hand packte sie fest am Arm, ein Arm legte sich um ihre Kehle. »Halt dich ruhig«, flüsterte eine Stimme. »Sonst bist du die Nächste.« Es klang überhaupt nicht drohend, eher sachlich, deshalb blieb Novembers Herz auch nicht komplett stehen, sondern setzte nur einen Schlag aus und trommelte dann heftig weiter. Sie wand sich in dem Klammergriff, bis sie sehen konnte, wer sie festhielt.

»Jamie«, flüsterte sie. Der Anblick verschlug ihr die Stimme. Der Junge starrte finster auf die Szenerie. Die Funken stoben inzwischen bis zum Wipfel des Baumes, der in der Nähe stand. Noch hatte das Feuer nicht auf einen der anderen Schuppen oder das Wohnmobil übergegriffen, aber November konnte sehen, dass ein Gestrüpp in der Nähe anfang zu glimmen und kleine Flämmchen aus dem trockenen Gezweig schlugen.

Die Jungen hatten von ihrem Opfer abgelassen und tanzten wie Derwische um das Feuer. Der Mann lag reglos da.

»Du musst was unternehmen«, flehte November. »Dein Handy. Ruf einen Arzt, die Feuerwehr, die Polizei!«

Jamie griff zögernd in seine Jackentasche. »Ich will nicht, dass sie mich für einen Verräter halten«, sagte er. »Ich könnte hier nicht mehr bleiben.«

November stieß ungeduldig seinen Arm beiseite und nahm ihm das Mobiltelefon ab. Sie tippte die Nummer des Notrufs, und als sich eine Stimme meldete, gab sie hastig durch, was gerade im Pilchards' Bay vor sich ging.

Sie schob Jamie das Handy in die Tasche und zerrte an seinem Arm. »Wir müssen nach ihm sehen. Komm schon!«

»Nova«, sagte er gequält, aber sie ließ ihn los und ging auf den reglos Daliegenden zu. Die Jungen schrien und tanzten wie in Trance und liefen brüllend um den brennenden Schuppen. Niemand beachtete November. Sie kniete nieder und berührte den Mann sacht an der Schulter, dann etwas fester. Er gab keinen Laut, kein Lebenszeichen von sich und schien auch nicht mehr zu atmen. »Jamie«, schrie sie verzweifelt. »Jamie, ich glaube, er ist tot.«

Er stand mit hängenden Schultern ein Stück abseits und blickte mit verkniffener Miene zum Weg. »Wir müssen weg sein, ehe sie kommen«, hörte sie ihn sagen. Er steckte zwei

Finger in den Mund und ließ einen schrillen Pfiff ertönen. Inzwischen brannten zwei weitere Schuppen.

»Was ist, Hewett?«, rief einer der anderen.

»Die Pigs«, antwortete Jamie laut.

Der Ruf pflanzte sich über das Gelände fort. November, die immer noch neben dem leblosen Mann hockte, sah, wie die Jungs nach und nach den Rückzug antraten. Der Anführer nahm Jamies Arm – es hatte nichts Freundschaftliches – und fragte gedämpft: »Wer hat die Pigs gerufen?« Sein Blick fiel auf November und sie fröstelte. Seine Augen waren so glatt wie polierter Marmor und ebenso kalt. Sie kannte ihn vom Sehen, er stand oft wie ein Feldherr an der Theke des Pubs und beobachtete mit unbewegter Miene seine Gefolgsleute. Er hieß Kenan, glaubte sie sich zu erinnern. Maurer war er oder irgendetwas anderes am Bau. Ein vierschrötiger Bursche mit kräftigen Muskeln.

Jamie riss sich los. »Keine Ahnung«, sagte er knapp. »Ich habe das Blaulicht auf dem Hügel gesehen. Sie kommen hierher.«

Kenan fluchte seltsam emotionslos. Er starrte immer noch November an. »Was macht deine Freundin hier?«

»Wir waren verabredet. Sie ist mir gefolgt.« Jamie ruckte unbehaglich mit den Schultern.

»Bring sie nach Hause, Hewett.« Kenan ging dicht an November vorbei. Sie glaubte, tief in seinen kalten Augen einen rötlichen Funken zu erkennen, der wahrscheinlich ein Reflex des Feuers hinter ihr war. Sie erwiderte den Blick so ungerührt wie sie konnte. Er blieb kurz stehen, neigte den Kopf, musterte sie nachdenklich. Dann nickte er und lief mit weit ausgreifenden Schritten davon. Das Dunkel verschluckte ihn wie einen Teil von sich.

»Er ist böse«, sagte sie impulsiv. »Du solltest nicht mit ihm ...«

Jamie zog sie unsanft auf die Füße und gab ihr einen Schubs. »Lauf«, sagte er. »Die Pigs kommen. Wenn sie uns erwischen, verbringen wir die Nacht auf der Wache.«

November sah noch einmal zu dem leblosen Mann hin. Er war ganz sicher tot. Wie schrecklich, wie unglaublich grausam das war. Hätte sie nicht irgendetwas tun, das Ganze irgendwie verhindern können?

Jamie zerrte sie mit sich und sie gab ihren Widerstand auf und rannte neben ihm her. Es war ohnehin zu spät. »Wie konntest du das nur mitmachen«, keuchte sie, während sie neben Jamie den Pfad hinaufrannte. »Wie konntest du nur, Jamie Hewett!«

ADRIAN

Es war früher Abend, als ich zum Kutscherhaus zurückkehrte. In der Magnolie sang eine Amsel, es klang traurig und süß. Ich blieb eine Weile im Schatten des Hauses stehen und hörte ihr zu. Der Gesang des Vogels verstärkte meine melancholische Stimmung. Der Besuch bei der alten Ms Vandenbourgh hatte mich auf unerklärliche Weise traurig gestimmt. Sie war so einsam und hatte sich so sehr darüber gefreut, dass jemand sie besuchte und ihr zuhörte. Es musste schrecklich sein, alt zu werden.

»Dann freu dich doch, dass du das nicht erleben wirst.«

Ich drehe mich nicht um. In der letzten Zeit geht er weg, wenn ich ihn nicht beachte. Er lacht, und ich kann im Augenwinkel sehen, dass er sich lässig mit verschränkten Armen gegen die Hauswand lehnt. Seine Hände sind leer, was mich erleichtert aufatmen lässt.

»Sie warten schon sehnlichst auf dich, deine beiden süßen Daddys«, sagt er und verzieht seinen Mund zu einem klaffenden Grinsen. »Eile, mein Junge, eile in ihre Arme. Oh, wie lieb sie heute zueinander waren. So ganz und gar fürsorglich und herzensgut!« Er lacht wieder und breitet die Arme aus. »Eile, mein Vögelchen, flieg ins warme Nest!«

Mir ist kalt, entsetzlich kalt. Ich drücke meine Faust gegen die Schläfe, um den Schmerz in mich hineinzupressen. Der Schmerzaffe kreischt so schrill, dass grelle Sterne in meinem Blickfeld tanzen. Ich gehe vorwärts, halb blind, sehe kaum, wohin ich meine Füße setze. Ich stolpere über die Schwelle, bleibe im Flur einige Atemzüge lang stehen. Durch das Kreischen des Affen und das Gelächter des Jokers höre ich laute Stimmen. Ich kann nicht verstehen, was sie sagen, aber ich erkenne, dass es Tobys und Jonathans Stimmen sind. Sie schreien sich an.

Ich drücke die Faust noch fester gegen die Kalte Stelle. Mein Blick klärt sich. Vor mir ist die halb geöffnete Tür, hinter der der Streit passiert. »Du hattest es mir versprochen«, höre ich meinen Vater brüllen. »Herrgott, Jonathan, du hattest mir dein verfluchtes Ehrenwort gegeben!« Ein dumpfer Schlag. Das Geräusch eines Handgemenges.

Ich bringe irgendwie die paar Schritte bis ins Zimmer hinter mich. Der Joker atmet mir in den Nacken. Er hechelt vor Erregung. Ich kann seinen Atem riechen, süß und ekelhaft.

Noch nie, seit Jonathan zu uns gehört, habe ich erlebt, dass er und mein Vater sich anders als mit Worten streiten. Ich starre ungläubig auf die Szenerie. Toby schlägt blind vor Zorn auf Jonathan ein, der sich nicht wehrt, sondern nur versucht, die Hände meines

Vaters festzuhalten. Schlag um Schlag trifft ihn, aber er duldet es mit einer Miene, die mich mehr erschreckt als das Geschehen selbst.

Dann sieht er mich in der Tür stehen und packt mit Kraft Tobys Handgelenke. Der schreit vor Schmerz und will sich losreißen, aber Jonathan sagt nur: »Adrian.«

Einen Moment lang steht alles still. Der Joker lacht mir ins Ohr, dann ist er verschwunden.

Mein Vater drehte sich um und sah mich an. Sein Gesicht war so voller Zorn und Verzweiflung, dass ich unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. Er riss sich aus Jonathans Klammergriff los, stieß einen Laut zwischen Schrei und Stöhnen aus und drängte sich an mir vorbei aus dem Zimmer. Jonathan stand nur da und blickte ihm hinterher, seine Schultern sanken herab, er atmete tief ein und wieder aus. »Adrian«, sagte er wieder.

Ich konnte seinen Gesichtsausdruck nicht ertragen und sah weg. Mein Blick fiel auf den Tisch und den geöffneten Schrank und meine Knie wurden weich. Die Wasserflaschen, die ich eingepackt und als Ginflaschen wieder in den Schrank gestellt hatte, standen auf dem Tisch, aus dem Papier gewickelt und nebeneinander aufgereiht. Daneben die Flaschen, die ich mit Wasser gefüllt hatte. Zwei waren geöffnet. Eine lag auf dem Tisch, halb ausgekippt, in einer Wasserpfütze. Ich biss die Zähne aufeinander.

Jonathan sah mich an. »Ary«, sagte er sanft, »wir müssen miteinander reden.« Er machte einen Schritt auf mich zu, legte seine Hand auf meine Schulter, drückte sie. »Komm, gehen wir in dein Zimmer. Toby muss uns ja nicht hören. Komm.«

Ich folgte ihm wie betäubt. Warum hatten sie sich so schrecklich gestritten? Ich hätte es verstanden, wenn Toby wütend auf mich gewesen wäre, aber warum hatte er Jonathan so angebrüllt und ihn geschlagen? Jonty hatte eine dunkle Verfärbung unter dem Auge, Toby musste richtig Kraft in seine Schläge gelegt haben.

Jonathan lenkte mich ins Zimmer und schob mich auf mein Bett. Er selbst setzte sich in den knarrenden Korbsessel und stützte die Ellbogen auf seine Knie. Er sah mich an und schien nach Worten zu suchen. Dann sagte er: »Ary, vertraust du mir?«

Ich nickte stumm. Was für eine Frage.

Er verschränkte die Hände, bettete sein Kinn auf die Fäuste und fixierte mich mit einem Ausdruck, den ich nicht zu deuten wusste. »Geht es dir nicht gut?«, fragte er. »Also, ich meine – fühlst du dich schlechter?«

Ich verneinte erstaunt. Es ging mir mal gut, mal weniger gut, mal schlecht – aber das war alles so, wie ich es inzwischen gewöhnt war.

Er nickte. Sein Blick flackerte kurz zur Seite, dann sah er mich wieder an. »Du würdest es mir aber sagen, wenn dich etwas quält?«

»Ja, sicher«, sagte ich zögernd. Ich vertraute Jonathan, aber das *Haus*, November, der

Joker ... ich konnte ihm das nicht erzählen, er würde das alles nicht verstehen.

Er hörte die Unsicherheit in meinen Worten und verzog das Gesicht. »Du weißt, dass es nicht gut für dich ist, wenn du ... dich nicht schonst.« Er kämpfte mit seinen Worten. »Nicht ... auf dich achtest. Es macht alles sehr viel schlimmer, wenn du – verdammt, Ary!« Er schlug die Hände ineinander, dass es laut klatschte. »Wann hast du das Zeug getrunken? Jeden Tag? Wie viel davon am Tag?«

Ich brauchte einige Momente, um zu kapieren, was er meinte. »Den – den Gin?«, fragte ich, und meine Stimme war heiser vor Schreck.

»Ja, den Gin«, sagte er grimmig. »Oder müssen wir die anderen Flaschen auch noch öffnen?«

Ich schüttelte den Kopf, unfähig, etwas zu sagen. Es hatte mir regelrecht die Sprache verschlagen. »Ich«, stammelte ich, »ich hab das nicht ... Jonty, ich hab das Zeug nicht getrunken!«

Ich hatte noch nie erlebt, dass er mich böse angesehen hätte. Das war das erste Mal, und ich konnte den Anblick kaum ertragen. Ich legte wie ein kleines Kind die Hände vor die Augen, um seinen Blick abzuwehren, und wiederholte: »Ich hab den Gin nicht getrunken. Du weißt, dass ich keinen Alkohol mag.«

»Und wohin ist der Schnaps dann verschwunden?«, fragte er scharf. »Willst du das Ms Dickens in die Schuhe schieben?«

Ich ließ die Hände sinken und sah ihn beschwörend an. »Bitte, Jonty«, flehte ich, »glaub mir doch! Ich hab die Flaschen für Milton Skegg gebraucht.«

Er sah mich an, als hätte ich Suaheli gesprochen. Sein Gesicht verlor für einen oder zwei Atemzüge jeden Ausdruck. »Milton Skegg?«, wiederholte er wie eine Bauchrednerpuppe. »Wer zum Teufel ist Milton Skegg?«

Ich beeilte mich, es ihm zu erklären. Er hörte voller Skepsis zu, schüttelte immer wieder den Kopf. Als ich fertig war, legte er das Gesicht in die Hände und stöhnte dumpf. Dann begann er zu lachen.

Ich merkte, wie die Spannung aus mir wich, und sank mit einem Schnaufen zurück. »Meine Güte«, sagte ich zittrig. »Ihr habt mich so erschreckt, Toby und du.« Ich rieb mir übers Gesicht. »Warum hat er dich so angebrüllt? Ich verstehe das nicht.«

Er seufzte und legte die Hand vor die Lippen. Ich sah, dass es ihm schwerfiel, mir zu antworten. Dann zuckte er die Schultern. »Als dein Vater und ich uns kennenlernten, habe ich ...« Er suchte nach Worten. »Ich war nicht trocken«, sagte er dann.

Ich verstand nicht gleich, was er sagen wollte. Dann musste ich lachen. »Aber du trinkst doch Bier«, sagte ich.

Er verzog das Gesicht. »Ich wäre dir sehr verbunden, wenn du das Toby weiterhin nicht auf die Nase binden würdest«, sagte er. »Ich trinke gelegentlich ein Bier oder zwei. Ja.

Aber das ist nicht das Problem. Das war es nie.«

Ich nickte. »Gin oder Whisky«, sagte ich.

Er lächelte schwach. »Cognac und Wodka. Ich habe ordentlich was weggesoffen, als ich jünger war.«

»Au Mann«, sagte ich. »Ich hab dich ganz schön in die Bredouille gebracht. Warum hast du Toby nicht gesagt, dass du nicht ...«

Er schüttelte heftig den Kopf. »Damit er das Gleiche gedacht hätte wie ich? Dass *du* derjenige warst, der den Gin getrunken hat?«

Ich stöhnte unwillkürlich. Das hätte Toby verrückt gemacht. Noch verrückter.

Ich sprang auf die Füße. »Wir müssen es ihm sagen.« Ich ertrug den Gedanken nicht, dass mein Vater Jonathan in falschem Verdacht hatte. Er würde mir eine Standpauke halten, weil ich die Flaschen genommen hatte, ohne zu fragen, und – noch schlimmer – versucht hatte, es zu vertuschen. Aber das hatte ich mir selbst eingebrockt. Ich konnte das selbstzufriedene Gesicht des Roshis förmlich vor mir sehen. *Siehst du*, würde er sagen, *siehst du, wohin das geführt hat, Édorian?*

»Adrian, das ist jetzt vielleicht keine gute Idee«, rief Jonathan hinter mir her, aber ich lief schon die Treppe hinunter. Ich klopfte kurz und laut an die Tür zum Arbeitszimmer und riss sie auf, ohne abzuwarten.

»Warte.« Jonathan schnaufte von hinten heran. »Warte doch auf mich.«

Toby saß auf der Couch am Fenster und sah hinaus. Seine Haltung war so hoffnungslos und müde, dass ich am liebsten zu ihm gestürzt wäre, um ihn zu umarmen. Natürlich tat ich es nicht. Toby war nicht der Typ für Gefühlsausbrüche. Ich räusperte mich also nur und sagte: »Toby, ich muss dir was erklären.«

Er sah mich nicht an, nickte nur.

»Ich habe das Zeug geklaut, um Mr Skegg damit zu bezahlen, damit er mir Informationen über Heathcote Manor gibt. Jonty hat nichts damit zu tun.« Das war jetzt nicht die ausgefeilte Erklärung, die ich mit ein wenig mehr Nachdenken vorgebracht hätte, aber für den Moment musste es reichen, dachte ich. Erst einmal mussten die beiden sich versöhnen, dann würde ich mich entschuldigen, mir Tobys Standpauke anhören und dann war alles wieder gut. Ich wartete. Das Schweigen war schrecklich. Toby wandte immer noch das Gesicht ab, schenkte mir keinen Blick.

»Das ist sehr lieb und aufopfernd von dir«, erwiderte er nach einer Weile. »Ich weiß, wie sehr du an Jonathan hängst, Adrian. Es tut mir sehr leid, dass du dieses entwürdigende Schauspiel mitansehen musstest. Ich muss mich bei dir entschuldigen.«

Ich schnappte nach Luft. »Toby, ich lüge dich nicht an«, rief ich. »Das ist die pure Wahrheit. Milton Skegg hätte mir niemals seine Zeitungsausschnitte und das andere Zeug

gegeben, wenn ich ihn nicht dafür bezahlt hätte!«

Mein Vater nickte. »Lass es gut sein«, sagte er. »Ich werde mir alle Mühe geben, dass du nicht weiter unter unserer Auseinandersetzung zu leiden hast, Adrian. Aber du musst auch verstehen, dass ich unter diesen Umständen überlege, ob Jonathan und ich weiter zusammen...«

»Daddo!« Ich schrie ihn an. Wie konnte er nur so verbohrert sein!

Endlich sah er mich an. Seine Augen waren rot. Wenn ich Toby nicht besser kennen würde, hätte ich gesagt, er hatte geweint. »Ja?«, fragte er.

Ich setzte mich neben ihn auf die Couch. Jonathan stand schweigend an der Tür. Er hatte den Kopf gesenkt und betrachtete seine Hände. Er wusste genauso gut wie ich, wie stur Toby sein konnte. Wenn mein Vater sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, war es außerordentlich schwer, ihn davon wieder abzubringen.

»Toby«, sagte ich leise und eindringlich. »Ich lüge dich nicht an. Ich schwöre es dir bei dem Ding in meinem Kopf. Ich lüge nicht!«

Sein Blick bohrte sich in meine Augen und schien mich wie mit Röntgenstrahlen durchleuchten zu wollen. Ich schlug die Augen nicht nieder. Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, dann atmete er tief ein und fragte: »Milton Skegg?«

Ich nickte. Wagte noch nicht zu hoffen.

Er starrte mich weiter an. »Zeig mir das Zeug.«

»Welches ... oh.« Ich griff mir in die Haare. »Oh, Mann, Daddo, ich hab das alles bei Ms Vandenbourgh gelassen.«

Er sah mich noch eine Sekunde länger an, dann wandte er das Gesicht ab und blickte wieder zum Fenster hinaus. »Ich wäre jetzt gerne allein«, sagte er mit einer Stimme, die so leblos klang wie die des Bestattungsunternehmers.

Ich wechselte einen Blick mit Jonathan, der die Schultern zuckte. »Es ist gut«, sagte er leise. »Lass uns bitte allein.«

Ich stand auf, ballte die Fäuste. »Nein«, sagte ich laut und wütend. »Ich habe es vermasselt. Ich habe die Flaschen geklaut und Wasser eingefüllt und fand mich auch noch total cool und gerissen. Der Roshi hat mich gewarnt ...« Ich verschluckte den Rest des Satzes. Jetzt hatte ich es getan. Jetzt hatte ich vor meinem Vater und Jonathan zugegeben, dass ich diese Wesen immer noch sah. Dass ich halluzinierte. »Ach, heilige Scheiße«, rief ich.

Jonathans Blick war voller Mitleid, ich konnte ihn kaum ertragen. Und jetzt sah mich auch noch Toby an, und ich konnte sehen, was er dachte. Sein Sohn, der Freak. Sein Sohn, der Todeskandidat. Armer Adrian. Armer kranker Junge. Ich hätte kotzen können.

Ich drängte mich an Jonathan vorbei, der mich festhalten wollte. »Ary«, sagte er leise und hilflos, aber ich wollte nicht, dass er mich zu trösten versuchte. Dass er irgendetwas zu

mir sagte.

Toby rief: »Lass ihn«, und setzte dann hinzu: »Komm her, Jonathan, ich möchte mit dir reden!«

Ich fand mich im Garten wieder. Der Wind ließ die Blätter der Magnolie rauschen. Die Amsel war verstummt. Durch das Laub blitzten die ersten Sterne. Die Luft war weich wie Katzenfell. Ich saß eine Weile auf dem Hackklotz, bis mein Atem wieder ruhig ging. Wie ein ruckelnder Stummfilm liefen die Szenen vor meinem inneren Auge ab: Toby, der in blinder Wut auf Jonathan einschlug. Jonty, der den Ausbruch über sich ergehen ließ. Der hoffnungslose, tieftraurige Gesichtsausdruck meines Vaters und Jonathans resigniertes Erdulden. Der Joker, der lachte und geiferte und sich an der Szene ergötzte, der mich zwang, Dinge zu sehen, vor denen ich lieber die Augen verschlossen hätte, der mir die toten Männer im Garten vorführte und sich an meinem Schock und meinem Ekel, meiner Angst und meiner Hilflosigkeit ergötzte wie an einem Festmahl. Warum tat er das?

Leise Schritte raschelten durch das Gras. Dann schwang sich der Roshi neben mir auf den Holzstapel und sah mich schweigend an.

»Erspar es mir«, sagte ich.

Er hob die Schultern. »Ich habe nichts gesagt.«

»Aber du wolltest es.« Ich stützte das Kinn in die Hand. »Warum tut der Joker das alles? Was hat er davon?«

Der Roshi kämmte mit den Fingern durch seinen strähnigen Bart. Ich erwartete, dass er eine seiner blumigen Weisheiten von sich geben würde oder mir erklären, dass der Joker eben böse sei, wie so viele Wesenheiten zwischen Himmel und Erde, aber er überraschte mich. »Er will dir etwas sagen, und er kennt nur diese Methode, es zu tun.«

»Er will was?« Ich schnappte nach Luft und lachte. »Roshi, hast du irgendwas geraucht?«

Der alte Mann kicherte. »Schon lange nicht mehr«, sagte er und es klang beinahe sehnsüchtig. »Wenn man so alt ist wie ich, Êdorian, dann achtet man auf seine Gesundheit und das, was man seinem Körper und seinem Geist zumuten darf.«

Ich lachte wieder, laut und lange. Wenn er vorgehabt hatte, mich aufzumuntern, dann war ihm das gelungen. »Roshi«, sagte ich und wischte mir über die Augen, »du hast heute wohl einen Clown gefrühstückt. Du bist doch nur eine Halluzination!«

»Wenn Sie es sagen, Master Adrian«, erwiderte er mit der Stimme des Bestattungsunternehmers. Er lächelte mich so breit an, dass sein Gesicht mich an die Grinsekatze erinnerte.

Ich nickte nur und stand auf. »Danke«, sagte ich. »Es geht mir besser.«

Ich ließ ihn sitzen, wo er saß, und ging zum Loch in der Mauer. Es war kein bewusster Entschluss, dass ich hinüberkletterte und auf das Herrenhaus zulief. Es war wie immer: Das *Haus* rief nach mir und ich folgte dem Ruf.

Dieses Mal fröstelte ich nicht, als ich in die Schatten trat, die seine Mauern warfen. Finster und kalt war es, aber ich fühlte mich willkommen. Ich stieg die Treppe hinauf und öffnete die Tür.

Einen winzigen Augenblick meinte ich noch, Schutt und mitten in der zerfallenden Halle wachsende Schösslinge zu sehen, dann glättete sich das Bild vor meinen Augen zu Marmorfiesen, Teppichen und geöltem Holz. Leise Musik kam aus dem Obergeschoss, es duftete nach Kerzen und Bohnerwachs.

»Adrian«, rief Novembers honigdunkle Stimme. Sie trat durch die schmale Tür, die in die Wirtschaftsräume führte, und lief mit ausgestreckten Händen auf mich zu. »Adrian, du bist wiedergekommen! Ich bin so froh!«

Ich konnte sie nur stumm ansehen. Sie trug ein hochgeschlossenes, weinrotes Samtkleid, in dem sie unglaublich erwachsen aussah.

Ich räusperte mich. »Welches Jahr haben wir?«

Sie hatte meine Hände genommen und sah mich verwirrt an. Ihre mondhellen Augen verdunkelten sich zu einem schattigen Grau. »Welches Jahr?« Sie runzelte die Stirn. »Was für eine Frage ist das? Jeder weiß, welches Jahr wir haben. Es ist ...« Sie biss sich auf die Lippe. »Es ist das Jahr, in dem ich sechzehn werde.«

Ich folgte ihr, ohne zu fragen, wohin sie mich führte. Wir gingen die Treppe hinauf, bis zu der Tür, hinter der ich das Zimmer ihrer Schwester vermutete. Jedenfalls glaubte ich mich zu erinnern, dass wir vor dieser Tür gestanden und auf eine Antwort gewartet hatten.

November flüsterte: »Sie will immer noch mit niemandem reden. Aber ich glaube, dass sie die Tür aufmacht, wenn ich ihr sage, dass du da bist. Sie war so gespannt darauf, dich endlich kennenzulernen.« Sie hob die Hand und klopfte sacht an die Tür. »Sam? Ich bin es. Adrian ist da.«

Ich hörte, wie es hinter der Tür raschelte. Schritte huschten über den Boden. Etwas kratzte am Türblatt, ich hörte Atmen. »Adrian?«, flüsterte eine Stimme.

»Ja, er ist hier.« November presste die Hände gegen die Tür, als wollte sie etwas beschwören. »Mach auf, Sam. Bitte.«

»Kommt er, um dich zu holen und fortzubringen?«

November sah mich an. Ihr Gesicht war traurig. »Nein, Sam«, sagte sie langsam. Ihre Stimme klang so süß und weich, dass ich in ihrem Klang hätte versinken mögen wie in einem schaumigen Bad. »Nein, Sammylein. Ich kann doch nicht fort.«

Das Atmen hinter der Tür glich einem Schluchzen. »Dann will ich ihn nicht sehen«, hörte ich die Stimme flüstern. »Dann soll er weggehen.«

Ich beugte mich vor und legte die Stirn an das Holz der Tür. »Was soll ich tun?«, fragte ich leise. »Was möchtest du?«

Das Mädchen schwieg. Ich hörte, dass sie ihre Nase putzte. »Bring November von hier weg«, sagte sie dann mit erstaunlich klarer Stimme. »Bring sie weg. Sie wird sonst sterben.«

Was meinte Sam damit? Ich sah November hilflos an. Sie hatte die Arme verschränkt und blickte auf den Boden.

Ich nahm ihren Arm und zog sie von der Tür weg. Sams Angst steckte mich an. Ich wusste nicht, was das alles zu bedeuten hatte, aber ich musste etwas tun. »Komm mit. Du kannst im Kutscherhaus übernachten.«

Sie folgte mir widerstrebend, ich musste sie die Treppe beinahe hinuntertragen. »Ich kann nicht«, sagte sie. »Adrian, das geht doch nicht. Ich muss hier sein, wenn er kommt.«

Wer? Ich fragte sie, aber sie antwortete nicht, schüttelte nur den Kopf.

Wir durchquerten die Halle, sie sträubte sich immer noch, aber nicht so stark, dass wir uns nicht langsam der Haustür näherten. Ich legte meine Hand auf die Klinke, als hinter uns eine Stimme Novembers Namen rief.

Wir drehten uns um. Ihr Vater stand am Kopf der Treppe und sah auf uns hinunter. »Was hast du vor, Junge?«, fragte er unfreundlich. Er war unrasiert und seine Hosen waren zerknittert. Seine Hand umklammerte das Treppengeländer. »Rede schon. Was hast du vor?«

»Ich bringe November fort«, sagte ich laut. »Ihre Schwester hat mich darum gebeten. Ich glaube, dass hier Dinge vorgehen, die nicht gut für November sind. Ich bringe sie in Sicherheit.«

Er starrte mich an. Seine Augen waren groß und dunkel. »Du bist ein dummer Junge«, sagte er. »Du hast keine Ahnung, nicht die mindeste Ahnung, worum es hier geht. Wir sind an ein Versprechen gebunden. Aber das begreifst du nicht.«

Ich wandte mich ab. »Lass ihn reden«, flüsterte ich November zu und riss die Tür auf.

*

Es raschelte und flatterte über meinem Kopf, irgendwoher kam ein Luftzug, der warm war und nach Blüten duftete. Ich wusste, dass ich wieder in der Ruine stand, dass draußen Frühling war und die Nacht vor dem Neumond. Ich tastete mich an den Schuttbergen vorbei ins Freie.

Dort saß ich noch eine Weile auf der Treppe und dachte nach. Nichts von dem, was in diesem Haus geschah, schien einer Logik zu folgen, die ich verstand. November war dort, sie lebte, atmete, lachte und weinte, und ich war so voller Liebe für sie, dass es mein Herz

zu sprengen drohte. Sie lag oben in ihrem Bett und starrte mit ihren unglaublichen Augen ins Dunkle. Dachte an irgendetwas, was auf sie wartete und was ihr offensichtlich große Angst machte. Dachte vielleicht auch an mich.

Aber wenn ich jetzt hinunter ins Dorf lief, würde sie ebenso im Museum in ihrem Bett liegen und schlafen.

Ich rieb mir fest über die Schläfen. »Das ist irre«, sagte ich laut.

»Das ist nicht irre«, sagte der Roshi. »Du siehst immer nur einen Ausschnitt dessen, was die Wahrheit ist, Édorian. Nur einen winzig kleinen Ausschnitt. Wie eine Mücke, die auf der Fingerkuppe eines Riesen sitzt. Jede einzelne Rille des Fingers ist für die Mücke ein tiefes, dunkles Tal. Irgendwo weit draußen ist die Welt zu Ende, und hinter dieser Grenze befindet sich scheinbar nichts. Aber in Wirklichkeit ...«

»Roshi, bitte!« Seine Vorlesung ging mir auf die Nerven. »Sag mir lieber, was das hier alles zu bedeuten hat.«

Er murmelte etwas auf Japanisch in seinen Bart. »Du bist frech, Édorian«, sagte er dann. »Keinen Respekt vor dem Alter, kein bisschen. Ich fühle mich gekränkt.«

Ich sah ihn an. Er drückte das Kinn gegen seine Brust und starrte auf seine Hände nieder. Ich hatte prompt ein schlechtes Gewissen. »Es tut mir leid«, sagte ich. »Das war ein harter Tag.«

Er warf mir einen schrägen Seitenblick zu. »Du hättest das vermeiden können«, sagte er spitz.

Ich zuckte die Achseln und stand auf. »Morgen gehe ich zu Milton Skegg und bitte ihn um einen oder zwei seiner Ordner, die kann ich dann Toby zeigen. Oder ich frage Ms Vandenbourgh einfach, ob ich die Sammlung noch mal kurz ausleihen kann.

Dann glaubt Toby mir, er wird sich mit Jonathan versöhnen und alles ist wieder im Lot.«

Der Roshi runzelte die Stirn und spitzte die Lippen. »Ich wollte, ich könnte dir da zustimmen«, sagte er. »Ich wollte, ich könnte es, Édorian.«

»Hör auf zu unken«, fuhr ich ihn an. »Du willst ja nur recht behalten. Erklär mir lieber, was mit November ist. Wovor hat ihre Schwester so große Angst? Was wird mit ihr geschehen?«

Der Roshi stand auf und richtete seinen schwarzen Kimono. »Das sind Dinge, die ich nicht weiß«, sagte er kurz. »Frag Azrael Moriarty. Oder Ms Vandenbourgh. Ich bin schließlich nur eine Halluzination.« Mit diesen Worten war er verschwunden.

Ich kletterte über den Mauereinbruch und ging durch den dunklen Garten. Das Laub der Magnolie rauschte laut. Im Cottage brannte kein Licht. Es war doch noch gar nicht so spät und meine Väter waren Nachteulen. Ob sie einen Ausflug ins Dorf unternommen hatten?

Ich öffnete die Tür und ging durchs Haus. Die Schlafzimmertür stand offen, ebenso die des Arbeitszimmers. »Toby?«, rief ich. »Jonathan?« Stille. Keine Antwort. Ich war allein.

Normalerweise hinterließen die beiden mir auf dem Küchentisch eine Notiz, wenn sie ausgingen, damit ich mir keine Sorgen machte. Aber der Tisch war leer bis auf einen Kaffeebecher mit eingetrocknetem Rand und ein benutztes Buttermesser. Das sah Jonty nicht ähnlich, er räumte schmutziges Geschirr immer in die Spülmaschine.

Ich wanderte unruhig durch das Cottage. Die Luft war schwer und drückend, wie vor einem Gewitter. Ich konnte die trübe, dunkle, schwere Wolke, die über dem Haus hing, beinahe mit Händen greifen. Luft. Ich brauchte frische Luft.

Im Garten war es etwas weniger beklemmend, wenn auch immer noch gewittrig schwül. Ich tauchte in die tintige Dunkelheit unter dem großen Baum. Ein wenig auf der Bank sitzen und nachdenken, das wäre jetzt schön. Es war kindisch, so in Panik zu verfallen, nur weil Toby und Jonathan ins Dorf gegangen waren und vergessen hatten, mir einen Zettel hinzulegen.

Die Bank ist besetzt. Ich bleibe erschreckt stehen. Wer sitzt da mitten in der Nacht auf unserer Gartenbank? Ein großer, kräftiger Mann. Ich kenne ihn nicht. Er hat dunkles Haar, eine Stirnglatze und einen kurzen Bart. Sein Kinn liegt auf der Brust, als schliefe er. Eine seiner großen Hände liegt auf seinem gewölbten Bauch, die andere ruht auf der Bank. Neben der Hand steht ein leeres Whiskyglas aus unserem Küchenschrank – ich kenne dieses Glas, Toby hat es mal aus einem Pub mitgehen lassen, weil der »Striding Man« in seinem roten Jagdrock darauf abgebildet ist. Er tippt sich an den Hut, schwenkt den Stock und grinst.

Wer sitzt da auf unserer Gartenbank und trinkt Tobys Whisky aus Tobys Whiskyglas?

Die Welt ruckt wieder auf ihre Achse. Ich blinzele mehrmals verblüfft. »Jonty«, sage ich. »Warum sitzt du hier allein im Dunkeln?«

Er knurrt leise. Öffnet die Augen und sieht mich an. Sein Gesichtsausdruck ist mir immer noch so fremd, dass ich schaudere. Er sieht mich an, wie man einen aufdringlichen Unbekannten anblickt, der einen im Pub belästigt.

»Geh weg«, sagt er. »Lass mich in Frieden.« Er klingt nuschelig, als hätte ich ihn aus tiefem Schlaf geholt. Seine Hand tastet unbeholfen über die Bank, greift nach dem Glas. »Hau schon ab.«

»Jonathan«, sage ich hilflos. »Ich bin es, Adrian.«

Er hebt das Glas, zittrig, verschüttet ein paar Tropfen. Es ist randvoll. Gerade war es noch leer, wo kommt die Flüssigkeit her? Es riecht scharf, alkoholisch. Ich begreife endlich. Er ist betrunken, er ist so betrunken, wie ich noch nie zuvor jemanden erlebt habe, noch nicht mal Milton Skegg. Impulsiv beuge ich mich über ihn, will ihm das Glas abnehmen. Er schubst mich so heftig weg, dass ich rückwärts taumele und beinahe über meine eigenen Füße falle. »Hau endlich ab, du lästige Kröte«, schreit er mich an. Sein Gesicht ist dunkel vor Zorn. »Verpiss dich! Geh mir nicht ständig auf die Nerven!«

Ich hocke keuchend auf dem Boden. Das Moos unter meinen Händen ist feucht und kühl. Mein Herz schlägt so heftig, dass mein Kopf im Takt mitwummert. Ich vertreibe die aufschießenden Tränen und sehe den Fremden auf unserer Gartenbank an. Er trinkt und stellt das Glas wieder ab. Leer. Er atmet laut aus und lehnt sich zurück. Ein langer Arm liegt um seine Schultern, eine dürre Hand kraut seinen Kopf. Ich sehe den glimmenden Blick des Jokers, der Jonathan im Arm hält und ihn liebkost, an sich drückt, ihn betatschelt, während er mich über Jonathans Schulter hinweg angrinst. »Schätzchen«, säuselt er und grinst noch breiter. »Mein kleiner Liebling. Komm an mein Herz, mein süßer Bengel.« Er küsst Jonathan mit seinem klaffenden, blutigen Mund, mit den breiten, geschminkten Lippen, mit der grünen, glitzernden Zunge. Ich knie auf Händen und Füßen da wie ein angezählter Boxer, würgte und wende den Blick ab. Sehe ein paar glänzend schwarze Schuhe, die reglos neben mir warten.

Mein Blick fährt an den Beinen empor. Schwarze, penibel gebügelte Hosen. Ein schwarzer Gehrock. Farblose Augen, die mich reglos mustern. »Master Adrian?« Er beugt sich zu mir und reicht mir die Hand, um mir aufzuhelfen. Ich nehme sie, vollkommen willenlos und ohne nachzudenken.

Der Kontakt war kurz und heftig. Er durchfuhr mich wie ein Stromschlag, und einen Augenblick lang war alles blendend hell erleuchtet. Dann rollte ohrenbetäubender Donner über den Himmel und eine Windböe ließ das Laub heftig aufrauschen. Ich fuhr zusammen. Ein zweiter Blitz erhellte den Himmel. Ich drehte mich um, sah zu Jonathan. Er hockte zusammengesunken auf der Bank – allein. Ich hörte seinen prustenden Atem. »Komm mit«, sagte ich und schob den Arm unter seine Achseln, um ihn auf die Füße zu ziehen. Er protestierte undeutlich, ließ sich aber aufhelfen und lehnte sich schwer auf mich. »Was ist denn?«, hörte ich ihn murmeln. »Warum lässt du mich nicht einfach da sitzen?« Er sah mich mit verschwommenem Blick an, nuschelte: »Ary? Was ist?«

Ich drückte seinen Arm und sagte: »Hilf ein bisschen mit, Jonty. Du bist mir zu schwer zum Tragen.« Wieder ein Blitz, gefolgt von einem ohrenbetäubenden Donnerschlag. Dann setzte ein sintflutartiger Regen ein. Ich war innerhalb von Sekunden nass wie eine Ratte, die ins Regenfass gefallen ist.

Jonathan japste und schüttelte sich. »Hast du das bestellt, um mich auszunüchtern?«, fragte er und klang schon wieder halbwegs wie sein altes Ich. Ich stöhnte nur und zerrte ihn zum Haus. Im Flur blieben wir stehen, tropfend, und sahen uns an, während draußen das Unwetter des Jahrhunderts über dem Cottage niederging. Der Donner rollte unablässig, Blitze zuckten über den Himmel, der Regen rauschte und platschte so laut, dass man sein eigenes Keuchen nicht hörte.

Jonathan rubbelte sich kräftig über den Kopf und das Gesicht und wich meinem Blick aus. »Verdammt«, sagte er. »Verdammt, Ary, es tut mir leid.«

»Wo ist Toby?«

Er versuchte, mit seinem nassen T-Shirt sein noch nasseres Gesicht abzutrocknen. »London«, sagte er. »Braucht ein paar Tage Abstand, hat er gesagt.« Ich hörte die Qual in seiner Stimme. »Ich muss mich hinlegen, Ary. Bin zu betrunken.« Er ließ die Hände sinken, erwiderte meinen Blick. »Es tut mir leid«, sagte er wieder. »Das war ein Ausrutscher. Nicht mehr. Ich verspreche es dir.«

Ich sah ihm nach, wie er die Treppe hinaufging. Mein Herz war so schwer, dass ich es wie einen Stein in meiner Brust spürte. Wir hatten uns alle eine solche Mühe gegeben, dass unser Leben ganz normal weiterging, und nun zerbrach und zerfiel es vor meinen Augen in tausend Stücke und ich konnte nichts dagegen tun.

Novembers Tagebuch

St. Irais, 1. August

P*apa hat Adrian das Haus und mir den Umgang mit ihm verboten. Ich bin so unendlich traurig. Ich habe mich in mein Zimmer eingeschlossen und weigere mich, etwas zu essen.*

Wir haben doch nichts Unrechtes getan. Er ist süß und höflich und zart und ganz und gar ein guter Freund. Ob ich ihn liebe? Ach, ich weiß es nicht. Ich darf es ja nicht. Aber ich habe ihn sehr gerne und ganz sicher bin ich auch verliebt in ihn.

Es ist anders als mit Cousin Jules. Ganz anders.

Er und ich ... wir sind wie die Hälften eines Apfels oder die Seiten einer Münze. Es ist, als gehörten wir einfach zueinander, und das schon immer, seit Anbeginn der Zeit.

Manchmal sitzen wir einfach nur nebeneinander an meinem Platz, sehen aufs Wasser und halten uns an den Händen. Es ist so tröstlich, jemanden wie ihn zu haben.

In den dunklen Stunden der Nacht weiß ich, dass er da sein wird, wenn ich meinen letzten Gang antrete. Er wird neben mir stehen, ein Schwert in seiner Hand, er wird leuchten wie ein strahlender Ritter und er wird mich gegen das Dunkle verteidigen.

Er wird vor mir sterben. Aber ich hoffe, oh, ich hoffe so sehr. Warum soll es ihm nicht gelingen? Er ist jung und voller Licht. Er könnte den Dunklen besiegen und dann wäre alles gut.

ADRIAN

Am anderen Morgen stieß ich mein Fenster weit auf und ließ die klare, frische Luft ins Zimmer. Nach dem heftigen Gewitter glänzte der Garten wie frisch lackiert. Ich lehnte mich hinaus und ließ die Sonnenstrahlen auf mein Gesicht fallen. Die Ereignisse der Nacht erschienen nur noch wie blasse Schreckgespenster aus einem vage erinnerten Albtraum.

Im Haus regte sich nichts. Ich hörte gedämpftes Schnarchen aus Jonathans Zimmer. Er hatte offensichtlich nicht in Tobys und seinem Schlafzimmer übernachtet, sondern im Gästebett, das in seinem Arbeitszimmer stand.

Ich versuchte, meine Gefühle und Gedanken zu sortieren, und gab es schließlich auf. Das war ein einziges Durcheinander. Also ging ich in die Küche, machte mir Tee und schnitt eine Scheibe Brot ab. Dann ging ich in mein Zimmer zurück und vertiefte mich in das neue Bild, das ich von Novembers Auge malte. Es war so schwer, das Licht in der hellen Iris einzufangen.

Jeannie reichte mir den feinsten Pinsel – Rotmarder. Sauteuer. Aber damit konnte ich ganz feine, zarte Linien ziehen. Ich tupfte ihn in das Bleiweiß und strichelte damit in der Iris herum. Ich mag das weiche Bleiweiß lieber als das kalte Titanweiß. Es trocknet sehr schnell und glänzt schön ...

»Du versuchst, nicht daran zu denken«, sagte Jeannie und reinigte den schmalen Borstenpinsel, den ich gerade für das helle Blau benutzt hatte. »Du versuchst es, aber es gelingt dir nicht.«

Ich legte den Rotmarderpinsel beiseite und setzte mich auf den Hocker. »Nein. Es gelingt mir nicht.«

Ihre Miene war ungewöhnlich verständnisvoll. »Hab keine Angst. Sie werden sich nicht trennen«, sagte sie. »Nicht, solange du noch lebst.«

Ich nickte. »Weiß ich. Das ist es nicht.« Ich suchte nach Worten. »Es war immer ein gutes Gefühl, zu wissen, dass sie wenigstens einander noch haben, wenn ich tot bin.« Jetzt fühlte ich mich, als hätte mir jemand den Boden weggezogen und ich hing frei in der Luft.

Sie rieb an einem Farbfleck auf ihrem Daumen. »Sie lieben sich, aber sie kommen nicht gut miteinander aus. Das war schon immer so.«

Das war schon immer so. Ich erinnerte mich an heftige Streitereien, an Wutausbrüche meines Vaters, an knallende Türen und laute Stimmen, an Jonathans traurigen Blick beim Frühstück, an Tobys verbissenes Schweigen. Sie hatten damit aufgehört, als ich das erste

Mal ins Krankenhaus kam. Ich hatte nie darüber nachgedacht, dass es um meinetwillen war. Dass sie sich beide zusammenrissen, um mir das bisschen Leben, das ich noch hatte, nicht zu verderben.

Jeannie nickte. Natürlich kannte sie meine Gedanken genauso gut wie ich selbst. »Mal weiter«, sagte sie. »Mal weiter«, wiederholte sie im tiefsten Bass, den man sich nur vorstellen kann. Ich sah auf und blickte Gino an, der drohend auf die Staffelei zeigte. »Weiter!«

Ich gehorchte dem riesigen Genius lieber. Und es tat gut. Wirklich, es tat gut.

Das Telefon im Flur klingelte. Natürlich hob niemand ab, also warf ich Gino meinen Pinsel und die Palette zu und rannte hinunter. Ich riss den Hörer von der Gabel. »Ja?«, rief ich atemlos.

Es rauschte. Dann hörte ich Novembers Stimme, zögernd. »Adrian? Bist du das?«

»Ja. Ja, ich bin es«, antwortete ich überrascht. November. Sie rief mich an!

»Störe ich dich? Soll ich später ...«

»Nein!«, beeilte ich mich zu versichern, »ich freue mich, dass du anrufst. Was ...«

»Die alte Frau«, unterbrach sie mich. »Ms Vandebourgh. Sie möchte, dass wir beide sie heute besuchen.«

Ich hörte ihren Atem. Das Gefühl, sie ganz nah an meinem Ohr zu spüren, obwohl doch einige Kilometer zwischen uns lagen, kitzelte mich an ganz seltsamen Stellen. Ich fand, dass ihre Stimme angestrengt klang. »Ist alles in Ordnung?«, fragte ich.

Sie antwortete nicht sofort. »Ja«, sagte sie dann. »Alles okay. Wir sehen uns nachher? Um drei?«

»Gut, ja, um drei. Ich freu mich!« Sie hatte schon aufgelegt und ich grinste noch ein paar Sekunden den Hörer an.

Als ich mich umdrehte, stand Jonathan im Bademantel da. Er sah schrecklich aus. Er starrte mich mit einer Hoffnung in den Augen an, die mir wehtat. »Toby?«, fragte er. Seine Stimme klang rau. Als ich den Kopf schüttelte, sanken seine Schultern hinab und er nickte resigniert.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Also sagte ich: »Ich mach dir ein Frühstück, Jonty.«

Er zeigte aufs Badezimmer, grinste schief und verschwand hinter der Tür. Ich setzte Kaffee auf, stellte eine Pfanne auf den Herd und briet Spiegeleier.

Das erste brannte mir ein bisschen an, aber die nächsten beiden waren top. Ich ließ sie auf eine gebutterte Scheibe Brot rutschen und stellte alles auf den Tisch. Jonathan kam herein, er hatte sich angezogen und sah nicht mehr ganz so aus, als hätte der Geist von Hamlets Vater nach einer längeren Sauftour mit den Macbeth-Hexen noch einen mit Captain

Jack Sparrow gehoben. Er setzte sich und betrachtete die Spiegeleier. Dann griff er erst einmal zu seinem Kaffeebecher. »Danke«, sagte er.

»Iss, ehe es die Trolle fressen«, sagte ich. Das hatte er immer zu mir gesagt, als ich noch klein war und ein bisschen mäkelig.

Er lächelte mich an und es sah schon deutlich weniger gequält aus. Dann nahm er sein Besteck und aß.

Ich saß ihm gegenüber und sah ihn an. Richtig. Nicht so, wie man Menschen ansieht, die jeden Tag um einen herum sind und die sich grün anmalen könnten, ohne dass man es bemerkt. Es hatte mich sehr erschreckt, dass ich ihn gestern im Garten zuerst für einen Fremden gehalten hatte. Das hatte natürlich daran gelegen, dass der Joker seine spitzen Finger im Spiel gehabt hatte ... redete ich mir ein.

Er sah auf, die Gabel auf halben Weg zum Mund. Eigelb tropfte von dem Bissen auf seinen Teller hinab. »Was denkst du?«, fragte er mich.

Ich zuckte die Schultern. »Weiß nicht.« Ich schlug die Augen nieder. »Ich mache mir Vorwürfe«, setzte ich sehr leise hinzu. »Ich bin an dem ganzen Schlamassel schuld. Wenn ich die Flaschen nicht geklaut hätte ...«

Er griff über den Tisch und fasste mein Handgelenk. »Du bist an gar nichts schuld. Wir haben uns die ganze Woche schon gestritten, Toby und ich. Das jetzt war nur der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat.« Er ließ mich los. »Er kommt morgen oder übermorgen zurück und dann ist alles wieder im Lot.« Er aß weiter. Ich gab mir Mühe, die Lüge zu schlucken, und nickte. Seufzte. »Warum?«

Er trank von seinem Kaffee. »Warum was?«

»Warum streitet ihr euch?« Ich musste an Jeannies Worte denken. »Ihr habt euch doch lieb?«

Er setzte den Becher hart ab. Ein paar Tropfen spritzten heraus und er tupfte sie mit dem Finger auf. »Ja, das haben wir«, erwiderte er nachdenklich. »Das haben wir wirklich.« Weiter sagte er nichts.

Ich stand auf und räumte meinen Becher in die Spülmaschine. »Ich bin gleich verabredet. Kann ich dich allein lassen?« Das fragte er sonst mich immer. Ich drehte mich um und erwischte noch das Lächeln auf seinem Gesicht.

»Lauf, mein Junge«, sagte er. »Ich bin scheußlich verkatert und keine gute Gesellschaft. Ich werde mich mit einem Buch in den Garten setzen und meinen Kopf auslüften.«

Ich rannte nach oben und stand eine Weile vor meinem Kleiderschrank, kaute unschlüssig auf meinem Daumennagel herum. Es wäre vollkommen unpassend, sich jetzt fein zu machen. Aber der Drang, sich für Nova in Schale zu werfen, war beinahe übermächtig. Ich zwang mich, ein frisches T-Shirt, eine saubere Jeans und meine grüne Sweatjacke aus dem Schrank zu nehmen und das weiße Hemd, das Jackett und die Hose

mit den Bügelfalten hängen zu lassen, die ich zuletzt bei einem Besuch mit meinen Vätern in Covent Garden getragen hatte.

Vor dem Spiegel ging ich noch einmal mit dem Kamm über meine Haare – nicht, dass das viel gebracht hätte – und streckte Jeannie die Zunge heraus, die hinter mir stand und Grimassen schnitt.

Vor dem Dorfladen blieb ich stehen und dachte nach. Sollte ich Blumen mitbringen? Beiden? Oder noch mal Pralinen? Wie machte man das beim zweiten Besuch? Wenn ich Ms Vandebourgh etwas mitbrachte, November aber nicht, sah das blöd aus? Und eigentlich wollte ich doch viel lieber November etwas schenken ...

Ich entschied mich für die unverfänglichste Lösung und ging weiter, ohne den Laden betreten zu haben.

Ich lief am *Sailors* vorbei, wo wie immer ein paar ältere Jungs herumlungerten und Bemerkungen über Vorübergehende rissen, sich schubsten und lachten und bei alledem einen Höllenlärm veranstalteten. Gelegentlich kam jemand aus dem Pub und ermahnte die Burschen, dann nahmen sie sich ein paar Minuten zusammen, und schließlich ging es von vorne los.

Der schmale Bürgersteig war blockiert, weil zwei von ihnen sich rauften und der Rest um sie herumstand und sie anfeuerte. Der Rothaarige, der auf seinem blonden Gegner kniete, drosch mit einer Wut auf sein Opfer ein, die mir Angst machte.

Ich schlug einen großen Bogen um die Jungen und hörte noch, wie einer von ihnen hinter mir herschrie: »He, Pussy! Komm rüber, wenn du dich traust!«

Ich ignorierte ihn und bog um die Ecke in die Straße, die hinauf zu Ms Vandebourghs Haus führte.

November wartete vor dem Cottage. Sie hockte auf einem Mäuerchen und las in dem roten Tagebuch. Als ich ihren Namen rief, sah sie auf. Ihre Augenlider waren geschwollen, als hätte sie geweint, aber sie lächelte und winkte mir zu.

Ich blieb vor ihr stehen und suchte nach Worten. Sie war so unglaublich schön, dass mir der Atem stockte. Sie klappte das Büchlein zu, steckte es in ihre Tasche und beugte sich dann zu mir. Ihre Lippen berührten zart und federleicht meine Wange. »Hallo Adrian«, sagte sie. »Gehen wir rein?«

Ich fragte mich, warum sie draußen auf mich gewartet hatte, statt schon zu ihrer Großmutter ins Haus zu gehen. Ich folgte ihr zur Haustür. »Alles okay?«, fragte ich. »Du siehst aus, als ob dich was bedrückt.«

Sie blieb stehen, sah mich über die Schulter hinweg an. »Hast du es nicht gehört? Was im Pilchards' Bay passiert ist?«

Ich hatte gar nichts gehört. Sie biss sich auf die Lippe. »Irgendwelche Typen haben dort

ein paar Schuppen angezündet und den armen Mann krankenhausreif geprügelt, der da lebt.«

Mir stockte der Atem. »Skeggs Schuppen auch?«

Sie nickte mit verkniffener Miene und klopfte an die Tür.

Skeggs Unterlagen. Sein Archiv in der Metallkiste. Der arme Kerl, das war sein Leben gewesen. »Wie geht es ihm?«, fragte ich, aber in dem Moment öffnete sich die Tür und die alte Ms Vandebourgh lächelte ihre Enkelin an. »November, mein Liebes«, sagte sie mit ihrer honigdunklen Stimme. Heute trug sie keine Jeans, sondern ein altmodisches, hell geblümtes Kleid und eine Strickjacke darüber, und einen Augenblick lang täuschte mich das Licht und ich glaubte, November stünde dort. Dann ging der Augenblick vorüber, und es war die alte Frau, die mir zunickte, lächelte und die Tür weit für uns öffnete.

Auf dem Tisch stand ein Korb mit warmen Scones, daneben zwei Kannen, aus denen es nach Tee und Kakao duftete. Geschlagene Sahne, Marmelade, eine Schale mit Kompott, dazu hübsches blau-weißes Geschirr auf einem blendend weißen Tischtuch. Die alte Dame hatte sich richtig ins Zeug gelegt, um uns zu bewirten. Jetzt tat es mir leid, dass ich ihr nicht doch wenigstens einen kleinen Strauß Blumen mitgebracht hatte.

»Setzt euch bitte«, sagte sie und verschränkte die Hände. Ich hatte den kurzen Impuls gesehen, mit dem sie Nova über den Kopf hatte streichen wollen. Sie hielt ihre Hände fest umklammert und sah mich über Nova hinweg an. »Adrian. Möchtest du am Fenster sitzen?«

Ich ließ mich in die Ecke des Sofas sinken und wartete, bis November sich neben mich geschoben hatte. »Danke für die Einladung, Ms Vandebourgh«, sagte ich dann.

Sie lächelte. Sie war so nervös, dass ich es fast fühlen konnte. »Schenkst du uns ein, Adrian? Ich möchte Tee, bitte.«

Ich fragte Nova, was sie trinken wollte. Sie entschied sich für den Kakao und ließ sich von mir auch einen Scone auf den Teller legen. Dann saßen wir da und schwiegen. Nova starrte ihre Tasse an.

»Liebes«, sagte die alte Frau sanft, »ich freue mich sehr, dass du meine Einladung nicht ausgeschlagen hast. Meinst du, wir könnten Frieden schließen?«

Ich trank Kakao und sah die beiden an, die alte Frau und das Mädchen. Vandebourgh. November und ... Ich runzelte die Stirn. Wie mochte die alte Frau heißen? Wann hatte sie wohl Geburtstag?

Nova blickte jetzt auf und seufzte. »Ich weiß nicht«, sagte sie spröde. »Du hast meine Eltern und mich so lange von dir weggestoßen. Warum kommst du jetzt auf einmal an? Was willst du von mir?«

Die alte Frau senkte den Blick nicht vor Novembers Anklage. Sie nickte. »Wir sind die letzten Vandebourghs«, sagte sie mit nicht minder spröder Stimme. »Mit dir und mir wird

unsere Familie enden. Endlich. Der Fluch wird ein Ende haben.«

»Geschwätz«, sagte Nova seidenweich.

Die alte Frau riss den Kopf hoch und starrte November an. Ihr Blick war so kalt wie die Arktis und wurde ebenso eisig erwidert. »Du hältst dich für sehr klug«, sagte sie grimmig. »Du sitzt da, hüllst dich in deine Trauer und deinen Zorn wie in ein prächtiges Kleid und denkst, du könntest über mich richten. Du weißt nichts, Kind. Gar nichts.«

Novas Augen blitzten vor unterdrücktem Zorn. Ich sah, dass sie die Fäuste ballte. »Ich bin nicht hergekommen, um mich von dir beschimpfen zu lassen«, sagte sie so ruhig, dass ich ihre Beherrschung bewunderte.

Ich beugte mich zu ihr und legte meine Hand auf eine ihrer Fäuste. »Hör ihr zu«, sagte ich. »Sie will uns vom Haus erzählen. Du warst mit mir dort drinnen, du hast erlebt ...«

Die alte Frau erschreckte mich. Sie richtete sich hoch auf und rief klagend wie eine Eule: »Du warst im *Haus*? November, du warst dort?«

Wir starrten sie beide an. »Ja«, sagte November zögernd. »Ich glaube schon. Ich bin nicht ganz sicher.«

Jetzt war ich es, der sie verblüfft ansah. »Du bist dir nicht sicher?«

Sie schüttelte den Kopf, die Lippen zusammengepresst. »Ich kann nicht auseinanderhalten, was ich geträumt habe und was wirklich passiert ist. Sie haben gesagt, dass das aufhören wird, wenn ich den Schock verarbeitet habe.« Ihr Tonfall hatte etwas von einer zuschlagenden Tür, die fest verschlossen und verriegelt wurde.

Eine Weile herrschte unangenehme Stille. Ich räusperte mich und griff nach der Teekanne. »Darf ich Ihnen nachschenken?«, fragte ich die alte Frau. Sie zuckte zusammen, sah mich erschrocken an, dann schüttelte sie den Kopf und lachte ein wenig ärgerlich.

»Ich bin eine lausige Gastgeberin«, sagte sie. »Entschuldige, Adrian. November. Es tut mir leid.« Sie deutete auf unsere Tassen. »Nehmt euch noch Kakao. Ihr seid gekommen, um eine Geschichte zu hören, also erzähle ich sie euch – oder zumindest einen Teil davon. Denn es ist eine lange, eine sehr, sehr lange Geschichte.«

Sie lehnte sich zurück und wartete, bis ich unsere Tassen gefüllt hatte. Dann holte sie tief Luft, befeuchtete ihre Lippen mit einem Schluck Tee und begann zu erzählen.

»Die Geschichte unserer Familie und des Hauses, in dem wir seit unzähligen Generationen leben, sind untrennbar miteinander verbunden«, begann die alte Ms Vandebourgh ihre Erzählung. Ihre Stimme klang so nüchtern wie die einer Nachrichtensprecherin, ihr Gesicht war unbewegt, aber ich konnte ihre Hände sehen, die unruhig wie kleine Katzen auf der Armlehne ihres Sessels herumwanderten. »Unser Ahnherr erbaute das Haus gegen den Rat der Menschen, die im Dorf lebten, auf einem Platz, der den Dorfbewohnern als unheilig galt. Als verflucht.«

Ich schloss die Augen, während ich ihrer Stimme lauschte. Der sanfte, dunkle Klang ihrer Worte lullte mich ein und wiegte mich wie das gleichmäßige Rauschen der Wellen, die an die Klippe schlugen, sich zurückzogen, erneut heranbrandeten ... Ich sah, wie ein Mann, der aussah, als wäre er einem Piratenfilm entsprungen, mit derb gekleideten Dorfbewohnern und einem Mann in Priesterkleidung verhandelte. Sie stritten, Fäuste wurden geschwungen, der Priester hielt ein großes Kreuz empor und schwang es drohend wie einen Hammer.

»Die Dorfältesten warnten und flehten, der Priester warnte und drohte, aber der Ahnherr der Vandebourghs wischte all die Warnungen mit einem blitzenden Lachen beiseite und befahl seinen Dienern, das Haus nun gerade genau an diesem Platz zu errichten.

Und so geschah es und so zog Heathcote Vandebourgh eines schönen Frühlingstages mit seiner jungen Frau in sein neu errichtetes Haus. Ihr Kind, eine Tochter, wurde im frühen Winter geboren, als heftige Stürme die Mauern des Hauses umtobten und ein voller, kalter Mond durch die zerrissenen Wolken schien.

Der erste Schrei der ersten November Vandebourgh wurde vom Heulen des Sturms und vom Brausen der Wellen erstickt.

»Das Haus am Abgrund« oder »das Herrenhaus«, so wurde Heathcote Manor genannt. Das war der Name, den die Dorfbewohner laut aussprachen. Wenn sie fluchten, wenn sie das Kreuz schlugen oder die alten Schutzzeichen in die Luft zeichneten, dann nannten sie es anders. »Das *Haus*«, sagten sie. Und manchmal, in einem Anfall von Trotz und Tollkühnheit, flüsterten sie seinen wahren Namen: »Das Haus auf den Knochen.«

»Hu«, machte November und kuschelte sich an mich. Ich legte meinen Arm um sie und genoss bei aller Spannung ihre Berührung. Die alte Frau lächelte nur mit den Augen und fuhr fort.

»Die Warnung, die der Hausherr in den Wind geschlagen hatte, erwies sich als begründet,

das musste die Familie nach und nach leidvoll erfahren. Die junge Frau Vandenbourgh starb im zweiten Winter nach ihrem Einzug und ließ den Witwer untröstlich zurück. Dies war nicht der erste Schicksalsschlag, weitere folgten. Missernten, Blitzschlag, der Vorratsscheunen niederbrannte, Fischerboote, die niemals vom Meer zurückkehrten, Unwetter und Krankheiten überzogen das Dorf und das Herrenhaus. Dazu ereigneten sich tödliche Unfälle, Schlägereien, die mit dem Tod oder mit der Verkrüppelung der Teilnehmer endeten, Kinder verschwanden aus ihren Wiegen und Laufställen, Frauen wurden geschändet und getötet – und niemals wurde der Schuldige gefunden und konnte für seine Taten gehenkt werden.

Die Dorfältesten und der Priester suchten den Hausherrn auf und baten ihn inständig, das Haus niederzubrennen und seine Asche zu verstreuen. Der Platz über den Höhlen der alten Götter hätte niemals, niemals bebaut werden dürfen ... und hier sahen sich die Dorfleute unbehaglich an. Sie hatten es laut ausgesprochen.«

»Höhlen?«, fragte November. »Was für Höhlen?«

Die alte Ms Vandenbourgh trank von ihrem inzwischen kalten Tee und sah uns an. »In der Klippe befinden sich tiefe, uralte Höhlen und Gänge«, erwiderte sie nach einer Weile, in der nur die Schreie der Möwen über der Bucht und das ferne Rauschen des Meeres zu hören waren. November, die sich immer noch an mich schmiegte, atmete leicht und leise und wandte den Blick nicht von ihrer Großmutter.

Ich drückte ihre Schulter. Ich kannte diese Höhlen. Wie an ein Traumbild erinnerte ich mich an den Geruch von Moder, das Gefühl von trockenen Zweigen, die unter meinen Füßen zersplitterten.

»Was hatte es damit auf sich?«, fragte November.

Ihre Großmutter beugte sich vor und faltete die Hände im Schoß.

»Niemand aus dem Dorf wollte über die Höhlen sprechen. Sie sagten dem Herrn von Heathcote Manor nur, er solle auf ihren Rat hören, wenn er seine Gesundheit und sein Leben, sein Kind, seine Gefolgsleute und die Dorfbewohner vor weiterer Unbill schützen wolle.

Nun war bereits solches Unheil über das Haus und seine Bewohner niedergebrochen, dass Heathcote Vandenbourgh nicht mehr wie noch zuvor über die Warnungen lachte und die Boten zum Teufel jagte. Er bat darum, sich über all dies Gedanken machen zu dürfen, und schickte die Dorfältesten und den Priester dann mit freundlichen Worten fort. Eine Nacht lang wälzte er sich schlaflos auf seinem Lager, und als der Morgen anbrach, stand sein Entschluss fest: Er würde das Haus niederbrennen, wie es ihm geraten worden war.«

»Und dann ist etwas schiefgegangen«, murmelte ich. Nova kniff mich in die Seite.

»Er machte sich also bereit, um ins Dorf zu reiten und um Hilfe zu bitten, denn natürlich war ihm nichts daran gelegen, seinen gesamten Hausstand den Flammen zu überantworten. Er wollte das Haus säuberlich ausgeräumt wissen, ehe er es in Brand setzte.

Sein Pferd stand gesattelt bereit, da kündigte ein Diener Besuch an. Der Hausherr, im Glauben, es handele sich um den Priester oder einen der Dorfältesten, die ihm erneut ins Gewissen reden wollten, ließ bitten und begrüßte wenig später voller Erstaunen einen Mann, den er nie zuvor zu Gesicht bekommen hatte. Der Mann war groß und dunkel, er trug einen langen Mantel und ein Schwert und einen breiten Hut, den er tief in die Stirn gezogen hatte. Er stellte sich vor als Cenn Crúach, und er bot dem begierig lauschenden Hausherrn ein Geschäft an, das ihn und seine Sippe für alle Zeit von ihren Nöten und Sorgen befreien sollte. Niemals wieder würde dem Hause Vandebourgh Böses widerfahren. Nicht Krankheit und nicht vorzeitiger Tod, keine Missernte und kein Krieg, weder Armut noch andere Not sollten jemals wieder eines der Mitglieder seiner Familie bedrücken, solange sein Haus auf diesem Platz stünde und unter Cenn Crúachs persönlichem Schutz.«

»Der Preis dafür?«, fragte ich gebannt.

»Der Preis dafür«, fragte Heathcote Vandebourgh.

Cenn Crúach lachte ein grollendes, steiniges Lachen. »Leicht zu bezahlen, von geringem Wert für dein Geschlecht«, erwiderte der dunkle Gast. »Einmal in jeder Generation wird zu Samhain eine Tochter das Licht erblicken, die mir gehören soll. Die Novemberbraut wird mir an ihrem sechzehnten Geburtstag angetraut. Sie sei das Pfand für euer Glück, Herr von Heathcote Manor.««

Nova gab einen erstickten Laut von sich. Ich spürte, wie sich die Muskeln in ihrem Arm und ihren Schultern anspannten. Ihre Großmutter sah sie voller Mitgefühl an. Ich konnte mich nicht rühren, nichts sagen, nichts tun.

»Novemberbraut«, sagte Nova. Ihre Stimme klang brüchig. »Was bedeutet das?« Sie umklammerte meine Hand so fest, dass es wehtat. »Das ist doch nur eine alte Geschichte, oder?« Ihre Stimme flehte um eine Antwort, die die alte Frau ihr liebend gerne gegeben hätte, ich konnte es an ihrem Blick sehen. Sie schüttelte aber nur sacht den Kopf und Nova holte tief und zitternd Luft.

»Er hat den Kerl doch hoffentlich hochkant rausgeschmissen«, rief ich laut, um die Stille zu zerstören, den bösen Zauber zu brechen, der auf uns zu lasten schien. Ich sah November vor mir, wie sie in dem finsternen Gewölbe auf Menschenknochen stand und ihre Mondaugen mich voller Angst anblickten.

»Ja«, sagte die alte Frau traurig und erzählte weiter. »Ja, Heathcote Vandebourgh hat

den Fremden aus seiner Halle gewiesen. Aber der Keim war gesät und die Pflanze wuchs in seiner Seele zu einem kräftigen Schössling heran. Kaum hatte Cenn Crúach das Haus verlassen – er war nicht erzürnt, sondern sagte nur, er werde noch ein einziges Mal wiederkommen und sein Angebot wiederholen –, kaum war der Fremde fort, hieß der Hausherr seine Diener, das Pferd zurück in den Stall zu bringen. Und dann wanderte er durch sein Haus, dessen Mauern so fest und wohlgefügt waren und dessen Dach so schützend über ihn und seinen Haushalt gebreitet war – und er stellte sich vor, wie die Flammen es fraßen und er selbst sich davonschleichen und an einem minder prächtigen Ort ein Haus errichten würde, das ewig nur eine Kopie dieses ersten sein würde. Und mit dem Haus würde alles andere verbrennen: die Spuren, die seine geliebte Frau in der kurzen Zeit in diesen Räumen hinterlassen hatte, der Duft ihres Haars, den er noch immer zu riechen glaubte, wenn er ihr Zimmer betrat ...«

»Dieser Idiot«, sagte ich. November flüsterte: »Pst! Nun unterbrich sie doch nicht immer!« Ihre Großmutter nickte mir zu. »Er hat getan, was er für richtig hielt. Ich denke, er wusste nicht wirklich abzuschätzen, was es bedeutete.

Der Fremde, Cenn Crúach, kehrte am übernächsten Tag zurück. Der Hausherr empfing ihn mit einem Becher, in dem blutroter Wein schwappte, weißem Brot und Salz. Cenn Crúach brach das Brot, bestreute es mit Salz und verspritzte ein wenig von dem Wein auf die Schwelle, bevor er trank. Dann setzte er sich zu Heathcote Vandenbourgh an seine lange Tafel, aß und trank mit ihm, sie rauchten eine Pfeife zusammen, und dann holte der Hausherr seinen Schreiber, und Cenn Crúach diktierte ihm den Wortlaut des Vertrages, den beide sodann mit ihrem Blut unterzeichneten. Dann verließ Cenn Crúach das Haus und sollte von da ab seine Schwelle nie wieder überschreiten. Der Hausherr versiegelte den Vertrag und vergaß ihn.«

»Bis zu Novembers sechzehntem Geburtstag«, flüsterte Nova. Ihre Finger lagen zitternd wie ein kleiner Vogel in meiner Hand.

»Über Heathcote Manor schien von da ab die Sonne des Glücks. Der Hausherr fand eine zweite Frau, die ihn und seine Tochter von Herzen liebte und ihm noch drei Kinder gebar, zwei Söhne und eine Tochter. Sein Wohlstand mehrte sich, und sein Ansehen in der Grafschaft wuchs mit jedem Tag. Die Dorfbewohner, die eine Weile noch argwöhnisch und voller Sorge gewesen waren, fanden sich ebenfalls von einer starken, unsichtbaren Hand geschützt. Das Dorf blühte, und die Dorfbewohner priesen den Tag, an dem Heathcote Vandenbourgh sein Schiff verlassen und sein Haus auf der Klippe errichtet hatte.

Der Hausherr hatte niemandem von seinem Geschäft mit Cenn Crúach erzählt, und im

Laufe der Jahre, in denen er glücklich mit seiner Familie in Heathcote Manor lebte, hatte er selbst beinahe vergessen, was vereinbart worden war.

Dann, in der Woche vor Novembers sechzehntem Geburtstag, stand eines Morgens eine verschnürte Kiste vor der Tür, auf der ihr Name stand. Darin befanden sich ein reich besticktes, mondscheinweißes Gewand, ein diamantbesetztes Diadem und ebensolche Armbänder, seidene Schuhe und ein langer, spitzenbesetzter Schleier. Der beigelegte Brief lautete: »Trag dies an deinem Geburtstag. Ich erwarte dich. C.C.«

Als ihr Vater das Kleid und den Brief sah, wurde er bleich.

Seine Frau und seine Tochter bestürmten ihn, ihnen zu verraten, was dies zu bedeuten habe. Wer war der geheimnisvolle und großzügige Absender? Ganz offensichtlich wusste er doch, von wem das prächtige Gewand und der kostbare Schmuck stammten. War es ein Bewerber um Novembers Hand?

Heathcote Vandenbourgh wehrte alle Fragen ab. Er zog sich in seine Gemächer zurück und schloss sich dort ein.

Erst am Abend des Samhain-Festes bekam seine Familie ihn wieder zu Gesicht. Er wirkte um Jahre gealtert. Schweigend, ohne die drängenden Fragen seiner Frau zu beantworten, nahm er das Kleid, die Schuhe, den Schleier und das Geschmeide, die immer noch in ihrer Kiste lagen, und brachte all dies seiner Tochter.

Seine Frau und seine beiden Söhne, die ihm folgten, mussten vor der geschlossenen Tür warten. Sie hörten, wie er drinnen in eindringlichem Ton mit November sprach, und dann herrschte lange Zeit Stille.

Als die Tür sich öffnete, stand November vor ihnen. Sie war totenbleich und hatte geweint, das war deutlich zu erkennen, aber sie strahlte im Glanz der prächtigen Kleider. »Ich bin bereit«, sagte sie. Ihr Vater, der mit der Hand auf ihrer Schulter hinter ihr stand, bedeutete den beiden Söhnen, sie sollten den langen Schleier aufheben und ihm folgen.

Ohne die Fragen seiner Frau und der Jungen zu beachten, führte er November zur Tür hinaus, in die stürmische Nacht.«

»Ich dachte, er bringt sie in den Keller«, flüsterte November. Ich nickte und drückte ihre Hand. Sie war so blass wie die November in der Geschichte.

Ihre Großmutter sah sie voller Mitleid an. »Das Haus hatte damals wohl noch keinen eigenen Zugang zu den Höhlen«, sagte sie. »Erst der Enkel des ersten Heathcote Vandenbourgh hat für einen Durchbruch von den Kellern des Hauses in die tieferen, uralten Gewölbe gesorgt. Es war wohl einfacher so ...« Sie verzog das Gesicht zu einem Ausdruck, der mir Angst machte. Hass, hilfloser, rasender Zorn, ein Ausdruck, der dem Wahnsinn so nahe war, dass ich mit einem Mal verstand, warum man im Dorf erzählte, sie sei verrückt.

Sie fasste sich und fuhr fort.

»Der Wind riss an Novembers Kleid, an ihrem Schleier. Sie bändigte die flatternden Stoffbahnen mit ihren Händen und konnte kaum erkennen, wohin ihr Vater sie führte. Endlich standen sie am Rande der Klippe. Unter ihnen brauste und toste das Meer, Wolken zogen wie zerrissene Brautschleier über den nachtschwarzen Himmel und immer wieder schien der volle Mond zwischen ihnen auf und tauchte die Landschaft in sein kaltes Licht.

Sie warteten. Die beiden Jungen flüsterten und traten von einem Bein aufs andere, der Vater stand starr wie eine Statue. November blickte hinaus aufs Meer und wünschte sich, die Straße, die das Mondlicht auf die Wellen zeichnete, sei aus festem Stein.

Sie atmete hastig und erschreckt ein, als eine Hand sie zwischen den Schulterblättern berührte. »Schöne Braut«, flüsterte eine dunkle Stimme in ihr Ohr. »Lass dich ansehen.« Eine Hand hob ihren Schleier. Schwarze Augen in einem bleichen Gesicht musterten sie.

November hatte sich davor gefürchtet, dass ein Monstrum vor ihr stehen würde, ein Ungeheuer mit blutigen Händen und langen Zähnen, und sie erwiderte voller Überraschung das Lächeln, das der Fremde ihr nun schenkte. Er war schlank und wohlgestalt, und die Züge seines Gesichtes, obzwar blass wie das Licht des Mondes, erschienen ihr durchaus angenehm.

»Ich danke Euch, dass Ihr Euer Versprechen gehalten habt, Herr von Heathcote Manor«, sagte der Fremde laut. »Ihr und Eure Söhne könnt Euch nun entfernen.« Er reichte November eine behandschuhte Hand und deutete auf eine Tür im Fels, die noch einen Augenblick zuvor nicht da gewesen war. »Folge mir, meine schöne Braut.« Seine Stimme war sanft und sein Blick lockend und voller Versprechungen.

Die Tür schwang auf und offenbarte eine tiefe, schwarze Finsternis, aus der ein kalter Grabeshauch drang. November schauderte und wich einen Schritt zurück.

»Folge mir«, sagte der Fremde, und seine Stimme glich einer blanken Klinge, die in dunklem Samt verborgen war. November warf einen Blick auf ihren Vater und ihre Halbbrüder, aber sie standen starr wie Puppen, und kein Atemzug, kein Wimpernschlag zeigte an, dass Leben und Wärme in ihnen waren.

»Folge mir!«, sagte Cenn Crúach zum dritten Mal und November folgte ihm.

Die Tür schloss sich hinter ihnen, und wieder war dort nur nackter Fels, wo gerade noch schweres, geschnitztes Holz gewesen war.

Der Herr von Heathcote Manor erwachte aus seiner Betäubung und kehrte mit seinen Söhnen ins Haus zurück.

Seine Tochter blieb von diesem Tag an verschollen.«

*

Es war dunkel und kalt. Wasser tropfte von den feuchten Wänden, ihre Schritte hallten wie

ferner Donner.

Der Fremde führte sie in ein Gewölbe, in dem Kerzen ein unstetes Licht warfen. Ein Thron stand in seiner Mitte und rund um den Thron lagen Gebeine wie zerbrochenes, aufgeschichtetes Geäst.

Novembers Schritt verhielt, ihr Atem stockte, sie griff an ihre Kehle. Der Zauber verflog, sie begann sich zu fürchten. »Nein«, sagte sie erstickt. »Bitte, nein!«

Der Fremde blieb dicht hinter ihr stehen. Er legte seine Hände auf ihre Schultern und beugte sich über sie, wie um ihren Nacken zu küssen und sanfte Worte zu murmeln, die ihre Angst vertreiben sollten.

»Nimm deine dreckigen Hände von ihr«, hörte ich mich knurren. Ich trat aus dem Schatten hinter dem Thron und zog mein Schwert. »Weiche von ihr, Gott der Dunkelheit und des Todes. Sie soll dir nicht gehören!«

Cenn Crúach lachte. Hier, in der Dunkelheit der Unterwelt, war seine Erscheinung königlich und stolz. Dunkles Haar lag wie ein glänzender Helm um sein Gesicht, aus dem seine Augen wie Kohlen auf mich herabblickten. Er hob seine Hand, und mit einem Wink, der so beiläufig war, als verscheuchte er eine lästige Fliege, legte er einen Zauber auf mich, der mir die Kraft aussaugte und mich gegen den steinernen Sitz zurücktaumeln ließ. Meine Hand sank hinab, das Schwert klirrte auf den felsigen Boden.

»Adrian«, wisperte November, die hinter mir Schutz gesucht hatte, und legte die Arme um meine Hüfte. »Adrian, er wird dich töten. Lauf, mein Liebster. Bringe dich in Sicherheit. Ich bin verloren!« Ich hörte ihr Schluchzen und kämpfte den Zauber nieder, der mich gebannt hielt. Ich bückte mich, um das Schwert wieder aufzunehmen.

Cenn Crúach lachte erneut, und sein Lachen war voller Vorfreude. »Ein Blutopfer vor der Hochzeitsnacht«, sagte er mit seiner samtigen Stimme. »Wie wunderbar und erregend! Komm zu mir, tapferer junger Ritter, und lass dich töten.«

Ich stürzte mich auf ihn, ohne auf Novembers Flehen zu achten, versuchte mich zu retten, in Sicherheit zu bringen, sie allein zu lassen ...

Cenn Crúach wich geschmeidig meinem Angriff aus. Seine Fingerspitzen berührten meine Schläfe, und diese zarte Berührung ließ die Kalte Stelle wie eine Supernova aufglühen. Novembers gequälter Aufschrei war das Letzte, was ich hörte, und der grelle Blitz des Schmerzes das Letzte, was ich empfand.

»... geht niemand ans Telefon. Ich rufe Dr. Evans«, hörte ich jemanden sagen.

»Warte«, sagte eine andere Stimme. »Er hat geblinzelt.« Eine weiche Hand streichelte über meine Schläfe. »Adrian? Bist du wieder da?«

Ich hob stöhnend die Lider und sah in Novembers Augen. Sie schimmerten wie das Licht auf dem Wasser. Es war ganz falsch gewesen, sie mit Bleiweiß und hellem Blau zu malen. Das Weiß musste ich mit ein wenig Gold mischen und die Reflexe waren eher smaragdgrün

als blau. Ich hob selbstvergessen die Hand und berührte ihre Wange. »Mondaugen«, sagte ich. »Eis und Schmetterlingsflügel, Silberschuppen und Licht auf Schnee.«

Ihr Blick tauchte in meinen. »Sonnenaugen«, erwiderte sie. »Zimt und Karamell, Bernstein und das Herz der Flammen.« Ihre Finger berührten meine Schläfe, wanderten über meine Wangenknochen zu meinen Lippen. Die Zeit hielt für uns den Atem an.

Erst als die alte Ms Vandebourgh sich räusperte und mit sanfter Beharrlichkeit fragte: »Ist alles in Ordnung mit dir, Adrian? Ich erreiche deinen Vater nicht. Soll ich einen Arzt für dich rufen? Wie geht es dir? Adrian?«, erst da begann die Uhr wieder zu ticken und die Welt rückte erneut an Ort und Stelle.

Ich hob meinen Kopf aus Novembers Schoß – denn ich lag ausgestreckt auf dem Sofa, wie mir jetzt erst bewusst wurde – und richtete mich auf. »Was war los?«

»Du bist umgekippt«. Sie mied meinen Blick. »Einfach umgekippt. Großmutter erzählte uns gerade vom niemals aufgeklärten Verschwinden der ersten November Vandebourgh.«

Ich schüttelte benommen den Kopf. Ich spürte keine Schmerzen, nur einen starken Druck auf der Schläfe. »Alles prima«, sagte ich. »Kein Problem. Es tut mir leid, wenn ich euch erschreckt habe.«

Die alte Ms Vandebourgh nickte erleichtert, wenn auch mit ein wenig Skepsis im Blick, und legte das Telefon wieder auf den Tisch. »Soll ich später noch einmal versuchen, deinen Vater zu erreichen, damit er dich abholt?«

Ich trank einen Schluck kalten Kakao und schüttelte den Kopf. »Das ist nicht nötig, danke. Ich bin gleich wieder wie neu.«

Sie sah mich besorgt an. »Du musst es wissen«, sagte sie. »Ich denke, wir sollten es für heute gut sein lassen. Die Geschichte ist ohnehin viel zu lang für einen einzigen Nachmittag.« Sie rieb sich mit einer müden Geste über die Augen. »Ich würde mich sehr freuen, wenn ihr wiederkommt. Morgen?«

November stand auf und zog mich auf die Füße. »Morgen«, sagte sie. Zögerte einen Moment und fügte dann hinzu: »Danke, Großmutter.«

Die alte Frau sah auf und blickte ihre Enkelin mit weit geöffneten Augen aufmerksam an. Sie nickte leicht. »Danke«, sagte sie. »November.«

Wir gingen schweigend die Straße hinunter. Ich schob meine Hand unter Novembers Ellbogen und glich meine Schritte ihren an, sodass wir in einem Rhythmus gingen.

»Hast du ... auch gesehen, was ich gesehen habe?«, fragte ich nach einer Weile.

»Ich weiß nicht, was du meinst«, erwiderte sie. Ich warf ihr einen Blick zu, aber sie sah zur Seite. Ihre Miene war verschlossen.

»Ich meine den Keller. Das Gewölbe. Wir waren schon einmal da, Erinnerst du dich?«

»Nein«, sagte sie. »Ich habe keine Ahnung, wovon du redest.«

Ich schwieg und dachte über die Geschichte nach, die Ms Vandebourgh uns erzählt hatte. Verrückterweise passte es zu dem, was Milton Skegg gesagt und dem, was ich aus seiner Sammlung erfahren hatte. Mich schauderte. Alles hier roch nach etwas Bösem, das schon lange über diesem Ort lastete. Sehr lange. Und November war der Schlüssel zu all dem.

Milton Skegg – mir fiel wie ein schwerer, kalter Stein auf den Magen, was Nova vor unserem Besuch erzählt hatte. Ich blieb stehen und hielt sie fest. »Was ist mit Skegg?«, fragte ich.

Sie sah mich fragend an. »Mit wem? Ach so, der Mann aus dem Wohnmobil.« Sie biss sich fest auf die Lippe. »Ich weiß es nicht«, sagte sie dann. »Hab nur gehört, dass er im Krankenhaus liegt.«

Ich sah ihr an, hörte ihren Worten an, dass sie log. Sie verschwieg mir etwas, das ihr offensichtlich schwer zu schaffen machte. Ich hielt ihre Hand fest, als sie sich wegrehen wollte. »Nova«, sagte ich. »Ich bin dein Freund. Das bin ich doch, oder?«

Sie blieb abgewandt stehen. Ich konnte nur die sanfte Linie ihrer Wange sehen, ihr helles Haar, den Hals, in dem ihr Puls pochte. »Ary«, sagte sie so leise, dass ich es kaum verstand, »es ist alles nicht so einfach.«

Ich machte eine impulsive Bewegung, wollte sie umarmen und festhalten, aber sie machte sich los und ging weiter. »Komm schon«, rief sie, »ich muss nach Hause.«

Wir gingen den gleichen Weg zurück, den ich gekommen war. Vor dem *Sailors* lungerte immer noch eine kleine Gruppe der Dorfjungen herum. Ein paar von ihnen waren ordentlich blau. Nova verzog angewiderte die Lippen. »Diese Arschlöcher«, hörte ich sie murmeln.

Wir blieben auf der anderen Straßenseite, aber einer der Burschen sah uns und brüllte Novembers Namen. Sie hob das Kinn und ging etwas schneller weiter. Ein anderer kreischte wie ein Affe und lief im Zickzack über die Straße. »Sissy und Pussy«, gellte er.

»Händchen in Händchen, wie niedlich! He, Nova, was treibt ihr beide miteinander? Was hat die kleine Schwuchtel denn so drauf?«

»Halt dein dreckiges Maul, Oliver Gribben«, rief November. Sie klang gleichzeitig eiskalt und wütend, und wenn ich dieser Gribben gewesen wäre, hätte ich in diesem Moment den Schwanz eingezogen und wäre zu meinem Rudel zurückgerannt.

Aber der Junge war durch das anfeuernde Gegröle seiner Freunde zu aufgeputscht. Er kam noch näher, schwang die Hüften wie ein Model auf dem Laufsteg und fuchtelte affektiert mit den Händen. Ich verdrehte die Augen. Das Theater kannte ich, es hatte auch auf meiner Schule genügend Idioten gegeben, die meinten, so etwas aufführen zu müssen, wenn sie mich sahen. Ich hatte gelernt, es zu ignorieren.

November nicht. Sie blieb stehen, stemmte die Fäuste in die Hüften und fauchte: »Verpiss dich, Gribben!«

»Oh, das ist aber nicht damenhaft«, flötete der Junge und klimperte mit den Wimpern. »Ganz und gar nicht damenhaft. Haben sie dir das in der Klapsmühle beigebracht?«

Nova knurrte einen Fluch und zog an meinem Arm. »Komm, Adrian. Bring mich nach Hause.«

»Ja, Adrian, bring deine verrückte Freundin nach Hause und vergiss die Zwangsjacke nicht«, äffte Gribben sie nach und kreischte dann wieder sein Affenlachen, das mir durch den Kopf schnitt wie ein Messer. Ich kniff die Lippen zusammen. In mir brodelte dunkelroter Zorn, der mir den Atem nahm. Ich holte tief Luft, drehte mich zu dem Kerl um und holte aus, um ihm eine Ohrfeige zu verpassen.

»Ary, nicht«, hörte ich Nova leise und scharf sagen. »Du lieferst ihm nur einen Grund ...«

Ich höre ihre Worte, aber sie bilden nur ein bedeutungsloses Grundrauschen zu der Wut, die in meinem Kopf wummert. Blitze zucken durch mein Blickfeld. Rote, scharfzackige Blitze. Dann höre ich jemanden knurren wie einen riesigen, böartigen Hund. Mein Blickfeld verengt sich, die Szenerie erscheint in groben, stark konturierten Schwarz-Weiß-Zeichnungen, in denen nur hier und da kleine Flecken in düsteren Farben glühen – ein tiefes Terra di Siena, ein schmerzhaftes Ultramarin, ein hässliches Titanorange, ein übelkeitserregendes Chromoxidgrün. Das Knurren des Hundes wird zu einem Grollen, einem kreischenden Fauchen. Jemand schreit, tief und hallend, der Schrei scheint aus einem Gewölbe tief unter der Erde zu kommen.

Leuchtendes Blutrot. Spinnendürre Finger mit krallenden grünen Nägeln, die sich in eine Kehle graben. Strampelnde Beine, um sich schlagende Arme. Schreie. Jemand reißt an meiner Schulter, zerrt an meinem Arm. Schreit mich an.

Eine federleichte Berührung, kühl und sacht, an meiner Wange. Eine leise, sanfte

Stimme. »Adrian. Lass ihn los. Lass ihn los, du bringst ihn sonst um.«

Langsam kehren die Farben zurück. Ich knie auf jemandem. Er wehrt sich nicht, seine Augen sind geschlossen. Ich krabble langsam rückwärts von ihm herunter. Was ist geschehen?

November zerrte mich an meinem Arm auf die Füße. »Komm weg, ehe irgendwer die Polizei ruft.« Jemand steckte den Kopf aus der Tür des Pubs, sah die starr um den Liegenden herumstehenden Jungen, fragte: »Was ist los?«

Ich ließ mich von November weiterziehen. »Sollten wir nicht dafür sorgen, dass ein Arzt kommt?« Ich konnte mich nicht erinnern. Was war geschehen? Hatte ich ihn so zugerichtet? Ich?

»Sieh dich nicht um«, zischte November. »Geh ganz normal weiter. Nein, wir rufen niemanden. Was auch immer du mit ihm angestellt hast, Gribben hat es tausend Mal verdient. Er hat den armen Mann unten im alten Hafen zusammengetreten.« Sie warf mir einen Seitenblick zu, dessen Ausdruck ich nicht deuten konnte. »Du hast ausgesehen, als hättest du grüne Haare«, sagte sie und lachte so verlegen, als hätte sie einen dummen Witz gemacht.

Wir bogen ohne uns abzusprechen in die nächste Querstraße ein. Ich bemerkte nicht, dass ich langsamer ging, bis ich das Zerren von Novembers Hand an meinem Arm spürte. »Geh weiter«, sagte sie. Ihr Gesicht war angespannt. »Du hast ihn ganz schön fertiggemacht. Hätte ich dir gar nicht zugetraut.«

Ich blieb stehen. Stützte die Hände auf die Knie, rang nach Luft. »Mir ist übel«, sagte ich. Mir war übel, ja, aber nicht so, dass ich mich übergeben musste. Mein Magen war okay, aber mein Kopf spielte verrückt.

November, die schon weitergegangen war, kam zurück. »Hast du was abbekommen?« Ihre Stimme klang besorgt.

Ich schüttelte den Kopf, wobei die Straße vor meinen Augen Tango tanzte. »Geht gleich wieder«, sagte ich. Das war gelogen. Gar nichts ging. Ich merkte, wie ich in die Hocke sank und mich gegen die Hausmauer lehnen musste, um nicht umzufallen.

»Du siehst aus, als ob du gleich umkippst.« Die Sorge machte ihre Stimme schrill. »Ich rufe am besten deinen Vater an ...«

»Toby ist nicht da«, brachte ich heraus. »Lass mich einfach einen Moment hier sitzen.«

Sie kniete schon neben mir. Ihre Hand lag auf meiner Schulter, ihr Blick wanderte beunruhigt über mein Gesicht. »Soll ich einen Krankenwagen ...«

»Nein!« Das kam lauter als beabsichtigt. Ich zwang mich zu einem Lächeln. »Die können mir nicht helfen. Ich bin gleich wieder voll da. Ist nur ein Anfall.« Ich schloss die Augen und legte den Kopf zurück gegen die Mauer. Was hatte sie gesagt? Ich hätte grüne Haare

gehabt? Wie verrückt war das denn?

Die Welt schwamm davon wie ein kleiner silberner Fisch und ließ mich in einem endlosen dunklen Ozean allein zurück.

Novembers Tagebuch

St. Irais, 17. August

Ich habe dich so lange nicht mehr in der Hand gehabt, liebes Tagebuch. Ich sitze in meinem Zimmer, die Vorhänge gegen die Hitze und das gleißende Licht dicht geschlossen. Ich kann den Schweiß salzig auf meinen Lippen spüren und meine Haare liegen mir schwer und warm im Nacken, aber inwendig friere ich.

Mama geht es schlecht, sehr schlecht. Der Doktor war mehrmals da, hat ihr ein Beruhigungsmittel verabreicht, aber ich habe seine Miene gesehen, als er mit Papa unten in der Halle stand und sich verabschiedete. Er ist mit seinem Latein am Ende.

Ich weiß, dass er Mama nicht helfen kann. Sie hat nichts, was ein Arzt mit seinen Tabletten und Spritzen heilen könnte. Es ist nicht ihr Körper, der krank ist, es ist ihre Seele.

Ich bin zu Papa gegangen, dem im Moment lieber alle aus dem Weg gehen, und habe um ein Gespräch gebeten. Er war so überrascht. »November, mein Liebes«, hat er gesagt und sein Gesicht war ganz weich und voller Freude. Ich habe ihn umarmt und gedacht, dass er niemanden hat, an dem er sich festhalten kann. Er muss immer stark sein, der Hausherr, das Familienoberhaupt.

Dann haben wir in der Bibliothek zusammen Tee getrunken und uns wie Erwachsene unterhalten. Ich habe ihm gesagt, dass er Mama fortschicken soll. Sie hat doch eine Cousine irgendwo in Wales. Das Haus tut ihr nicht gut.

Nein, es ist natürlich nicht das Haus. Es ist dieses Jahr, das Jahr, in dem ich sechzehn werde. Das ist es, was sie so verrückt macht.

Ich habe es gesagt, Papa ins Gesicht. Er hat mich nicht angesehen, er hat die Augen niedergeschlagen. »Schick sie fort«, habe ich gesagt. »Bis ich ... bis es vorbei ist. Hol sie erst wieder zurück, wenn ich, wenn ich ...«

Ach. Ich sollte mir das Weinen abgewöhnen. Es nützt nichts, mir tun die Augen davon weh, und das ist wirklich unangenehm und lästig.

Papa will es nicht. Er sagt, dass wir Mama brauchen, Sam und ich. Was für ein dummes Zeug. Sam und ich brauchen niemanden. Das ist vorbei. Wir sind beinahe erwachsen. Ich

glaube, dass er es ist, der nicht allein sein will, wenn der Tag gekommen ist.

St. Irais, 26. August

Papa hat Cousin Jules eingeladen. Er soll hierbleiben und sich auf seine Aufgabe als Hausherr vorbereiten, hat er gesagt.

Mir ist es nicht recht. Ich habe Sammy gefragt, was sie davon hält. Sie war genauso wenig begeistert wie ich. Samhain ist fast so nervös wie Mama. Sie klammert sich an mir fest und will mich nicht gehen lassen.

»Wir bleiben zusammen«, sagt sie und klingt ganz fiebrig. »Immer. Ich lasse dich nicht an diesem schrecklichen Ort allein. Oder nein, ich gehe an deiner Stelle und er wird mich mit sich nehmen, und dann hat der Spuk für immer ein Ende!«

Ich höre mir ihr wirres Gestammel an, und sie erklärt mir, während die Tränen über ihr Gesicht laufen, dass sie eine alte Abschrift des Vertrages in der Bibliothek gefunden hat. Dass sie ihn studiert hat. Dass sie glaubt, dass der Bräutigam, dessen Namen niemand in diesem Haus laut auszusprechen wagt, etwas übersehen hat. Er darf nur die Novemberbraut heimführen, keine andere Tochter der Vandenbourghs. Wenn es uns gelänge, ihn zu täuschen, wenn er nicht bemerken würde, dass sie an meiner statt das Brautkleid trägt, dann wäre der Vertrag null und nichtig.

»Und dann?«, fragte ich.

»Er fährt zur Hölle, wo er hingehört«, sagte sie und klang ganz und gar fiebrig. Sie hielt meine Hand so fest, dass ich spürte, wie meine kleinen Knochen übereinanderschabten. Es tat weh. Aber Sam ließ nicht locker. »Er wird endlich das bekommen, was er verdient.« Ihre Augen glänzten wie helle Opale. »Das wäre es mir wert, selbst wenn ich dabei sterben sollte. November, so hör doch auf mich!«

Mir schwirrt der Kopf. Ich will nicht, dass Sam sich an meiner Stelle opfert. Ich habe mich mein Leben lang darauf vorbereitet, die Braut zu sein. Ich opfere mich für das Wohl unserer Familie und der uns Anvertrauten. Die Menschen im Dorf. Unsere Bediensteten. Alle, die nach uns kommen.

Es wäre falsch, wenn sie für mich ginge. Und überhaupt – wenn sie sich irrte? Dann wäre das alles umsonst und ich wäre am Leben und sie tot ... nein, das geht nicht. Das geht nicht!

NOVEMBER

November kniete auf dem schmutzigen Pflaster und starrte auf den bewusstlosen Jungen hinunter. Ihre Finger spielten unschlüssig mit ihrem Handy. Wen sollte sie anrufen? Sein Vater war nicht da, hatte er gemurmelt. Einen Krankenwagen? Er war deswegen ziemlich energisch geworden, sogar in seinem halbwegs weggetretenen Zustand. Wahrscheinlich wäre es trotzdem das Vernünftigste, den Notruf zu wählen.

Sie ließ sich neben Adrian gegen die Hauswand sinken und blickte auf das Mobiltelefon. Was war da gerade passiert? Gribben hatte ihn provoziert, und zuerst hatte es so ausgesehen, als wollte Adrian ihn ignorieren und einfach weitergehen. Das wäre auch das Beste gewesen, denn Gribben war einen guten Kopf größer und deutlich kräftiger gebaut als der zierliche Adrian.

November fasste unwillkürlich nach seiner Hand. Schlaff und kühl lag sie in ihrem Griff. Sie begann, die kalten Finger zu reiben, dachte weiter nach. Adrian hatte weitergehen wollen, aber dann, als hätte jemand einen Schalter umgelegt, war er herumgefahren und Gribben an die Kehle gegangen. Sein Gesichtsausdruck hatte sie bis ins Mark erschreckt. Er hatte nicht wütend ausgesehen, ganz und gar nicht wie jemand, der ausrastet. Seine Miene war gelassen gewesen, beinahe amüsiert. Als hätte ihm jemand einen blöden Witz erzählt und er würde über den Erzähler und seine Dummheit lächeln. In seinen Augen hatte tief drinnen ein dunkelroter Funke ge glüht, wie Lava unter der erstarrten Kruste eines Vulkans. Er hatte seine Finger in Gribbens Kehle gebohrt und angefangen, den Jungen zu würgen. Gribben hatte um sich geschlagen, sich gewehrt, aber er war unter dem unvermuteten Angriff zu Boden gegangen. Adrian hatte sich auf ihn gekniet, und dann hatte es eine Weile so ausgesehen, als könne er sich nicht recht entscheiden, ob er Gribbens Kehlkopf zerquetschen oder ihm lieber das Genick brechen wollte – immer noch mit diesem halben, ironischen Lächeln auf dem Gesicht.

Das war der Moment gewesen, als sie glaubte, einen grünen Schimmer in seinen Haaren zu erkennen. Eine Reflexion der Neonbeleuchtung, ganz sicher. Das *Sailors* trug einen knallgrünen Schriftzug über der Tür.

November drückte wahllos auf ihrem Handy herum. Sie belog sich gerade selbst. Das war kein Lichtreflex von irgendeinem Ladenschild gewesen. Adrians Haare hatten so grün ge leuchtet wie die einer Comicfigur. Seine Hände hatten ausgesehen wie Klauen, mit schneeweißer Haut und langen grünen Nägeln. Sein Lächeln war aufgemalt gewesen, breit

und blutig, seine gebleckten Zähne lang und gelb ...

Sie schüttelte sich und steckte das Handy ein. »Adrian«, sagte sie laut. Sie schüttelte ihn. »Wenn du jetzt nicht die Augen aufmachst und mir sagst, was mit dir los ist, wähle ich den Notruf.«

Er seufzte und bewegte in einer schwachen, abwehrenden Geste die Hände. Sie betrachtete ihn misstrauisch. Er sah ganz und gar wieder wie er selbst aus. Sie hatte sich das eingebildet. Es musste der Schreck gewesen sein, darüber, dass der stille, zurückhaltende Junge sich plötzlich in eine wütende Schlägerei gestürzt hatte. Nicht, dass ihr das nicht imponiert hätte ... sich mit Oliver Gribben anzulegen, dazu gehörte Mut. Und eine Prise Wahnsinn, aber davon besaß Adrian Smollett sicherlich eine ordentliche Portion.

Sie beugte sich vor und berührte seine Wange. »Ary? Ich rufe jetzt einen Krankenwa...«

Er fuhr auf und griff mit beiden Händen nach ihr. Seine Augen waren weit geöffnet und wach. »Alles okay«, sagte er. »Alles im grünen Bereich. Ich kann gleich weiter. Muss nur noch ein bisschen Luft holen.«

November sank zurück in die Hocke. »Du kannst einen aber auch erschrecken«, sagte sie vorwurfsvoll.

Er beugte sich vor und hustete. »Tut mir leid«, sagte er heiser. »Das ist mir bisher immer nur zu Hause passiert. Du hättest mich hier einfach sitzen lassen sollen.«

November lachte ungläubig. »Du spinnst«, sagte sie. »Kannst du denn alleine weiter? Wo ist dein Vater, soll ich nicht doch lieber versuchen, ihn zu erreichen?«

Adrian schüttelte den Kopf und ließ sich vornüber auf die Hände fallen. »Toby ist in London«, sagte er und stemmte sich auf die Füße.

»Mit Mr Magnusson?« Es wäre schön, wenn der Professor jetzt hier bei ihnen wäre. Er könnte Adrian nach Hause bringen und er würde ihr mit seiner großen, beruhigenden Hand über den Rücken streichen und sie über den ausgestandenen Schreck trösten. Ihr Vater hatte das immer gemacht. Er hatte ihr fest über die Schulterblätter gerieben und »Alles wieder gut« gesagt. *Alles wieder gut, Novemberkind.*

Sie blinzelte heftig.

»Weinst du?«, fragte Adrian, der jetzt aufrecht stand. Er stützte sich noch immer an der Wand ab, aber sein Gesicht war nicht mehr so kreidebleich wie gerade eben noch. Und da war auch weder grünes Haar noch ein aufgemaltes Grinsen. Sie runzelte die Stirn. Was kam ihr daran nur so schrecklich bekannt vor?

»Ich weine nicht«, sagte sie und nahm seinen Arm. »Komm, ich bringe dich nach Hause.«

Sie gingen langsam zum Ende der Straße. Adrian lachte leise. »So geht das aber nicht«, sagte er. »*Ich* muss *dich* nach Hause bringen.« Er lächelte sie an. Ein ganz normales, kein bisschen irres Lächeln. November lächelte zurück.

»Heute mal umgekehrt«, sagte sie. »Wir leben im 21. Jahrhundert, Ary. Ein Mädchen

darf heute auch mal den Jungen nach Hause bringen.«

Er drückte ihre Hand und erwiderte nichts darauf. Sie fand, dass er immer noch ganz schön angeschlagen aussah. »Was sind das für Anfälle?«, fragte sie. »Kommt das von dem Ding in deinem Kopf? Bist du dann nur ohnmächtig oder was passiert?« Sie dachte an den leeren, weggetretenen Blick, den sie schon einmal an ihm beobachtet hatte. Da hatte er ausgesehen wie eine Puppe, deren Spieler weggegangen war. Aber das heute war anders gewesen. Ganz anders.

Er sah sie nicht an. Sie beschimpfte sich stumm, dass sie so eine peinliche Frage gestellt hatte, die ihm unangenehm sein musste. »Nein«, sagte er nach einer Weile. »Nein, es ist nicht wie eine Ohnmacht. Ich kann es nicht erklären.« Er seufzte und hob die Schultern. »Ich muss dir doch vorkommen wie ein komplett Wahnsinniger.«

Sie schob ihre Hand unter seinen Arm und drückte ihn. »Nein«, versicherte sie mit allem Nachdruck, den sie in ihre Worte zu legen vermochte, »nein, du bist der normalste Mensch, den ich kenne.« Es klang ziemlich pathetisch und reichlich unglaubwürdig, wenn man bedachte, was sie mit ihm schon erlebt hatte.

Adrian lachte laut auf und Nova grinste verlegen. »Du weißt schon, was ich meine«, sagte sie.

Er nickte und gluckste. »Du bist eine Marke«, sagte er. »Wirklich, du bist nicht weniger verrückt als ich.«

Sie gingen in einträchtigem Schweigen durch den dämmernden Abend. Die salzige Luft war mit dem Duft von frischem Grün durchsetzt. November atmete tief ein und aus. »Meine Eltern und meine Geschwister sind bei einem Autounfall ums Leben gekommen«, sagte sie. »Ich war danach eine Zeit lang in der Psychiatrie.« Sie redete nie darüber, mit niemandem. Es war das erste Mal, dass sie es laut ausgesprochen hatte. Sie spürte, wie Adrians Arm sich kurz anspannte, dann lockerten sich seine Muskeln wieder.

Er atmete schnell und tief ein. »Ich hab davon gehört«, sagte er. »Das ist eine ganz schöne Scheiße.«

»Kannst du sagen.« Sie senkte den Blick auf den steinigen Weg. Es tat weh, tat weh, tat weh. »Wir wollten von hier wegziehen«, sagte sie so leise, dass Adrian sich dicht an sie schmiegen musste, um sie zu verstehen. »Nach London. Das *Haus* hat sie umgebracht, damit ich hierbleibe.« Jetzt hatte sie es gesagt, obwohl sie sich geschworen hatte, es nie wieder laut auszusprechen. Sie wollte nicht wieder in die Klapsmühle zurück.

November hob den Kopf, sah Adrian an. Er erwiderte ihren Blick, und es war eine solche Palette von Gefühlsausdrücken in seinem Gesicht zu lesen, dass ihre Knie weich wurden. Sie las Mitgefühl und Trauer, aber vor allem war da ... Verstehen. Bestätigung. Zorn. Er drückte ihren Arm so fest, dass es wehtat, aber es war ein guter Schmerz.

»Das Haus«, sagte er. »Oder Cenn Crúach?«

November verschlug es die Sprache. »Der fremde Mann aus Großmutter's Geschichte?« Adrian nickte grimmig. »Ich bin ihm begegnet«, sagte er. »In der Geschichte, die deine Großmutter erzählt hat. Er hat mich getötet.«

»Was?« November stockte der Atem.

»Ich bin auch dir begegnet«, fuhr Adrian fort. »Also ... du warst auch da. Aber nicht so wie jetzt. Du warst anders, aber du warst es. Und du brauchtest Hilfe.« Er stockte. »Wenn deine Großmutter mich nicht danach gefragt hätte, hätte ich alles vergessen, was ich im Haus gesehen habe. Sie hat mir die Erinnerung daran zurückgegeben.«

November schluckte. Ein Traumbild kämpfte sich nach draußen, wollte an die Oberfläche ihres Bewusstseins dringen. »Ich war auf einem Ball«, sagte sie stockend. »Vater wollte, dass ich Bridge spiele, und Cousin Jules war da ...« Sie schluckte. »Adrian, ich habe doch keinen Cousin Jules! Und ich stand auf einer Klippe. Ich hatte Angst, und dann ... habe ich dich gesehen.« Sie fröstelte und suchte Adrians Blick. »Was passiert mit uns? Was passiert mit mir?«

Er sah sie ruhig an. »Ich weiß es nicht. Aber etwas ist da. Etwas ist im *Haus*.«

Das war doch alles krankes, verrücktes Zeug, der direkte Weg zurück in die Klappe. Und doch wusste sie, dass etwas Wahres daran war. Es war das *Haus*, das ihre Familie zerstört hatte. Auch wenn sie ihrer Therapeutin vorgelogen hatte, dass sie daran nicht mehr glaubte, so konnte sie es doch fühlen. Wollte es am liebsten laut herausschreien. Das *Haus* war für all das verantwortlich, das *Haus* verfolgte sie bis in ihre Träume! War sie verrückt? »Der Joker«, rief sie und blieb stehen.

Adrian fuhr zu ihr herum und sie erschrak über sein Gesicht. Seine Augen waren weit aufgerissen, er bleckte die Zähne wie ein erschrecktes Tier. »Was?«, rief er, »was sagst du da? Woher, wie kannst du ...?«

Sie hob die Hände. »Der Joker«, wiederholte sie, unsicher geworden, weil er so heftig auf ihre Worte reagierte. »Kennst du doch. Batman. Der Comic. Die Filme.«

Er packte sie bei den Schultern und schüttelte sie so heftig, dass ihre Zähne aufeinanderschlugen. »Wo. Hast. Du. Ihn. Gesehen?«

»Adrian, du tust mir weh«, keuchte sie und riss sich los. »Als du auf Gribben losgegangen bist. Du hast plötzlich ausgesehen wie der Joker.«

Sein Blick, sein Gesichtsausdruck, seine angespannte Haltung machten ihr Angst. Sie wich zurück und hob besänftigend die Hände. »Ganz ruhig, alles ist gut.«

Er stieß einen tiefen, schrecklich klingenden Seufzer aus und schlug die Hände vors Gesicht. »Das ist alles nicht wahr«, hörte sie ihn sagen. »Ich liege im Bett und träume. Ich hatte wieder einen Anfall, Jonty hat mir meine Medikamente gegeben und jetzt träume ich wirres Zeug. Kein Grund zur Panik, Adrian.«

November verharrte unschlüssig. Er klang so unglücklich und verwirrt. Sie verstand

nicht, was an ihren Worten ihn so aus der Bahn geworfen hatte, aber jetzt stand er einfach nur da und hielt sich die Augen zu wie ein kleiner Junge, der Verstecken spielt. Sie trat zu ihm. »Ary, ich bin hier. Was ist los?«

Er schüttelte den Kopf. »Geh lieber nach Hause«, sagte er mit erstaunlich nüchtern klingender Stimme. »Ich bin ein bisschen aus dem Tritt.« Er ließ die Hände sinken. Sein Gesicht war angespannt. »Was siehst du?«

Sie zwang sich zu einem Lächeln und hob die Hand, um seine Wange zu berühren. »Dich.«

Er senkte den Kopf. »Du hast ihn gesehen. Meine Nemesis.«

Sie wusste nicht, was das war, aber sein Tonfall verriet ihr, dass es nichts Gutes sein konnte. »Den ... Joker?«

Er knurrte wütend. »Roshi, ich brauche dich. Jetzt und hier!« Er schien zu lauschen, auf etwas zu warten.

November verschränkte die Arme vor der Brust. »Adrian, du jagst mir Angst ein.« Sie sah nach rechts und links, wandte den Kopf nach hinten. Niemand, der aussah wie ein Roshi. »Das ist doch so was wie ein Guru, oder?«

Adrian fuhr sich mit beiden Händen übers Gesicht und in die Haare. »Ja«, sagte er erschöpft. »Ein Lehrer. Ein weiser Freund mit kryptischen Sprüchen. Yoda, nur auf Japanisch.« Er grinste sie an, aber es war kein Lachen in der Grimasse, nur Verzweiflung. »Ich bringe dich nach Hause, okay? Und kein Wort mehr über irgendwelche Lemuren.«

Sie gingen stumm nebeneinander her. Gemeinsam, aber wie durch eine dicke Glasscheibe getrennt. November warf Adrian hin und wieder einen verstohlenen Blick zu. Er starrte finster auf den Weg, war offensichtlich so in Gedanken versunken, dass er kaum wahrnahm, wohin er seine Füße setzte. Warum hatte es ihn so aufgebracht, dass sie den Joker erwähnt hatte? Das war doch nur eine optische Täuschung gewesen, durch die Leuchtreklame des Pubs hervorgerufen. Zumindest wollte sie das glauben.

»Ary?«, sagte sie nach einer Weile und blieb stehen. »Lass uns zum Haus gehen.«

Er sah sie an, und sie konnte erkennen, dass ihre Worte sich nur langsam den Weg in sein Bewusstsein bahnten. »Was?«, sagte er nach einer Weile. »Jetzt? Du willst mit mir jetzt dorthin?«

Sie nickte mit zusammengepressten Lippen. Der Gedanke, in der Abenddämmerung das Haus zu betreten, jagte ihr kalte Angstschauder über den Rücken.

Er schüttelte den Kopf. »Warum?«

»Ich muss wissen, ob ich verrückt bin. Ich muss wissen, was mit mir passiert, wenn ich dort bin. Was mit uns passiert. Ob die alten Geschichten stimmen und ich tatsächlich in Gefahr bin. Alles hängt mit allem zusammen. Meine Großmutter, ich, der Unfall, du, der

Mann im Pilchards' Bay ...«

»Milton Skegg.« Er runzelte die Stirn, nickte geistesabwesend. »Der Joker«, sagte er leise. »Erzähl mir, was du gesehen hast, bitte.«

Sie berichtete zögernd, wie das grüne Licht der Neonreklame ihm für einen Moment das Aussehen einer Comicfigur verliehen hatte. Und dass sie Angst bekommen hatte, weil er so kalt und zornig zugleich auf Gribben losgegangen war. Als wäre er nicht er selbst, sondern

...

Der Joker.

Adrian schien ihr zu glauben, dass sie wirklich etwas gesehen hatte. Sie fröstelte. »Was geschieht mit uns?«, sagte sie leise zu sich selbst. »Ary, was hat das alles nur zu bedeuten?«

Er zögerte, dann legte er seinen Arm um ihre Schultern. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Für mich ist die Wirklichkeit schon lange nicht mehr das Gleiche wie für andere Leute.« Er grinste ein bisschen schief, aber dieses Mal sah das Lachen wieder echt aus. »Wenn du also jemanden brauchst, der dir hilft, mit deinen Füßen auf dem Boden zu bleiben, dann hältst du dich besser an deine Tante.«

November lachte. »Ja, Eliette steht sehr fest auf dem Boden. Das hat mir geholfen, als ich aus der Klinik kam.« Sie lehnte sich an ihn, freute sich daran, dass er wieder der alte Adrian zu sein schien. »Gehen wir zum Haus?« Er antwortete nicht sofort. Sie konnte die Spannung in seinem Arm spüren. Dann nickte er. »Gut.« Er warf ihr einen schnellen Seitenblick zu. »Und diesmal versuchen wir, nicht zu vergessen. Diesmal suchen wir nach Antworten.«

Sie nickte.

»Aber gehen wir zuerst im Kutscherhaus vorbei. Ich sage Jonathan Bescheid, sonst macht er sich Sorgen. Und wir nehmen eine Taschenlampe mit.«

Sie atmete auf, als hätte sich ein Gewicht von ihrer Brust gehoben. Der Gedanke an eine Lampe, die die Dunkelheit bannen würde, machte ihr Mut. Und sie würde Jonathan Magnusson wiedersehen.

November lächelte unwillkürlich, während sie ihre Schritte denen Adrians anpasste.

»Jonty! Wir sind es«, rief Adrian, als er die Tür zum Cottage öffnete. November trat hinter ihm ein und blieb in der Diele stehen, während Adrian seinen Rucksack an die Garderobe hängte. »Jonty?«, rief er.

»Mr Magnusson ist in seinem Arbeitszimmer«, rief eine Frauenstimme aus der Küche.

»Danke Ms Dickins.« Adrian blinzelte November zu. »Das passt perfekt. Ich frage sie, ob sie uns ein paar Brote macht. Ich habe Hunger, du nicht?«

November wollte verneinen, aber dann hörte sie, wie ihr Magen knurrte. Sie hob den Daumen und lachte Adrian an.

»Super. Geh schon mal rauf – du weißt ja, wo mein Zimmer ist.« Mit diesen Worten verschwand er durch die Küchentür.

November stieg die Treppe hinauf und betrat Adrians Zimmer. Es war so ordentlich aufgeräumt, dass sie kaum glauben konnte, in einem Jungszimmer zu sein. Mama hatte ihren Bruder deswegen immer ... Sie riss sich mit Nachdruck von diesem Gedanken los und betrachtete die Bilder an der Wand. Augen. Er malte nur Augen. Das war schon ein bisschen verrückt. Aber irgendwie waren die Bilder auch toll.

Ihr Blick fiel auf das unfertige Bild auf der Staffelei. Sie blinzelte verblüfft, schluckte und legte die Hände an die Wangen, die plötzlich ganz heiß wurden. Das war eines ihrer Augen. Sie kannte niemanden sonst, dessen Iris diese Farbe besaß, außer der alten Ms Vandenbourgh.

Hinter ihr sprang die Tür auf und schlug gegen die Wand. Adrian kam herein, ein Tablett in den Händen. »Tee und Brote«, sagte er kauend. »Magst du kaltes Hühnchen?«

November hatte sich schon ein Sandwich genommen und hineingebissen. »Lecker«, murmelte sie.

»Ary, bist du ... ah.« Der große Professor stand in der Tür. Er sah aus, als hätte er geschlafen, seine Augen waren gerötet und die Lider geschwollen. Er hielt einen Becher in der Hand und trank daraus. »Wie nett, dass Sie uns besuchen, Ms Vandenbourgh.« Er reichte ihr die Hand.

November drückte sie und lächelte ihn an. »November«, sagte sie. »Bitte, Mr Magnusson, Sie können mich gerne beim Vornamen nennen.«

»Jonathan«, erwiderte er mit einem Zwinkern. Dann sah er Adrian an. »Essen wir gemeinsam? Bleiben Sie zum Essen, November?«

Sie wunderte sich über Adrians reservierten, beinahe unfreundlichen Gesichtsausdruck.

»Nein, ich denke nicht«, sagte er knapp. »Wir wollten noch weg.«

»Schade. Ms Dickins hat irgendwas mit Hühnchen gemacht.« Jonathan stellte seinen Becher auf den Tisch und nahm eines der Sandwiches. »Ich bestehle euch«, sagte er und biss hinein.

November lachte und warf dem seltsam missgestimmten Adrian einen fragenden Blick zu. Der beugte sich vor, hastig, verstohlen, und stippte seinen Finger in Jonathans Tasse. Er leckte ihn ab und sein Gesicht entspannte sich.

November runzelte die Stirn und sah den Professor an. Er hatte Adrians seltsames Verhalten offensichtlich ebenfalls bemerkt, denn er hatte aufgehört zu kauen. Seine Miene bewölkte sich. Adrian und er tauschten einen Blick, den November nicht deuten konnte.

»Entschuldige«, sagte Adrian. »Ich habe mir nur Sorgen gemacht.«

»Ist schon in Ordnung«, antwortete Jonathan. Er griff nach seiner Tasse und trank einen geradezu demonstrativ großen Schluck, dann nickte er November zu. »Es war mir eine Freude. Vielleicht besuchen Sie uns wirklich einmal zum Essen?« Ohne Adrian eines Blickes zu würdigen, ging er hinaus und schloss leise die Tür hinter sich.

»Was war das denn?«, fragte November.

Adrian seufzte und legte das Gesicht in die Hände. »Ich bin ein Idiot«, murmelte er dumpf.

November beugte sich vor und klopfte tröstend auf seine Schulter. »Warum hast du den Finger in seine Tasse gesteckt?«

Er stöhnte. »Frag mich nicht«, sagte er. Er ließ die Hände sinken und zuckte mit den Schultern. »Manchmal ist das Leben ganz schön kompliziert.«

»Nicht nur manchmal.« November nahm das vorletzte Sandwich und biss energisch hinein. Das knackige Salatblatt krachte zwischen ihren Zähnen und die Mayonnaise tropfte über ihre Finger. Sie leckte sie ab und wischte die Hand an der Papierserviette sauber, die die vorsorgliche Haushälterin dazugelegt hatte. »Wollen wir los? Es wird sonst zu dunkel.«

Adrian starrte mit zusammengekniffenen Augen an ihr vorbei ins Leere. Er nickte geistesabwesend. »Hast du das Tagebuch noch?«

November zog es aus ihrer Tasche und reichte es ihm. Er griff nicht danach, sondern starrte immer noch knapp an ihrem linken Ohr vorbei. Es machte sie ganz kribbelig. »Wie war das mit Milton Skegg? Du warst dabei?«

November wandte den Blick von seinem Gesicht. An diesem Tag erschien er ihr so fremd und wechselhaft, so launisch und unberechenbar wie der weite Atlantik an einem stürmischen Herbsttag. »Ja«, sagte sie mit tonloser Stimme. »Ich war dabei. Ich habe die Polizei gerufen.«

Er nickte. »Gut«, sagte er, immer noch mit dieser abwesenden Miene. Es war, als würde er jemandem neben ihr zuhören, den November weder sehen noch hören konnte. Sie

schauderte.

»Danke«, sagte Adrian plötzlich und legte die Hände vor der Brust zusammen. Er verneigte sich kurz und höflich. Dann blinzelte er mehrmals, als erwachte er aus tiefem Schlaf, und lächelte November an. »Der Roshi«, sagte er und fragte: »Hast du ihn gesehen?«

November schluckte. »Nein«, flüsterte sie und warf einen Blick über ihre linke Schulter. Dort war niemand. Sie hatte es auch nicht erwartet.

»Schade«, sagte Adrian. Er wirkte enttäuscht. »Ich hatte gehofft – weil du doch den Joker gesehen hast –, na, egal.«

»Was ... was wollte er?« November entschied sich, Adrians Erscheinungen für den Moment als reale Wesen zu betrachten.

Adrian lächelte schief. »Er hat mir eine Vorlesung gehalten, dass ich mich bei Jonty entschuldigen soll. Vertrauen und so. Und er hat mich gefragt, ob du dabei warst, als sie den armen Milton Skegg zusammengeschlagen haben.«

November nickte knapp. »Und?«

Adrian blickte auf das Tagebuch in seinem Schoß. »Er findet dich in Ordnung, glaube ich.«

November grinste. »Danke. Nett von ihm.«

Er grinste zurück. Dann blätterte er flüchtig in dem Tagebuch, aber sie konnte erkennen, dass er nicht darin las. Er zuckte die Achseln und legte es auf den Tisch. »Gehen wir?«

ADRIAN

Es imponierte mir, wie tapfer November an meiner Seite auf das Haus zumarschierte. Ihre angespannte Haltung zeigte deutlich, dass sie Angst hatte. Aber sie zögerte nicht, wurde nicht langsamer, lächelte mir sogar zu. Ich nahm ihre kalte Hand und hielt sie fest. Neben mir tauchte der Roshi hinter einem Busch auf und hüstelte. »Édorian, darf ich dich darauf hinweisen, dass ihr im Begriff seid, euch in Gefahr zu bringen?«

Ich schnaufte. »Roshi, das ist kein guter Zeitpunkt«, sagte ich laut.

Novembers Finger zuckten in meiner Hand. »Was?«

»Der Roshi«, sagte ich kurz. »Er meckert.«

»Ich meckere nicht, ich warne«, erwiderte er sanft. »Du magst es für ein Abenteuer halten, aber es ist mehr als das. Viel mehr.«

»Ich weiß«, sagte ich. »Roshi, ich weiß. Das hier ist kein Film und kein Buch. Es passiert wirklich.«

Er trappelte neben mir her und strich seinen Bart. Ich sah seine neongrünen Turnschuhe im Dämmerlicht schimmern wie seltsame Aliens. »Du weißt gar nichts«, sagte er. »Du glaubst, etwas verstanden zu haben, aber du befühlst nur den Rüssel des Elefanten.«

»Ich bin keiner deiner blinden Mönche«, sagte ich kurz.

»Was für blinde Mönche?«, fragte November. Wir waren stehen geblieben, kurz vor der Schattengrenze, wie ich die Stelle inzwischen nannte, hinter der das Haus alles Licht und alle Wärme zu schlucken schien.

»Das ist eine buddhistische Geschichte.« Ich sah zu der schwarzen, stumm über uns aufragenden Masse des Hauses auf. Wie eine Gewitterwolke oder eine steile Bergwand hing es über unseren Köpfen. »Ein Raja bittet ein paar blinde Mönche, ihm einen Elefanten zu beschreiben. Sie gehen hin und befühlen ihn – einer fühlt seinen Stoßzahn, einer seinen Kopf, einer seinen Rüssel, einer sein Ohr, einer sein Bein, einer seine Schwanzspitze. Und dann kommen sie zurück und erzählen dem Raja, was ein Elefant ist. Ein Topf, eine Säule, ein weicher Korb, eine Bürste, eine Pflugschar. Und dann fangen sie an, sich zu prügeln, weil jeder denkt, er allein würde die Wahrheit kennen.« Ich lachte. »Natürlich ist das nur ein Gleichnis für die begrenzte Wahrnehmung und die Dummheit der Menschen, richtig, Roshi?«

Der alte Japaner lächelte. »Nein, das ist eine wahre Geschichte. Ich kenne den Elefanten persönlich, er hat sie mir erzählt.«

Ich lachte ihn an und faltete mit einer kleinen Verbeugung meine Hände vor der Brust. Er freute sich immer so, wenn ich das tat.

November seufzte. »Es macht mich ein bisschen nervös, wenn du mit jemandem redest, den ich nicht sehen kann.«

Ich konnte das verstehen. Deshalb ignorierte ich das leise Gejammer des Roshis, nahm wieder Novembers Hand und zog sie über die Schattengrenze, ehe wir beide es uns anders überlegen konnten.

Es wurde schlagartig finster und ich konnte hoch über einem der Giebel ein Stück des Vollmonds erkennen. Hier schien immer der Vollmond und es war immer herbstlich kalt. Es war gruselig. Ich merkte, dass wir langsamer gingen. »Wollen wir wirklich?«, hörte ich November flüstern.

Der Roshi war nicht mit uns gekommen. Ich atmete tief ein, wie vor dem Sprung in ein Becken mit kaltem Wasser, und drückte Novembers Hand. »Los.«

*

»Adrian!« November umarmte mich. Dann errötete sie und ließ mich hastig los. »Ich habe so lange auf dich gewartet«, sagte sie.

Das Zimmer war mir fremd und mit schweren dunklen Möbeln eingerichtet. Die Vorhänge waren dicht zugezogen, ein bisschen Licht kam von einer Tischlampe, die auf dem Schreibtisch neben dem Fenster stand. Ich sah ein aufgeschlagenes Tagebuch, das dort lag. »St. Irais, 18. Oktober« stand dort in geschwungenen Buchstaben. November folgte meinem Blick und griff hinüber, um es zu schließen. »Sei nicht so neugierig«, rügte sie mich sanft, aber ihre Augen lächelten.

Sie trug ein dunkles, hochgeschlossenes Kleid mit einer dicken Strickjacke darüber. Ihre Augen waren gerötet. Ich griff unwillkürlich nach ihrer Hand. »Ist etwas geschehen?«

Sie schüttelte abwehrend den Kopf. Dann nickte sie. »Meine Mutter«, sagte sie. »Vor vier Wochen.« Sie erwiderte den Druck meiner Finger. »Ist schon gut«, sagte sie. »Sie war schon lange nicht mehr bei uns.« Ihr Lächeln war tapfer, aber ich sah die Trauer, die es durchwob wie kleine Regentropfen.

Ihr Gesicht war ganz nah. Ihre Lippen weich und süß mit einem kleinen Beigeschmack von Tränen. »Es ist bald so weit«, flüsterte sie in die Küsse. »Der erste Tag im November. Ich bin die Novemberbraut, Adrian. Ich fürchte mich so. Aber ich bin froh, dass Mama es nicht mehr erleben muss.«

Sie ließ ihr Haar wie einen Vorhang vor ihr Gesicht fallen. Es war das erste Mal, dass ich sie mit offenem Haar sah und sie erinnerte mich mehr als je zuvor an eine Elfe. Ich sprach es laut aus und ihr Lachen belohnte mich.

Sie blinzelte durch die hellen Haare. »Ich bin keine Elfe«, sagte sie. »Dazu bin ich viel zu trampelig.« Ihr Lachen war honigsüß und dunkel, und ich hielt sie im Arm und küsste sie so selbstvergessen, dass kein bisschen Verstand in meinem Kopf sich fragte, was an dieser Szene nicht stimmte. Und es stimmte nichts, aber auch gar nichts. Was war das für ein Zimmer? Wieso war das Haus keine Ruine? Wie konnte es schon Oktober sein?

»November«, sagte ich gedankenverloren, als wir später nebeneinander vor dem Kamin saßen, Hand in Hand. Sie lehnte ihren Kopf an meine Schulter.

»Adrian«, sagte sie. Ihre Finger streichelten über die Kalte Stelle. Es tat gut. »Cousin Jules wird meine Schwester heiraten«, sagte sie beiläufig. »Jules und Sam. Das passt doch wunderbar zusammen.« Da waren Tränen in ihrer Stimme, aber als ich sie ansah, lächelte sie. »Wunderbar.«

»Erzähl mir«, sagte ich. »Von diesem Haus. Von dir.«

Sie schüttelte sacht den Kopf. »Du bist so selten hier«, flüsterte sie. »Ich will die Zeit nicht damit vergeuden, irgendwelche Geschichten zu erzählen. Wir haben vielleicht nur noch diesen Abend. In zwei Wochen werden sie mich hinunterbringen, in einem wunderschönen weißen Kleid. Ich werde den Kranz und den Schleier tragen und einen Strauß Rosen ... die Rosen werden morgens für mich auf der Schwelle liegen. Weiße Rosen im November. Ach, Adrian!« Sie warf sich herum und barg das Gesicht an meiner Brust. Ich legte meine Arme um sie. Hilflos. Wütend. Was taten sie ihr an? Sie war vor Angst außer sich.

»November ...«, sagte ich.

Sie schüttelte den Kopf. »Nicht reden«, flüsterte sie. »Nicht denken.«

Ich beugte den Kopf und legte meinen Mund auf ihren Scheitel. »Ich werde da sein. Bei dir.«

Der Druck ihrer Arme um meine Taille verstärkte sich. »Du willst mich retten? Das kannst du nicht.« Sie hob den Kopf. Ihr Gesicht war feucht, aber sie lächelte wieder. Oder lächelte sie immer noch? Es war ein schreckliches Lächeln, schlimmer als ein Schrei. »Es wird geschehen, wie es seit Jahrhunderten geschieht. Ich bin das Pfand. Unsere Familie lebt in Frieden und Reichtum und uns geschieht nichts Böses. Dafür Sorge ich. Wenn die Braut sich sträubt, wenn der Brautvater sich weigert, wenn es keine Braut gibt, weil das Winterkind vor seinem sechzehnten Geburtstag stirbt – dann geschieht Schreckliches. Blut und Tod und Wahnsinn, Adrian, Feuer und Mord und Krankheit. Das Dorf muss darunter leiden, meine Familie wird dafür büßen. Ich will nicht, dass schreckliche Dinge passieren. Ich werde dort hinuntergehen und mich still auf diesen Thron setzen und warten, während die Rosen duften.« Sie schluchzte einmal laut auf, dann schüttelte sie die Tränen aus ihrem Gesicht und richtete sich auf. Sie strich ihre Haare aus der Stirn, band sie im Nacken zu einem Zopf und lächelte. »Komm«, sagte sie, mir die Hände hinstreckend. »Wir gehen zur

Klippe. Ich möchte den Mond sehen.«

Ich folgte ihr erneut durch den Keller, der mir noch düsterer und bedrückender erschien als bei meinem ersten Besuch. Wieder kletterten wir die eisernen Sprossen empor und durch das Gitter ins Freie. Wieder war es tiefe Nacht, kalte Sterne standen am tintenschwarzen Himmel, das Mondlicht malte eine silberne Straße auf die unruhigen Wellen. Es war kalt. Ich warf November an meiner Seite einen Blick zu. Sie sah aufs Meer und hielt ihre Jacke am Kinn eng zusammen. Dünne Strähnen ihres Haars peitschten im heftigen Wind. Sie sah blass und verloren aus.

Ich nahm sie wortlos in die Arme und versuchte, ihr Wärme zu geben. Ihr schmaler Körper schmiegte sich in meine Umarmung, als wäre das der Ort in der Welt, an den er gehörte. Wir standen da, hielten uns fest, und für einige Minuten drehte sich die Erde ohne uns weiter. Ich hielt November und atmete den Duft ein, den ihr Haar ausströmte. Ihre Berührung war mir so vertraut, als würden wir uns schon ein Leben lang kennen. Ich sagte es ihr ins Ohr und sie hob den Kopf und lächelte mich an. »Ein Leben lang«, flüsterte sie. »Ich kenne dich, seit ich denken kann, Adrian.«

Ich liebte sie für ihre Worte. Wir sahen dem Mond zu, wie er das Meer beleuchtete, und ich hätte noch die ganze Nacht so stehen können, mit November im Arm und einem Gefühl im Bauch, das warm und glücklich war.

Aber dann legte sich der Wind, und Wolken zogen auf, die das Mondlicht nach und nach verdunkelten. Schließlich, bevor wir kaum noch etwas sehen konnten, zog November mich zum Einstieg und wir nahmen den Rückweg durch die Kellergewölbe. »Zwei Wochen«, hörte ich sie flüstern.

Ich nahm ihren Arm und hielt sie fest. »November«, sagte ich, »was ist, wenn du dich einfach weigerst?«

Ihre Augen waren kleine, silberne Monde in der Dunkelheit. Ich wollte sie malen – oder küssen. Beides.

»Weigern? Ich kann mich nicht weigern«, erwiderte sie. »Das Wohl meiner Familie hängt an meiner Hochzeit. Meine Schwester, mein Vater.« Sie schüttelte den Kopf und ihr Mund verzerrte sich zu einem Schluchzen.

»Und wenn du zu deiner Großmutter ziehst?«, schlug ich vor. »Sie würde dich sicher beschützen.«

November zog die Brauen zusammen. »Meine Großmutter ist tot«, wies sie mich zurecht. »Sie ist bei einem der deutschen Bombardements auf London gestorben. Ich habe sie nie kennengelernt.«

Ich schwieg, bis wir wieder in der Halle standen. Das alles war so verwirrend und gleichzeitig so vertraut. Ich konnte zwei Adrians fühlen. Der eine hatte sich gerade mit

einem Dorfjungen geprügelt und in seinem Zimmer ein Sandwich gegessen. Der andere – der andere war Novembers Adrian. Immer schon.

Ich bemerkte, dass sie mich ansah. Es war still im Haus, das Licht gedämpft. Anscheinend waren die anderen alle bereits zu Bett gegangen. Ich erwiderte ihren Blick mit einer fragenden Geste zur Treppe, die nach oben führte. Zu ihrem Zimmer.

»Nein«, sagte sie seufzend. »So gerne, ach so gerne ... aber nein, Adrian. Es wäre dumm, unvernünftig und gefährlich. Ich bin die Braut, mein Liebster.« Sie küsste mich, und ihre Lippen waren kalt. »Geh nach Hause«, flüsterte sie. »Denk an mich. Und besuch mich noch einmal, ehe ich hinuntergeführt werde.« Sie streichelte meine Wange, dann wandte sie sich um und lief leichtfüßig und leise die Treppe hinauf. Das Licht erlosch.

*

Mir wurde schwindelig. Ich schloss für einen winzigen Moment die Augen und atmete tief durch. November löste ihre Finger aus meiner Hand. »Ary«, sagte sie. »Ary, lass uns gehen. Bitte!« Sie klang, als ob sie weinte. Ich riss die Augen auf und sah sie an.

»Oh«, sagte ich. »Aber du ... du bist es?«

Sie rieb sich mit dem Ärmel über die Augen. »Ich möchte nach Hause. Es war ein Fehler hierherzukommen. Das *Haus* hasst mich.«

Beinahe wäre ich ihrer Aufforderung gefolgt. Ich ging die Treppe hinunter und blieb auf dem Weg stehen. Es war kalt, der Mond ließ sein Eislicht über die schwarzen Mauern fließen. Eine Krähe flatterte auf und ließ sich wieder auf das Dach zurückfallen.

Ich sah an dem Haus empor. Die Zeit wurde knapp. Wenn ich jetzt nach Hause ging und morgen hierher zurückkehrte, dann waren im Haus womöglich schon mehrere Tage oder Wochen vergangen und November war längst in den Keller geführt worden.

»Das ist sie doch sowieso«, flüsterte Jeannie. Sie stand neben mir, frierend. Ihre Haare waren erdbeerrot und stachelig nach oben gegelt. Sie trug eine schreiend gelbe Latzhose und grüne Gummistiefel mit Margeritenmuster. Mir taten die Augen weh, wenn ich sie ansah.

»Was meinst du?«

»Sie ist doch längst tot«, sagte Jeannie und schlang die Arme um sich. »Meine Güte, wo sind wir hier, Alaska?«

Natürlich hatte sie recht. Das hier war nicht meine Zeit, wahrscheinlich war es noch nicht mal meine Welt.

November schubste mich. »Geh weiter, Adrian. Schläfst du?« Ich bat sie mit einer Handbewegung um Geduld, während ich Jeannie ansah. »Ich weiß nicht, was geschieht, wenn ich jetzt nach Hause gehe. Ich muss da wieder rein, Jeannie. Das ist wahrscheinlich

meine letzte Chance, sie zu retten.«

»Ary«, sagte November verzweifelt, »du willst zurückgehen?«

Ich nickte und biss die Zähne aufeinander. »Wir gehen beide wieder hinein, und wir werden versuchen, uns nicht wieder zu verlieren. Du hängst in der Geschichte mit drin, Nova. Du hast selbst gesagt, dass das Haus dich nicht loslässt. Wann wirst du sechzehn? In diesem Jahr?«

Sie wurde blass. »Ich kann nicht«, sagte sie tonlos. »Adrian, wenn du mich wirklich gernhast, dann bring mich von hier weg.« Sie schwankte und ich griff hastig nach ihrem Arm. Es blieb mir keine Wahl.

Wir überschritten die Schattengrenze, und November seufzte, als würde eine Last von ihren Schultern genommen. Sie stützte sich nicht mehr ganz so schwer auf mich und ihre Schritte gewannen an Festigkeit. »Es ist besser«, sagte sie, als wir die Mauer zum Kutscherhaus erreichten. »Danke. Du bist ein echter Freund.« Sie wandte mir ihr Gesicht zu und sah mich sehr ernsthaft mit ihren Mondscheinaugen an. Ich beugte mich vor und küsste sie. Dieses Mal erwiderte sie den Kuss, ohne zu zögern, und er schmeckte fast so süß wie der meiner November aus dem *Haus*.

Ich wollte November nicht alleine nach Hause gehen lassen. Was auch immer ihr im Haus zugestoßen war, hatte sie zu sehr durcheinandergebracht. Sie protestierte zwar halbherzig, als ich ihr meine Begleitung anbot, aber ich konnte sehen, dass sie froh darüber war, nicht alleine gehen zu müssen.

Der Weg hinunter ins Dorf war mir inzwischen so vertraut wie mein alter Schulweg. Ich hakte November unter, und wir gingen ein Stück, ohne zu reden. Dann fragte ich sie, was ihr im Haus widerfahren war.

November verzog das Gesicht. »Ich wollte nicht hysterisch werden«, sagte sie ausweichend. »Es tut mir leid. Du warst plötzlich fort und ich war allein in dieser Ruine. Dann hat sich alles um mich herum verändert, ich war nicht mehr ich selbst, sondern eine andere November. Und da war ein Mann, ein fremder Mann, dunkel und schön. Er schien geradewegs aus den Mauern zu kommen, wie ein Gespenst – und darüber habe ich mich zu Tode erschreckt. Lass mich, ich kann jetzt nicht darüber reden.«

Wieder schwiegen wir. Ich beobachtete eine Fledermaus, die in wilden Schwüngen nahezu lautlos über unseren Köpfen nach Insekten jagte. Dann sagte ich: »Ich lande immer in der Vergangenheit. Da ist eine Familie mit zwei Töchtern. Eine davon sieht aus wie du.« Ich wartete einen Moment, ob sie etwas dazu sagen wollte, und fügte dann hinzu: »Sie heißt November.«

Nova antwortete nicht. Sie wandte den Kopf ab und beschleunigte ihre Schritte. »Du musst mich nicht bis vor die Tür bringen«, sagte sie. »Hier im Dorf passiert mir nichts. Ich bin November Vandenbourgh.«

Wie sie ihren Namen sagte, mit einer kalten, klaren Stimme, ließ mich erschauern.

Sie konnte mich nicht davon abbringen, sie vor ihrer Haustür abzuliefern, aber bis wir am Museum waren, sprachen wir kein Wort mehr miteinander.

Vor der Tür wandte sie sich zu mir um, gab mir förmlich die Hand und bedankte sich für meine Begleitung. Die ewigen Schneefelder des Himalaja waren warm gegen ihre Worte.

»November«, sagte ich, »womit habe ich dich verletzt?«

Sie sah mich starr und kühl an. »Du hast mich nicht verletzt, Adrian«, sagte sie. »Noch mal danke. Schlaf schön.« Mit diesen Worten war sie verschwunden. Die Tür schlug hinter ihr ins Schloss und ich stand da und starrte das rissige Holz an wie ein Idiot.

»Dumm gelaufen«, sagte Jeannie und hakte mich unter. »Komm, Adrian, gehen wir nach Hause.«

Ich ließ mich mitziehen, obwohl ich am liebsten wie ein Hund den Mond angeheult hätte.
»Was habe ich falsch gemacht?«

Sie blies ihren Kaugummi zu einer dünnen Blase auf und ließ ihn platzen. »Nichts«, sagte sie. »Das Mädchen ist zickig.«

Das half mir nicht, aber ich verstand, dass sie mich trösten wollte. Ich nickte und holte tief Luft. »Gehen wir noch ein bisschen. Ich mag jetzt nicht nach Hause.« Wo Jonathan auf mich wartete, dem ich noch eine Entschuldigung für mein Misstrauen schuldete. Er hatte mich vor Toby gedeckt und ich bedankte mich so. Ich hätte mich in den Hintern treten können.

Jeannie ging neben mir her und ließ immer wieder eine Kaugummibläse platzen. Das Geräusch begann mir nach ein paar Minuten auf den Wecker zu gehen. »Danke für deine Begleitung«, sagte ich. »Aber ich wäre jetzt lieber allein.«

Sie zuckte die Achseln und verblasste.

Ich ging ziellos weiter. Dann fand ich mich vor dem Cottage der alten Ms Vandebourgh wieder. Ich zögerte. Wie spät mochte es sein? Eines der kleinen Fenster war noch hell. Ich ging durch das Gartentor und hörte im Näherkommen leise Musik, ein Klavierkonzert. War es in Ordnung, jemanden abends zu stören, der friedlich Musik hörte?

Auf mein Klopfen hin brach die Musik ab, dann hörte ich die unregelmäßigen Schritte der alten Frau. Sie öffnete lächelnd und nickte, als hätte sie gewusst, dass ich es war.
»Komm herein«, sagte sie.

Sie ging voraus und ich folgte ihr durch den schmalen Flur in das kleine Wohnzimmer. Sie schaltete den CD-Player aus und drehte sich zu mir um. »Ich dachte mir, dass du noch einmal zurückkommst.« Ihre Augen waren mondhell und klar. »Setz dich.«

Ich ließ mich auf das Sofa sinken und seufzte. »Erzählen Sie mir, was in dem Haus geschehen ist.« Ich erwiderte ihren Blick, der nachdenklich und ein wenig traurig war. »Als Sie jung waren.«

Sie schüttelte langsam den Kopf. »Adrian«, sagte sie und seufzte. »Adrian, du weißt, was geschehen ist. Du warst dort.«

Mir wurde schwindelig. Ich legte den Kopf in die Hände. »Ich bin dort gewesen, gerade vor einer halben Stunde. November war bei mir. Etwas hat sie zu Tode erschreckt, und ich möchte wissen, was es war.«

»Es ist nicht gut, dass sie das Haus betritt«, hörte ich sie sagen. »Sie sollte von hier fortgehen. Das Dorf ist kein guter Ort für sie. Aber sie hört nicht auf mich.« Sie lachte leise. »Ich kann es ihr nicht verdenken.«

Ich zog das rote Tagebuch aus meiner Tasche und legte es auf den Tisch. Sie blickte darauf nieder und ihre Augen begannen zu schimmern. »Woher hast du das?« Sie wischte

sich mit einer ungeduldigen Bewegung über die Augen und griff nach dem Tagebuch. Ich erwartete, dass sie es öffnen würde, aber sie hielt es nur fest umklammert, drückte es an sich wie einen verlorenen Schatz.

»Milton Skegg hatte es«, sagte ich. »Er hat es mir geliehen, bevor ...« Ich schüttelte den Kopf. »Haben Sie gehört, was passiert ist?«

Sie nickte und zuckte die Achseln. »Das Haus. Er hätte in Deckung bleiben sollen, der dumme Kerl.« Ihre Finger liebkosten das Büchlein. »Hast du es gelesen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Ich wollte es tun, aber immer wenn ich es aufgeschlagen habe, ist etwas dazwischengekommen. Als wollte das Buch nicht, dass ich darin lese.«

Ich sah sie mit meinem Malerblick an. Diese Augen kannte ich, ich hatte sie so oft zu malen versucht. Ich kannte das Gesicht und die honigdunkle Stimme. Sie war alt – so alt, wie ein Mensch im Laufe der Jahrzehnte werden konnte. Sie hatte es erlebt, dass Falten die Haut runzelten und das Haar weiß wurde, dass ihr Rücken nicht mehr gerade war, die Beine nicht mehr kräftig ... ich würde es nicht erfahren, wie es sich anfühlte, alt zu werden.

November wusste es. Mir fiel es wie Schuppen von den Augen.

»Ich muss hier raus«, sagte ich. »Mir ist schlecht.«

Ohne ihre Antwort abzuwarten, sprang ich auf und rannte zur Tür. Ich lief vor ihr weg. Ich konnte sie nicht länger ansehen, nicht ohne vor Trauer und Entsetzen beinahe zerrissen zu werden. Die Tür schlug hinter mir zu, ich hörte gedämpft noch ihre Stimme rufen: »Adrian!«, dann war ich auf dem Weg und lief, rannte, bis mir die Seiten stachen und feurige Räder vor meinen Augen tanzten, die Lunge brannte und meine Beine nur noch Pudding waren.

Ich lehnte an der alten Hafenmauer und rang stöhnend nach Atem. Das Gesicht der alten Frau tanzte mit den Wellen des Meeres vor meinen Augen auf und ab. Wie konnte ich das nicht gesehen haben? Dabei war es so offensichtlich: Sie war eine Vandenbourgh, sie war Novembers Großmutter, die beiden teilten ein Schicksal ... Warum hatte ich sie nicht gleich erkannt? Aber wie hätte ich das tun können, wo sie doch so alt war, so alt ...

Und dann traf mich die Erkenntnis wie ein schweres Gewicht und zwang mich in die Knie. Ich begann zu lachen, während gleichzeitig Tränen über mein Gesicht liefen. Sie lebte! Sie war nicht geopfert worden! Es musste mir also gelungen sein, sie zu retten! Was auch immer ich getan hatte, es war erfolgreich gewesen!

Ich kämpfte die Tränen zurück und zwang mich auf die Beine. Alles in mir schrie danach, ins Haus zurückzukehren und dem Spuk ein Ende zu bereiten. Jetzt, augenblicklich. Ich holte tief Luft und wartete darauf, dass das Hämmern meines Herzschlags sich wieder normalisierte.

»Édorian, du machst einen Fehler«, hörte ich den Roshi sagen. Er saß auf der Hafenmauer und ließ die Beine baumeln. »Einen entscheidenden Fehler. Die Vergangenheit

steht fest, die kannst du nicht verändern. Du änderst nur die Gegenwart.«

»Was heißt das?«

Er zupfte an seinem Kimono und sprang von der Mauer. »Wenn du in dieses heimgesuchte Haus gehst, dann siehst du die Vergangenheit. Irgendeine Vergangenheit. Sie muss nichts mit der Wirklichkeit zu tun haben. Das ist kompliziert, warte.« Er beugte sich vor und zog sich verästelnde Linien in den Staub. »Wenn du das Mädchen vor seinem Schicksal bewahrst, das ihm vorbestimmt ist, dann veränderst du die Geschichte. Das funktioniert aber nicht, weil man die Geschichte nicht verändern *kann*, sie steht ja bereits fest. Deshalb geht das Universum einen Schritt beiseite und lässt dich ins Leere laufen. Du glaubst, du hättest etwas verändert, aber in Wirklichkeit bist du nur ins Universum nebenan eingetreten. Dort ist das Mädchen immer schon am Leben geblieben.«

Er klopfte seine Hände ab. Seine schwarzen Augen funkelten. »Das ist Physik«, sagte er. »Ich liebe Physik. Sie ist so praktisch.«

Ich starrte auf die Linien im Staub. »Dann gibt es ein Universum, in dem ich gesund bin und nicht sterben muss?«

Er schwieg. Seufzte dann und wiegte den Kopf. »Denk nicht darüber nach, Édorian«, sagte er sanft. »Du fängst an, dir Hoffnung zu machen, und dann ist die Enttäuschung umso größer. Der Schmerz umso stärker. Das Leben ist, wie es ist. Wir alle gehen früher oder später wieder dorthin zurück, woher wir gekommen sind. Wir alle sind nur Teilchen, die sich kurzfristig materialisieren und dieses Stadium ungeheuer wichtig nehmen. All dies ist nichts, wenn man auf das große Ganze blickt. Auf alles.«

»Ich möchte nicht sterben, Roshi.«

Das hatte ich noch nie laut gesagt. Es tat weh wie ein Schnitt mit einem scharfen Messer, es laut auszusprechen. Damit wurde der Gedanke zu einer Wahrheit, und diese Wahrheit machte mich schwach und wehrlos. Ich hätte am liebsten geweint, aber ich zwang mich, meine Lippen zu schließen und die Augen auf die Wellen des Atlantiks zu richten. Auf und ab. Dunkles, tiefes Wasser, ruhig wogend wie der atmende Rücken eines riesigen Tieres. Der Anblick besänftigte den Schmerz.

»Niemand will sterben, aber alle werden es tun.« Der Roshi berührte meinen Handrücken mit dem Zeigefinger. »Sei nicht verzagt, Édorian. Du bist nicht allein. Und jetzt wäre es besser, wenn du schnell von hier verschwindest, dort hinten naht Unheil.«

Mit diesen Worten war er verschwunden. Ich sah mich um, aber außer dem kalten Mondlicht auf dem Wasser sah ich nichts, was bedrohlich oder unheilvoll gewirkt hätte. Mondlicht? Vollmond? Ich hätte schwören können, dass gestern Nacht nur eine schmale Sichel am Himmel zu sehen gewesen war. So konnte man sich irren.

November in der Vergangenheit und jetzt, unser beider Schicksal und der Vortrag des

Roshis über Physik – mir schwirrte der Kopf. Ich wusste nur, dass ich, egal was der Roshi sagte, zum *Haus* musste, und zwar so schnell wie möglich.

Ich lief den steilen Fußpfad zur Straße empor. Das kalte Mondlicht beleuchtete meinen Weg. Es war so hell, dass ich jede Unebenheit, jeden Stein und jedes Grasbüschel in einer scharf umrissenen Detailansicht erkennen konnte. Dann war ich oben und wandte mich noch einmal kurz um, blickte auf das finstere Hafengelände und das glitzernde, schwarze Meer.

Als eine Hand meinen Arm packte, machte ich einen Satz. Ich hatte nicht bemerkt, dass ich nicht allein war.

»Der kleine Scheißer aus dem Kutscherhaus«, sagte eine unangenehme Stimme. »Sieh an, dass du dich noch alleine vor die Tür traust!«

Ich kniff die Augen zusammen. Den grobknochigen jungen Mann, der mich mit eisernem Griff festhielt, kannte ich nicht. Aber an seiner Seite waren zwei der Typen, die vor dem *Sailors* herumgelungert hatten, als ich den Zusammenstoß mit diesem Oliver Dingsbums hatte.

Ich wollte mich aus seinem Griff frei machen, aber seine Finger, stark wie die eines Ringers, packten nur noch fester zu. Er begann mich zu schütteln. Sein Gesicht war ausdruckslos, der Blick seiner Augen kalt. Wenn er wütend gewesen wäre, hätte ich wahrscheinlich weniger Angst verspürt.

»Du hast meinen Freund krankenhaushausreif geprügelt«, sagte er und sein Tonfall war gleichmütig. »Dafür bezahlst du jetzt, Hosenscheißer.«

Die anderen rückten näher. Ich suchte nach dem Zorn, nach der blutroten Angriffslust, aber in meinem Inneren blieb es still und dunkel. Nichts würde mir helfen. Niemand würde hören, wenn ich um Hilfe rief. Wahrscheinlich würde das die Kerle sogar noch anheizen. Also blieb ich ruhig und gab jeden Widerstand auf. Wenn er seinen Griff lockerte, konnte ich immer noch versuchen, mich loszu...

Der erste Schlag kam von hinten und traf meine Nieren. Mir blieb die Luft weg und ich sackte in den Schraubstockgriff des Anführers. Der machte keine Anstalten, mich loszulassen. Er betrachtete mich weiter mit diesem kalten, schlangenhaften, sezierenden Blick. Ich erwiderte ihn durch die Schmerzschleier vor meinen Augen. Ich kannte diesen Blick. Es war Cenn Crúach, der mich durch die Augen des Dorfburschen ansah. Cenn Crúach steckte in all diesen Köpfen. Er lenkte und führte die Menschen des Dorfes wie Marionetten. Wahrscheinlich hatten sie Milton Skegg deshalb zusammengeschlagen, weil er mit mir geredet hatte.

»Hau ihm eine in die Fresse, Kenan«, rief einer der Marionettenjungen. Seine Stimme klang heiser und erregt, wie das schrille Kläffen eines Hundes. »Schlag ihm die Zähne aus!«

Kenans Mundwinkel hoben sich zu einem winzigen Lächeln, das seine Augen nicht

erreichte. Er hielt mich weiter fest, während der andere, den ich nicht sehen konnte, mich mit Fausthieben traktierte. Ich rang nach Luft und trat aus, traf Kenans Schienbein.

»Na«, sagte er strafend und ließ mich kurz los, um mir einen kräftigen Schlag gegen den Kopf zu geben. Er traf die Kalte Stelle und die Welt explodierte in eine Milliarde bunte Sterne. Dann ging das Licht aus.

*

Das Mondlicht blendete so stark, dass ich die Augen schnell wieder schloss. Ich hörte mich stöhnen.

Jemand rüttelte an meiner Schulter, das hatte mich wahrscheinlich geweckt. Geweckt? Ich lag auf einem ziemlich harten, kalten Untergrund, mir taten alle Knochen weh, und das hier war nicht mein Zimmer. Was zum ...

Ich ließ mir aufhelfen. Der Mann, der meine Schulter umfasst hielt, trug eine Uniform. Ich justierte meinen verschwimmenden Blick – es war Constable Tremaine, der Dorfpolizist. Warum sah er so wütend aus? Ich rieb mir die Schulter, die höllisch schmerzte. Was war geschehen? Als ich versuchte aufzustehen, drehte sich alles und ich sackte in den Griff des Polizisten.

»Adrian Smollett?«, sagte Tremaine. »Ich muss Sie mit aufs Revier nehmen.«

Ich sah ihn verblüfft an. Mir war schwindelig und kotzübel. »Ich möchte nach Hause«, brachte ich heraus. »Rufen Sie bitte meinen Va...« Ich konnte den Satz nicht vollenden, weil der Schwindel und die Übelkeit so stark wurden, dass ich mich nur noch hastig abwenden und übergeben konnte.

Ich hörte wie aus weiter Ferne, dass er in sein Funkgerät sprach. »Sturzbetrunkene«, sagte er. »Ich brauche den Wagen, ich kann den Burschen ja schlecht tragen.« Er lauschte einer quakenden Stimme und brummte mehrmals. »In der Nähe des Tatorts«, sagte er dann. »Dieses Mal hat er aber wenigstens nichts abgefackelt. Na gut, ich probiere es zu Fuß, Skipper.«

Ich kam hoch und wischte mir übers Gesicht. Der Schwindel blieb, mein Kopf schmerzte, als wollte er zerplatzen. Sie hatten mich zusammengeschlagen, jetzt kam die Erinnerung langsam zurück. »Ich bin verprügelt worden«, sagte ich.

Der Constable nickte mit skeptischer Miene. »Jaja«, sagte er. »Komm jetzt mit, Junge. Du bist festgenommen. Ich rufe deinen Vater vom Revier aus an, wegen eines Anwalts und so.« Er hakte die Handschellen von seinem Gürtel.

Wenn mir nicht so übel gewesen wäre, hätte ich wahrscheinlich gelacht. »Warum?«, war das Einzige, was ich sagen konnte. Die nächste Welle von Übelkeit rauschte über mich hinweg und ließ mich würgend in die Knie gehen.

»Mach keine Schwierigkeiten, Junge«, hörte ich Tremaine sagen. »Wir haben Hinweise darauf erhalten, dass du den armen Mr Skegg und die Brandstiftung im Pilchards' Bay auf dem Gewissen hast. Es wäre besser, wenn du kooperierst.« Er griff nach meinem Handgelenk und legte die Handschelle darum. »Der Sergeant möchte sich mit dir unterhalten. Aber zuerst nüchtern wir dich wohl besser mal aus.«

Der Stahl klickte, Constable Tremaine zog mich hoch. Ich konnte weder denken noch reden. Wirres Zeug raste durch meinen Kopf. Was sollte ich getan haben – Milton Skegg niedergeschlagen und seinen Schuppen angezündet? Ich versuchte zu protestieren, aber meine Zunge weigerte sich, einigermaßen klar artikulierte Worte zu formen.

Tremaine murmelte: »Meine Güte, warum müsst ihr Burschen euch nur immer so volllaufen lassen.« Er hakte mich mit routiniertem Griff unter und sagte: »Schön einen Fuß vor den anderen, mein Junge. So ist es brav.« Er lotste mich mit sanfter Gewalt die Straße hinauf.

Wir passierten die Querstraße, die zu Ms Vandenbourghs Cottage führte. Ich konnte nicht weitergehen, weil sich jetzt auch noch der Schmerzaffe zu der Übelkeit gesellte. Er wühlte mit seinen scharfen Klauen in meinem Kopf herum und ich sah nur noch glühend schwarze Blitze vor meinen Augen. Ich beugte mich vor und erbrach bittere Galle.

»Junge, Junge«, sagte der Polizist.

Dann hörte ich unregelmäßige, schnelle Schritte und eine Frauenstimme, die Tremaines Namen rief. Der Constable drehte sich um.

»Was treiben Sie da?«, rief die Frau. Sie klang aufgebracht. »Lassen Sie den Jungen gehen, Constable.«

»Der junge Mann ist verhaftet, Ma'am«, erwiderte der Polizist. »Auf Anweisung des Sergeants. Er wird verdächtigt ...«

»Papperlapapp«, fiel die Frau ihm ins Wort. »Machen Sie sich doch nicht lächerlich und nehmen Sie ihm sofort die albernen Handschellen ab!«

»Das kann ich nicht, Ma'am. Ich habe meine Befehle.« Er klang unglücklich.

Ich hob den Kopf, als die Schmerzwellen abebbte, und sah, dass Ms Vandenbourgh vor dem Polizisten stand. Sie war mehr als einen Kopf kleiner als er, aber ihr entschlossener Gesichtsausdruck und ihre Haltung ließen sie größer erscheinen. »Constable Tremaine«, sagte sie nun leise und scharf, »ich rate Ihnen dringend, den Jungen freizulassen. Er ist kein Schwerverbrecher, sondern krank und braucht medizinische Betreuung. Wollen Sie schuld sein, wenn er gesundheitliche Schäden erleidet?«

Der Polizist schrumpfte in seiner Uniform. »Nein, Ma'am«, stotterte er. »Gnädige Frau. Ich muss nur ...«

»Sie müssen gar nichts«, fuhr Ms Vandenbourgh ihn an. »Sollte sich der Verdacht gegen ihn erhärten, was ich für mehr als unwahrscheinlich halte, dann können sie ihn immer noch

bei mir oder bei seinem Vater im Kutscherhaus abholen. Solange wird sich ein Arzt um ihn kümmern.«

»Aye, Ma'am.« Er griff nach den Handschellen und schloss sie auf, und ich konnte sehen, dass seine Finger dabei zitterten.

Mir war zu übel, als dass ich noch irgendetwas begriffen hätte. Ich sah nur alles wie in einem Film vor mir ablaufen. Der Polizist stand wie ein gescholtener Junge mit hängendem Kopf vor der alten Frau und sagte kläglich: »Was soll ich denn dem Skipper jetzt sagen? Er reißt mir den Kopf ab, wenn ich ohne den Jungen zurückkomme.«

»Ich werde mit dem Sergeant telefonieren, Constable«, erwiderte Ms Vandenbourgh. Sie klopfte dem Polizisten auf den Arm. »Nun gehen Sie schon. Ich kümmere mich um alles.«

»Sein Vater wurde sicher schon benachrichtigt«, murmelte Tremaine.

»Ich sagte, ich kümmere mich darum!« Ihre Stimme klang ungeduldig. Sie wandte sich ab und ließ den Constable einfach stehen. Sie beugte sich zu mir und berührte meine Schulter. »Kannst du aufstehen, Adrian?«

Ich hob den Kopf. Anscheinend war ich in die Hocke gegangen, das hatte ich gar nicht bemerkt. Der Schmerzaffe versuchte gerade, mir die Augen aus dem Kopf zu quetschen. Ich biss die Zähne zusammen und richtete mich auf.

»Er müsste ausgenüchtert werden«, hörte ich den Polizisten murren. »Passen Sie auf, dass er Sie nicht vollkotzt, Ma'am.«

»Tremaine, Sie sind ein Schafskopf.« Sie half mir auf die Beine. Ihr Griff war erstaunlich stark und fest. »Komm ins Haus. Ich rufe deinen Vater, damit er dich abholen kommt.«

»Jonathan«, sagte ich und humpelte neben ihr her. »Mein Vater ist in London.« Ich fühlte mich wie ein Punchingball nach einem intensiven Sparring, aber mit der alten Frau an meiner Seite ging es mir gleich etwas besser.

Sie lotste mich ins Wohnzimmer und schob mich auf das Sofa. »Streck dich aus. Was ist passiert?«

Ich berichtete stockend. Mein Kopf steckte in einer sich stetig zuziehenden Schraubzwinge. Ich kannte das Gefühl. »Ich werde gleich nicht mehr ansprechbar sein«, sagte ich hastig. »Nicht erschrecken, bitte. Jonathan soll meine Medikamente mitbringen.«

Ihre Antwort versank mit mir im wattigen Nebel.

Novembers Tagebuch

St. Irais, 18. Oktober

Ich bin so traurig und gleichzeitig so glücklich. Ich konnte dir so lange nicht schreiben, liebes Tagebuch, weil das die schlimme, dunkle Zeit war, wo Mama gegangen ist und uns allein gelassen hat. Papa hat sich in sein Zimmer eingeschlossen und ist tagelang nicht herausgekommen, und Jules hat uns geholfen, all die Formalitäten und den Papierkram zu erledigen und die Beerdigung zu organisieren ... ich war wie im Nebel, habe kaum etwas bewusst mitbekommen.

In zwei Wochen ist es so weit. Der Tag, vor dem ich zittere, seit ich denken kann. Gestern lag das Paket vor der Tür, das Paket mit meinem Namen darauf.

Sam hat es gefunden und ich habe ihren Schrei noch zwei Etagen weiter oben gehört.

Meine Brautausstattung. Ein wunderschönes, weißes Seidenkleid mit langer Schleppe, mit Perlen und silbernem Garn bestickt und einem Schleier aus Brüsseler Spitze. So schön, so kostbar, dass jede Braut vor Freude in Ohnmacht gefallen wäre.

Auch die Schatulle mit dem Schmuck – Diamanten, stell dir das vor! – und der zarte Kranz, die Handschuhe, die Seidenschuhe. Der Wert dieser Ausstattung muss ungeheuer sein.

Mir graut es davor, all das anzuziehen, den Schmuck anzulegen, mich schön frisieren zu lassen ... mir graut davor wie vor einem Totenkleid!

Sam hat sich in ihr Zimmer eingeschlossen. Vorher hat sie neben mir gestanden, stumm auf die Pracht geschaut, die auf Mamas Bett ausgebreitet lag ... wie schrecklich passend, Kleider für eine Tote auf dem Bett einer Toten!

Sie hat sich abgewendet und mich mit wütenden Tränen angefleht, zu gehen, uns zu verlassen, niemals wieder zurückzukehren. Lieber wolle sie mich nie im Leben wiedersehen, als zusehen zu müssen, wie ich diese Kleider und den Schmuck anlege und hinunter in den Keller gehe.

Ich habe sie in den Arm nehmen wollen, aber sie hat sich losgerissen und ist in ihr Zimmer gestürmt.

Wie schrecklich und traurig das alles war ... bis Adrian kam. Oh, er kam zu mir! Er kam und er wird auch in zwei Wochen kommen und mir beistehen. Mein Herz ist schwer und

leicht zugleich.

NOVEMBER

Es tat ihr leid, dass sie Adrian so eiskalt hatte stehen lassen. Er konnte doch nichts dazu, dass ihr vor Angst die Knie schlotterten und ihre Hände vor Kälte starr waren. Sie rettete sich ins Museum, schloss die Tür vor seinem fragenden, enttäuschten Gesicht und lehnte sich so schwer atmend dagegen, als wäre sie den ganzen Weg vom Herrenhaus hierher gerannt.

»Nova? Bist du das?« Ihre Tante klang müde. In ihrem kleinen Büro polterte etwas zu Boden und Tante Eliette schimpfte unterdrückt.

»Ich bin es.« November seufzte und hängte ihre Jacke an den Haken. »Soll ich uns etwas zu essen machen, Tante Eliette?«

»Würdest du das tun?« Die Freude und Erleichterung, die in diesen Worten mitklangen, ließen etwas von dem Schrecken verblassen, der November wie eine dunkle, kalte Wolke gefolgt war.

Sie ging ins Büro und küsste Eliette auf die Wange, legte ihre Arme um den Nacken ihrer Tante und das Kinn auf ihren Kopf. So stand sie eine Weile und sah zu, wie Eliette Briefe in Umschläge steckte. Einladungen zu der alljährlichen Museumsfeier im Juni.

»War es nett bei deiner Großmutter?«

»Ja«, erwiderte November geistesabwesend. »Ja, sehr nett. Was möchtest du essen?«

»Wir haben Salat im Kühlschrank und noch ein paar Kartoffeln von vorgestern. Was hältst du von Spiegeleiern und Bratkartoffeln?«

November nickte und ging zur Tür. Sie spürte den Blick ihrer Tante.

»Geht es dir gut?«, fragte Eliette.

»Prima, alles in Ordnung«, erwiderte November und verließ eilig das Büro, ehe ihre Tante anfangen konnte zu bohren.

Die Arbeit in der Küche beruhigte ihre zappelnden Nerven. Sie schälte Zwiebeln, schnitt die Kartoffeln klein, wusch den Salat, und mit jedem Handgriff rückte das *Haus* etwas weiter weg, wurden die Eindrücke blasser, der ausgestandene Schreck weniger scharfkantig und böse.

November hackte die Zwiebeln, wischte sich dabei die Tränen mit dem Handrücken aus den Augen, schniefte und tauchte in das verschwimmende Erinnerungsbild.

Sie war an Adrians Seite eingetreten, aber nun stand sie ganz alleine in der düsteren Halle. Zwischen ihr und dem Dach hoch oben über ihrem Kopf war nur lastende Dunkelheit. Fern, an den Wänden, brannten Fackeln und warfen ihr unruhiges Licht über den Boden. Das Haus war keine Ruine, aber es schien nur aus den Außenwänden und dem Dach zu bestehen. Es gab keine Zimmer, keine Etagen. Der Boden bestand aus glatten, schwarzen Steinen, von den Wänden sah sie nur das, was im Fackellicht zu sehen war – rauher Putz und Balken. So stellte sie sich eine Wikingerhalle vor. Es fehlte nur das riesige Kaminfeuer und eine lange Tafel, an der bärtige, bezopfte Krieger saßen und tranken, ihre Hunde zu ihren Füßen.

November drehte sich zur Tür um. Es war ihr unheimlich, in dieser Halle zu stehen. Wo war Adrian?

Wo war die Tür?

Der Schreck fuhr ihr eiskalt in die Glieder und durchs Herz. Die Tür war verschwunden. Hinter ihr befand sich nur eine grobe Mauer, in deren Putz schmutziges Stroh klebte.

November zwang sich, ruhig zu bleiben. Dies war ein Haus, also würde es auch irgendwo eine Tür geben, die ins Freie führte. Sie musste nur die Wände ablaufen, dann würde sie darauf stoßen. Sie ging los, durch die Pfützen aus Nacht und Flecken aus trübem Licht, das von den Fackeln an den Wänden stammte. Ruß schwärzte die Mauern, und unter den Fackeln schimmerten ölige Lachen auf dem Steinboden. Ihre Schritte hallten wie in einer Kirche.

Sie lief eine endlos erscheinende Zeit durch die düstere Halle und glaubte, in jedem tieferen Schatten, jeder Fuge und Unebenheit in der Wand die ersehnte Tür zu erkennen. Irgendwann blieb sie stehen, erschöpft und entmutigt, und sah sich um. War sie hier an diesem seltsam geformten Fleck nicht schon einmal vorbeigekommen? Und dort, die tropfende Fackel, die ein wenig schief in ihrer Halterung klemmte – kannte sie die nicht auch?

November sank in die Hocke und vergrub das Gesicht in den Händen. »Adrian«, flüsterte sie, »Adrian, hol mich hier raus!«

»Nova, Liebes, brennt da etwas an?«

Der Ruf ihrer Tante schreckte sie auf. Sie griff nach dem Holzlöffel und rührte hastig in der Pfanne. Einige der Kartoffelscheiben sahen inzwischen sehr knusprig aus und die Zwiebeln waren auch eher schwarz als goldbraun. Sie probierte die Kartoffeln und fand sie essbar.

Während sie den Salat zupfte, schob sie mit Macht die Bilder beiseite, die sich ungebeten in ihren Kopf drängten. Sie griff nach dem Messer und begann, Tomaten in

Stücke zu schneiden. Die Klinge blitzte im Licht, warf schimmernde Reflexe auf das dunkelrote Fleisch der reifen Früchte.

>Novemberkind. Winterbraut.

Ein Luftzug, der klingt wie ein tiefes Seufzen, antwortet auf ihr Flüstern. Sie hebt den Kopf und sieht sich hoffnungsvoll um. »Adrian?«

Der Mann scheint geradewegs aus der Wand zu treten. Haar wie Rabengefieder, eine schlanke, hochgewachsene Gestalt von der Biegsamkeit einer Klinge. Das Weiß seiner Augen schimmert wie Mondlicht. Sie sieht sein Lächeln, das ihr Schauer über den Rücken jagt. »November«, sagt der Mann mit einer tiefen, klangvollen Stimme. »Meine Braut.« Er reicht ihr die Hand, hilft ihr auf.

»Wer sind Sie?«, fragt November. Ihre Stimme klingt piepsig und dünn gegen seinen tiefen Glockenklang.

Er hält ihre Hand, und sein Blick bohrt sich in ihr Inneres und spießt sie auf wie einen Schmetterling, der nur noch hilflos mit den Flügeln flattern, aber nicht mehr entkommen kann. Nicht mehr entkommen will, denn in diesem Blick liegt Verheißung, die verlockende Süße einer verbotenen Frucht. November atmet schneller. Sie neigt sich ihm zu, lauscht dem Klang seiner Worte mehr als ihrem Sinn.

»Ich bin dein Gatte. Lächle für mich, Novemberbraut. Dein Kleid, dein Kranz, dein Schleier liegen bereit. Der kostbare Brautschmuck wird deine Augen strahlen lassen. Die Rosen verströmen ihren Duft nur für dich. Folge mir, meine Braut.«

Ihre Beine gehorchen seinem Befehl, ihre Lippen formen sich zu einem Lächeln. Er muss nicht befehlen, sie will ja mit ihm gehen. Ihr innigster Wunsch ist es, ihm zu gefallen und sich seinem Willen zu unterwerfen. Sie beherrscht nur der alles übertönende Wunsch, *ihm* zu dienen, *ihm* gefällig zu sein. Ihm – ihrem Bräutigam.

Seine Hand lenkt sie sanft und unerbittlich in die Mitte des Saales. »Sieh deinen Thron, Winterkönigin«, sagt er. »Sieh deinen Brautstaat.«

Vor ihren Augen wächst ein steinerner Thronszitz aus dem Boden. Ihre Füße stolpern und knirschen über brüchige, modernde Knochen dahin. Sie schluchzt auf, bäumt sich gegen den Willen, der sie beherrscht. Es gelingt ihr, die Hand aus seinem Griff zu lösen.

»Zu früh«, hört sie seine Stimme flüstern. »Noch ist es zu früh, November Vandebourgh. Aber bald steht der Mond erneut über dem Dorf, dann ist Samhain und du wirst mir gehören ...« Seine Stimme verklingt in einem Rabenkrächzen. Seine Gestalt wächst in die Höhe, in die Breite, lastet schwarz und gewaltig über ihr, verschmilzt mit den Mauern des *Hauses* ...

November schrie auf und ließ das Messer fallen. Sie presste die Hand mit dem tiefen, blutenden Schnitt an den Mund. Blutstropfen zerplatzten auf der Arbeitsfläche zu grellroten Blumenmustern.

Ihre Tante stürzte in die Küche und riss ein sauberes Küchentuch aus der Schublade. Sie wickelte es fest um die blutende Hand, schob November auf einen Küchenstuhl und sagte: »Ich hole Verbandszeug.«

November sank gegen den Küchentisch und schloss die Augen. Ihre Gedanken trieben auf dem Wellenschlag der pulsierenden Schmerzen in ihrer Hand davon ...

Novembertochter.

Es ist Frühling, aber um das Haus liegt der Atem des Winters und über ihm steht am schwarzen Himmel festgefroren der volle Mond. Kaltes Licht fällt durch ein Fenster auf einen schwarz-weißen Fliesenboden. Dunkles Holz schimmert im Licht der Kerze, die sie in der Hand hält.

»Wieder die Sicherung«, hört sie eine Männerstimme sagen. »Ich sollte die Elektrik endlich einmal erneuern lassen.« Eine Tür klappt. Der Lichtkegel einer Taschenlampe streift über Teppich und Fliesen.

»November, schaust du bitte nach Sam?«

Sie ist auf dem Weg nach oben, ehe sie begreift, dass das Haus ihr eigentlich fremd sein müsste. Ihre Hand berührt das Treppengeländer, eine vertraute Berührung, weiches, glattes Holz.

Sie durchquert den oberen Gang, in dem es so finster ist wie in einem Kohlenkeller. Die Kerze in ihrer Hand flackert wild, irgendwo muss ein Fenster offen stehen. Sie bleibt vor einer Tür stehen – woher weiß sie, dass dahinter das Zimmer ihrer Schwester ist? – und klopft an. »Sammy? Ich bin es. Wir haben wieder einen Stromausfall.«

Sie drückt die Klinke hinab und schiebt die Tür auf. Das Zimmer wird vom Mondlicht erhellt, das durch die geöffneten Vorhänge fällt. Ihre Schwester steht am Fenster, eine scharf umrissene Silhouette. Ihr Haar glänzt wie flüssiges Silber.

November geht zu ihr und umarmt sie. Die Wange ihrer Schwester ist feucht. »Warum weinst du?«, fragt November.

Samhain dreht sich um und lehnt ihren Kopf an Novembers Wange. »Es ist bald so weit«, sagt sie. »Sie werden kommen und dich holen. Und dann bin ich allein.« Sie umschlingt die Taille ihrer Schwester. »Ich möchte für dich gehen«, flüstert sie. »Wenn ich es dir ersparen kann, werde ich es tun. Ich will nicht allein zurückbleiben, November. Lass

ihn uns täuschen. Ich gehe an deiner Stelle. Und wenn unser Plan scheitert, wenn ich an seiner Stelle zur Hölle fahre, dann bist du immer noch hier und heiratest Cousin Jules.«

November erwidert die Umarmung. In ihrem Kopf dreht sich alles. Wer ist Cousin Jules? Seit wann hat sie eine Schwester, die Samhain heißt? Sie schaudert. »Ich bin nicht deine Schwester«, will sie sagen, aber das wäre gelogen. Das hier ist ihre liebste Sam, mit der sie alles teilt. Sich von ihr zu trennen, wird ihr schwerer fallen als der eigene Tod.

»Sammy«, sagt sie und streichelt ihrer Schwester über den Kopf, »du musst stark sein. Du bist meine tapfere Samhain.«

Sam blickt sie mit festem Blick an. »Wird er kommen? Adrian? Wird er versuchen, dich zu retten?«

November seufzt. »Ich weiß es nicht, Sammy. Er hat es versprochen, aber ich habe ihn gebeten, es nicht zu tun, es wäre nur sein Verderben. Niemand kann mich vor meinem Schicksal bewahren.« Sie greift nach Samhains Arm. »Ich möchte, dass du für uns beide lebst. Jules und du, ihr werdet sehr, sehr glücklich sein. Ihr werdet Kinder haben und ein wunderbares, langes Leben.« Sie drückt den Arm ihrer Schwester so fest, dass es wehtun muss, aber Samhain zuckt nicht und weicht nicht zurück. Ihre mondhellen Augen halten Novembers Blick fest. »

Sammy, versprich mir nur, dass du dem Haus keine Novemberbraut schenkst. Der Fluch muss ein Ende haben. Wenn eine deiner Töchter im November zur Welt kommt, dann bringe sie fort, so weit es nur geht.«

Samhain nickt. Ihre Augen füllen sich mit Tränen.

November beugt sich vor und küsst die Tränen fort, wischt sie mit ihren Händen von Samhains Wangen. »Ich liebe dich«, sagt sie leise. »Weine doch nicht. Es tut so weh, es tut so weh, so weh!«

»Ich bin schon hier.« Ihre Tante stellte den Verbandskasten auf den Tisch und nahm die umwickelte Hand. »Wir müssen sehen, ob es genäht werden muss.« Sie schlug den blutigen Stoff des Küchentuchs vorsichtig beiseite und inspizierte den Schnitt. »Sauber. Tief, aber ich glaube, das kann ich mit Pflaster reparieren.« Sie lächelte November an. »Mein armes Häschen. Du bist ganz blass. Wenn du so schlimme Schmerzen hast, rufe ich Doktor Evans, damit er dir eine Spritze gibt.«

November schüttelte den Kopf. Die verletzte Hand pochte dumpf, aber der Schmerz war auszuhalten. »Es geht schon«, sagte sie. »Ich habe mich nur erschreckt.«

Sie ließ sich verarzten und freute sich beinahe, dass es wehtat. Es vertrieb die düsteren Bilder aus ihrem Kopf. Tante Eliette verband den Schnitt und räumte das Verbandszeug wieder ein. »Jetzt sehe ich mal, ob ich die Bratkartoffeln noch retten kann.« Sie strich November über den Kopf. »Du musst etwas essen, dann geht es dir gleich wieder besser.«

November überließ sich der Fürsorge ihrer Tante. Sie schloss die Augen und lauschte den Küchengeräuschen und dem Wind, der ums Haus wehte. Es war Frühling. Der November lag noch in weiter Ferne. Sie war noch nicht in Gefahr ...

Novembers Tagebuch

St. Irais, 31. Oktober

I*ch fürchte mich so sehr, dass meine Knie zittern und mein Herz stolpert.*

Adrian, wenn du heute nicht zu mir kommst, dann werde ich sterben, ohne dich noch einmal geküsst zu haben.

Ich weine und kann nicht aufhören zu weinen. Ich will nicht sterben, bitte, ich will leben!

ADRIAN

Ich tauche aus einem brunnentiefen Schlaf schrittweise an die Oberfläche empor. Schaukelnd, wie auf einer sanften Dünung. In der Nähe murmeln Stimmen, aber es ist mir zu anstrengend, ihnen zu lauschen. Ich lasse die Worte an mir vorbeiplätschern und greife nur hier und da einen halben Satz, ein paar Worte heraus, drehe sie in meinem Kopf, um zu sehen, ob sie zusammenpassen, und lasse sie dann wieder in den leisen Strom der Stimmen zurückfallen. Die Unterhaltung schwimmt wie eine Schule großer, dunkler Fische an mir vorüber.

»... Zustand fürs Erste stabil ...« Das klingt doch freundlich. Stabil. Etwas ist stabil. So schön. Ich greife träge hinaus, fange die Worte ein, die vorbeischwimmen. Glitzernd und glatt. »... unbedingt den Hirndruck verringern. Im Krankenhaus könnte man ...«

Ich bin so müde, sinke ein bisschen tiefer. Höre große, träge Walfischworte wie »Schwellung zurückgehen« und »keine Schmerzen«, »Krankenhaus in Truro«, »lieber zu Hause« ... lieber zu Hause, ja. Ich erinnere mich an Krankenhäuser, das sind keine Orte, an denen man sich gerne aufhält. Schmerzen und Hilflosigkeit, piepsende Apparate und ein Geruch, der grün und voller Angst ist.

Sinke noch ein wenig tiefer, dümple in dunkler, warmer Stille. Tauche wieder auf, weil etwas meinen Arm berührt, kalt und unangenehm. Erkenne die Stimme, kenne sie, aber ich weiß nicht, wer es ist, dem sie gehört.

»Danke, Dr. Cockerell«, sagt eine andere Stimme. Jonathan, er ist da. Er ist immer da. Es ist gut.

Ich bin zu müde, um zu lächeln oder die Augen zu öffnen. Die Kalte Stelle sendet ständige, eisige, drückende Kälte durch meinen Kopf. Ich habe keine Schmerzen, aber es ist, als wäre mir mein Kopf zu klein, zu eng.

Ich höre meinen Atem. Schaukeln auf den Wellen. Schaukeln. Stimmen, leiser, ferner, unverständlich. Gemurmel. Zu Ende. Krankenhaus. CT. Seine Mutter anrufen. Zu Ende. Wenn die Schwellung nicht zurückgeht. Hirndruck. Zu Ende. Cortison, Drainage.

Zu Ende. Zu Ende. Sie haben es gewusst. Zu Ende. Ihnen gesagt. Schnell. Zu. Ende.

Jemand weint. Es ist weit entfernt, aber es zerrt an meinen Nerven. Ich tauche auf, widerwillig.

Es ist Nacht. Ein kalter, weißer Mond steht am Himmel und beleuchtet mein Zimmer wie

ein Flutscheinwerfer. Ich setze mich auf und lege fröstelnd die Arme um mich. Winterkalt. Ich fühle mich schwach, aber gut. So gut habe ich mich schon lange nicht mehr gefühlt.

Ich stehe auf, ziehe mir meine Hose, ein T-Shirt und dann noch ein warmes Sweatshirt an. Es ist lausig kalt. Winter? Ich bin ein wenig desorientiert. Was für eine Jahreszeit haben wir? Herbst oder Winter. Wo ist meine dicke Jacke?

Ich gehe zum Bett zurück, um darunter nach meinen Schuhen zu suchen. Ich muss dringend zum Herrenhaus hinüber. Wenn ich zu spät komme, dann geschieht etwas Schreckliches.

Jemand sitzt auf dem Stuhl neben meinem Bett und sieht mich an. Reglos. Groß und dünn, schwarz gekleidet.

»Haben Sie mich erschreckt!«, entfährt es mir.

»Master Adrian«, sagt Azrael Moriarty und neigt den Kopf. »Ich freue mich, Sie so wohlauf zu sehen.« Er fährt mit einer pedantischen Handbewegung über den Zylinder, den er auf seinem Schoß hält wie ein Hündchen. »Wir können jetzt gehen«, sagt er.

»Wohin?«, frage ich zerstreut und fische auf dem Bauch liegend nach meinen Schuhen, die mal wieder ganz hinten unter dem Bett gelandet sind, wo meine Finger kaum noch hinreichen.

Er lacht. Ich habe ihn noch nie lachen hören; es klingt, als würden kleine Kiesel in einem Becher geschüttelt. »Sie stellen Fragen, Master Adrian«, sagte er. »Ich wäre dann so weit. Können wir?«

Ich tauche wieder auf, bürste den Staub von meinen Kleidern und niese. »Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen«, antworte ich gereizt. »Ich gehe jetzt hinüber ins Herrenhaus. Ich habe da etwas Wichtiges zu erledigen und ich muss mich beeilen. Sie können mitkommen oder hierbleiben, es ist mir egal, Mr Moriarty.«

Er zuckt enttäuscht die Achseln, sein langes, blasses Gesicht wird noch ein wenig länger. »Wie Sie meinen, Master Adrian«, sagt er fügsam.

Ich schnüre meine Schuhe und gehe zur Tür.

Draußen ist es noch kälter. Ich puste in meine Hände, aber mein Atem wärmt sie nicht. Über die Mauer, durch den dunklen Park. Ich beginne zu rennen, aber auch davon komme ich nicht ins Schwitzen.

Die inzwischen vertraute Silhouette von Heathcote Manor, schwarz vor dem schwarzen Himmel. Der Giebel verdeckt den Mond, aber das Licht, das er aussendet, beleuchtet die Umgebung so hell, dass ich keine Mühe habe, die Haustür zu finden. Ich steige die Stufen empor und öffne die Tür.

Die Halle liegt im Halbdunkel. In der Ferne murmeln Stimmen. Jemand weint. Ich schüttele mich unwillkürlich. Das erinnert mich an etwas, woran ich nicht denken will.

Ich räuspere mich. Rufe halblaut Novembers Namen. Warte und warte.

Eine Tür schlägt, dann höre ich Schritte, die sich nähern. Ich erkenne die schmale, helle Gestalt, die die Treppe hinunter auf mich zukommt. Langes Haar, hell wie Mondstrahlen. Helle Augen voller Trauer und Licht. Sie sieht mich an, ihr Gesicht verzerrt sich, sie beginnt zu weinen.

»November«, sage ich und gehe auf sie zu, strecke die Arme nach ihr aus. »Was hast du? Was ist passiert?«

Sie weicht zurück, will sich nicht trösten oder in die Arme nehmen lassen. »Geh weg«, sagt sie und schluchzt. »Geh weg!« Sie wendet sich ab.

»Was hast du?« Ich spüre eine Beklemmung, die mein Herz zu einem kleinen kalten Klumpen quetscht. »Warum weinst du? Was ist los?«

Sie reibt sich wütend und fest über die Augen. »Du bist nicht gekommen«, sagt sie erstickt. »Du bist einfach nicht gekommen, du ... Verräter. Du Feigling, du – du ...« Sie stößt mich von sich, hebt die Hand, als wolle sie mich schlagen.

Ich greife nach ihrem Arm, fange die Hand ab, ziehe November an mich. Sie sträubt sich, drückt mich weg. »Lass mich los«, faucht sie. »Du dummer, großer Idiot!« Sie reißt sich los und fällt auf der untersten Treppenstufe zu einem weinenden Bündel zusammen. »Sie ist fort«, höre ich sie schluchzen. »Sie ist tot! Es ist der 3. November. Wo warst du, Adrian? Wo bist du gewesen?«

Mir wird noch kälter, mein Herzschlag verlangsamt sich, klingt wie eine dröhnende Trommel in meinen Ohren. »Was sagst du da? Ich verstehe nicht ... Wer ist tot?«

Sie hebt das tränenüberströmte Gesicht zu mir empor und schreit: »November! Meine Schwester ist tot!«

Ich bemerke, dass ich zurückweiche. Rückwärts tappe ich zur Tür. Sie sitzt doch da, dort vor mir, und spricht mit mir. Warum, warum, wie, weshalb ...?

Sie erkennt meine Fragen, die ich nicht aussprechen kann. Beginnt schrill und verzweifelt zu lachen. »Ich bin Sam«, höre ich sie sagen. »Samhain. Ich bin die Oktoberhälfte von uns beiden. Ich vor Mitternacht, sie nach Mitternacht. Deshalb musste sie sterben und ich muss ohne sie leben!«

Zwillinge? November hatte mir nie erzählt, dass Sam und sie Zwillinge waren.

Ich drehe mich um und renne hinaus, verfolgt von Samhains Weinen.

Laufe hinaus. Renne blind, renne, bis ich nicht weiterkomme. Vor mir bricht der Weg ab. Ich stehe an der Klippe und blicke hinunter in die schwarze Tiefe, höre das Donnern der Wellen, die sich an den Felsen brechen, tief unter mir. Das Mondlicht zieht seine kalte Bahn über das aufgewühlte Wasser. Wolken hetzen über den Himmel, gespenstisch hell auf dem schwarzen Grund. Ich ringe nach Atem, starre auf das Wasser. Es ist Novembers liebster Ort, der Platz, an dem wir uns geküsst haben. Der Schmerz ist ungeheuer. Mein

Herz krampft sich zusammen, als würde es von einem glühenden Speer durchbohrt, meine Kehle ist so eng, dass jedes Schluchzen wie Messerstiche schmerzt, mein Kopf droht zu zerspringen.

Wie kann es sein? Wie kann ich es versäumt haben, rechtzeitig hier zu sein und das Böse zu bekämpfen, November zu retten, um mit ihr glücklich und zufrieden bis ans Ende unserer Tage zu leben? Ich liebe sie doch! In diesem Augenblick weiß ich, dass ich sie schon seit Hunderten von Jahren liebe, und seit Jahrhunderten scheitere ich daran, sie vor Cenn Crúach zu schützen, sie davor zu bewahren, das Opfer dieses blutgierigen, mörderischen Hauses zu werden.

Ich knie auf dem Boden, unter mir die tobende, gischende Dunkelheit aus Wasser, Schaum und kalter Luft. Ich bin gescheitert, ohne überhaupt versucht zu haben, sie zu retten. Sie ist tot und ich bin allein. Mein Blick fällt auf die silberne Straße aus Mondlicht. November hat den Anblick so sehr geliebt. Die Straße schwimmt vor meinen Augen.

Jemand räuspert sich dezent.

»Wäre dies nicht der geeignete Augenblick, Master Adrian?«, sagt Moriarty in gedämpftem Ton. »Alles ist bereit. Wir könnten jetzt ohne Weiteres gehen.«

Ich schüttele den Kopf und reibe mein Gesicht mit dem Ärmel trocken. »Ich gehe nicht mit Ihnen.« Taumelnd komme ich auf die Füße, auf einmal so müde und matt, dass ich kaum noch stehen kann. »November habe ich im Stich gelassen. Aber ihre ... ihre Enkelin ...« Ich verstumme. Nein. Das war der Fehler, der mich sorglos gemacht hat. Ich habe es versäumt, rechtzeitig hier zu sein, weil ich mich in Sicherheit gewiegt habe. Ms Vandebourgh. Novas Großmutter.

Ich beginne zu lachen, ein wütendes, hustendes Gelächter. Wie konnte ich nur so dumm sein? Wenn ich nur ein einziges Mal gefragt hätte, wie ihr Vorname ist – ein einziges Wort von ihr und ich wäre gewarnt gewesen.

Ich bin mir des geduldigen Blicks bewusst, den Moriarty auf mich richtet. Hier, im Licht des kalten Mondes, sieht er nicht mehr aus wie ein grämlicher, dürrer Leichenbestatter. Er hüllt sich in die Dunkelheit wie in einen prächtigen Mantel. Sein Gesicht ist bleich und streng, die Augen strahlen so hell wie das Mondlicht selbst, und sein Haar liegt wie Rabengefieder um seine Stirn. Ich senke den Blick, einen Moment lang voller Angst und Ehrfurcht. Der dunkle Engel streckt seine Hand aus, schweigend, darauf wartend, dass ich sie ergreife.

»Nein«, wiederhole ich, obwohl ich mich vor seinem Zorn fürchte. »Nein, ich komme nicht mit Ihnen. Noch nicht. Meine Aufgabe ist nicht beendet.«

Er neigt den Kopf, tritt zurück in den tiefen Schatten, den das Haus über die Klippe wirft. Sein bleiches Gesicht wird zu einem geisterhaften Nebelfleck in der Dunkelheit. »Ich warte«, höre ich ihn flüstern.

Ich erwachte in meinem Bett. Zerschlagen, mit einem dumpfen, matten Gefühl wie bei einer schweren Erkältung. Ich drehte den Kopf, weil ich ein Geräusch hörte, und sah, dass Jonathan im Sessel am Fenster saß und las. Ich räusperte mich. Meine Zunge war pelzig und die Kehle rau wie Sandpapier. Ich musste einen bösen Schnupfen erwischt haben. Und warum saß Jonathan an meinem Bett?

»Jonty, ich habe Durst«, sagte ich. So heiser, als hätte ich die ganze Nacht gebrüllt.

Er ließ das Buch beinahe fallen und riss den Kopf hoch. Starrte mich an, begann zu strahlen wie die aufgehende Sonne. »Er ist wach«, rief er laut und sprang auf. »Ary, mein Junge, mein Junge!« Er umarmte mich, aber so vorsichtig, als wäre ich aus Porzellan.

Ich lachte, hustete und drückte ihn weg. »Was ist denn mit dir los?« Er half mir, mich aufzusetzen. Ich war klapprig wie ein altes Auto.

Ich sortierte mich – da stand eins dieser scheußlichen fahrbaren Gestelle in der Ecke, an der sie im Krankenhaus immer die Tropfflaschen aufhängten. Mein Arm juckte und schmerzte, und als ich mit den Fingern über die Ellenbeuge schabte, stieß ich gegen einen festgeklebten Viggo. Die hatten mich an einen Tropf gehängt? Warum das denn?

Ich wollte Jonathan fragen, aber er hielt mir schon ein Glas hin, und der Durst siegte über die Neugier. Ich trank in kleinen, dann immer größeren Schlucken. Das kühle Wasser rann durch meine trockene Kehle und ich stöhnte vor Wonne.

Die Tür wurde geöffnet und Toby stand vor mir. Er legte wortlos seine Arme um mich, und beinahe hätte ich den Rest meines Wassers über uns beide geschüttet, aber Jonathan nahm es mir rechtzeitig ab.

»Toby, wann bist du gekommen? Ich habe dich gar nicht gehört«, fragte ich. Oh, wie glücklich ich war, er war wieder zu Hause!

Mein Vater schüttelte den Kopf und ließ mich los. Er sah mich so streng und prüfend an, dass ich lachen musste. »Was ist?« Mir war ein bisschen schwindelig, also legte ich mich zurück auf mein Kissen. »Was habt ihr? Wieso habe ich einen Katheter im Arm?«

Toby setzte sich auf die Bettkante. Er nahm meine Hand und streichelte sie. »Wie geht es dir?«, fragte er.

»Bescheiden«, gab ich zu. »Ich habe mich wohl erkältet.« In dem Moment, in dem ich es aussprach, hatte mein dumpfer Kopf die Einzelheiten sortiert und in die richtige Reihenfolge gebracht. Jonty an meinem Bett, Toby wieder im Haus, der Tropf. »Scheiße«, sagte ich. Toby schoss mir einen strengen Blick zu, aber er rügte mich nicht, wie er es sonst

getan hätte, wenn ich in seiner Gegenwart fluchte. Das war noch ein Puzzleteil mehr. Ich schloss die Augen und schluckte. »War es ein schlimmer Anfall?«

Keine Antwort. Ich hörte, wie Toby sich räusperte. »Dr. Cockerell war hier«, sagte er mit neutraler Stimme.

Das sagte mir mehr als genug. Sie hätten Dr. Cockerell nicht aus London geholt, wenn sie nicht geglaubt hätten, dass meine Uhr abgelaufen war. Ich öffnete die Augen wieder und nickte. »Es geht mir gut«, sagte ich. Und um die Sorge aus ihren Gesichtern zu vertreiben, setzte ich mich auf, obwohl mir immer noch übel und schwindelig war. Mein Blick fiel auf das Fenster. Tiefe Nacht. Ein großer, silberner Vollmond. »Warum seid ihr nicht im Bett?«, fragte ich. War es so schlimm gewesen, dass sie Nachtwache halten mussten? Beide?

Ich sah den Blick, den sie wechselten. »Es ist noch ein bisschen zu früh«, sagte Toby schließlich. »Mach dir keine Gedanken über uns. Möchtest du etwas? Eine Suppe, etwas Warmes? Du kannst jederzeit um alles bitten. Und Ms Dickins ist auch noch bis heute Abend da.«

Ich muss zugeben, dass ich den letzten Teil des Satzes nicht wirklich verstand, aber ich nickte und lächelte. »Danke, ich bin nicht hungrig.« Ich schob das Kissen in eine bequeme Position. Fühlte meiner Mattigkeit und Schwäche nach, legte mich wieder hin. »Ich denke, ich schlafe noch ein bisschen.«

Als ich wieder wach wurde, war niemand im Zimmer. Niemand außer dem Roshì, der im Lotossitz im Sessel am Fenster hockte. Es war immer noch Nacht, also hatte ich nicht lange geschlafen.

»Êdorian«, sagte er und nickte mir zu.

»Roshì, ich habe es mal wieder versaut.«

Er faltete seine Beine auseinander und lehnte sich vor. »Hadere nicht zu sehr mit dir. Der alte Feind ist mit jeder Generation schwerer zu besiegen. Er lernt und wird schlauer. Er hat das Dorf hinter sich. Du fängst immer wieder von vorne an. Das ist kein Kinderspiel, Êdorian.«

Das war es nicht. Ich setzte mich auf und rubbelte mir über die Augen. Irgendetwas stimmte mit meiner Sicht nicht, sie war verschwommen, wie durch Milchglas. Ich blinzelte ein paar Mal, dann klärte sich mein Blick. »Ich erinnere mich«, sagte ich. Es war ein verblüffendes Gefühl, als würde ein Vorhang beiseitegeschoben. Ich blickte auf eine lange, blutige Reihe von Szenenbildern, in denen ich dem dunklen Fremden gegenüberstand, ihm mit einem Speer drohte, einem Schwert, einer Pistole, einem Messer, einem Morgenstern ... ich trug Spitzenkragen und kurze Hosen, grobe Strümpfe, Pantinen und einen derben Bauernkittel, eine farbenfrohe Uniform, eine Dienerjacke, eine Livree, ein Wams, eine Kniehose, Stiefel und Schnallenschuhe, lange Haare, einen Zopf, einen seltsamen

Topfschnitt, kurze Stoppelhaare ... mir wurde schwindelig. Die Bilder tanzten einen wilden Tanz, der sich um sein schwarzes Zentrum drehte, den finsternen Cenn Crúach, dessen Körper aus den Wänden des Hauses zu wachsen schien. Und der mich tötete. Mit einer beiläufigen Handbewegung, die mir den Atem raubte. Einem Griff, der mir das Genick brach. Einer Drehung, die mir mein eigenes Messer in die Rippen stieß. Ich sah mich fallen, bluten, sterben, wieder und wieder.

»Wie oft?«, fragte ich.

Der Roshi wiegte den Kopf. »In jeder Generation einmal«, sagte er sanft. »In deinem ersten Leben warst du ein Diener, ein Stallbursche, und du warst einer der Handlanger, der half, sie zu der alten Opferstätte zu bringen. Damals bist du das erste Mal gemeinsam mit ihr gestorben. Dann immer wieder. Er hatte sein Vergnügen an deinem zusätzlichen Blutopfer. An jedem Blutopfer, das er sich nehmen konnte.«

Die Geschichte klang vollkommen irrsinnig. Wenn es nicht der Roshi gewesen wäre, der sie mir erzählte, hätte ich laut gelacht und ihm einen Vogel gezeigt.

»So etwas passiert doch nur in Filmen«, sagte ich.

»Ja, in Filmen auch«, erwiderte der Roshi ernsthaft.

»Ist es mir niemals gelungen, sie zu retten?« Ich schwang die Beine aus dem Bett und angelte nach meiner Hose.

Der Roshi runzelte die Stirn. »Im späten 18. Jahrhundert hast du sie einmal vor Cenn Crúach bewahren können, indem du das Haus angezündet hast.« Er hob den Kopf und sah mich bedauernd an. »Du bist in den Flammen umgekommen.«

»Meine Güte.« Ich schauderte. »Warum erzählst du mir jetzt erst davon?«

Der Roshi sah seltsam traurig aus. »Ich bin nicht klüger als du, Êdorian. Ich weiß immer nur das, was du auch weißt.«

Ich hörte ihm nicht richtig zu, weil ich meine Hose, dann mein T-Shirt und einen Pullover anzog. »Wieso war ich in der Vergangenheit?«, fragte ich unkonzentriert. »Ich hätte mich doch in diesem Leben um die heutige November kümmern müssen. Nicht um ihre ... Großtante.«

Er reichte mir meine Jacke. »Du hast dich erinnert«, erwiderte er. »Du warst nicht wirklich in der Vergangenheit, nur in den Erinnerungen deines vorigen Lebens. Das hängt mit dem Ding in deinem Kopf zusammen, vermute ich.«

»Was für ein Durcheinander«, murmelte ich. »Wie habe ich es in meinem letzten Leben versaut?«

»Du hattest einen Unfall.« Der Roshi öffnete die Tür. »Einen Tag vor ihrem Geburtstag. Einen tödlichen Unfall. Wahrscheinlich wollte Cenn Crúach verhindern, dass du Heathcote Manor ein weiteres Mal abfackelst.« Er lächelte schwach.

Ich folgte ihm hinaus. Es war still im Haus. Draußen pff der Wind. »Ihre Schwester hat

mich beschimpft. Wie kann sie das getan haben, wenn ich doch tot war?«

Der Roshi hielt sein Gesicht in den kalten Wind und schloss die Augen zu noch schmaleren Schlitzen. »Sie hatte immer einen Blick dafür«, sagte er. »Heute noch. Die Leute im Dorf haben Respekt vor ihr, aber sie halten sie auch für verrückt. Sie sieht Geister, wie du ...«

Ich stapfte stumm hinter ihm her. »Wohin gehen wir?«, fragte ich.

Der Roshi zeigte auf das Herrenhaus. »Es ist wieder so weit«, sagte er. »An diesem Ort ist jeden Tag, zu jeder Stunde Novembers Geburtstag. Dein Opfergang. Dein Tod.«

Ich blieb stehen und starrte ihn an. In mir brodelte Zorn hoch. »Du redest, als wäre das alles festgelegt. Wieso sollte ich nicht gewinnen?«

Er nickte und lächelte. »Weil du ihm nicht gewachsen bist, Êdorian. Du warst es nie. Er ist alt und böse, er ist mächtiger geworden in all den Jahrhunderten. Jedes Opfer hat ihn gestärkt – es ist ja nicht nur die Novemberbraut, die ihm ihre Jugend, ihre Kraft, ihr Leben und ihr Blut gibt. Das ganze Dorf gehört ihm. Jeder gewaltsame Tod gibt ihm Nahrung. Du bist nur einer, ein schwacher, todkranker Junge. Wie willst du ihn besiegen?«

Ich knurrte wie ein Hund. »Was schlägst du vor? Soll ich mir gleich hier die Kehle durchschneiden?«

Er legte den Kopf schief. »Keine schlechte Idee.«

Ich spuckte aus. So wütend wie in dieser Sekunde war ich noch nie in meinem Leben gewesen. »Du bist ein feiner Lehrer«, sagte ich und meine Stimme war heiser. »Wenn man wirklich mal einen Rat von dir braucht, dann laberst du nur Mist.«

Er nickte und lächelte bedauernd. »Dies ist nicht mehr die Zeit für kluge Lehren«, sagte er. »Jetzt geht es um Hauen und Stechen, Mord und Blutvergießen. Das ist nicht mein Fachgebiet, Êdorian. Ich kann dich nur begleiten und dir beim ehrenvollen Sterben zusehen. Es tut mir leid.«

»Mir auch«, fauchte ich und stapfte weiter. »Wo ist sie? Wie kommt sie hierher? Sie wohnt jetzt schließlich im Dorf.«

Ich hörte seine Schritte hinter mir. Er atmete schwer, ich ging zu schnell für ihn. »Sie hört den Ruf«, keuchte er nach einer Weile. »Schon seit Langem. Sie kehrt immer wieder ins Haus zurück. Keine Angst, Êdorian, sie wird rechtzeitig dort sein.«

Keine Angst. Der alte Mann hatte doch einen Vogel! Und ich war nicht bewaffnet. Wenn ich wenigstens eins der großen Küchenmesser mitgenommen hätte oder das Beil. Oder ein Feuerzeug.

Ich stürmte die Stufen hinauf und durch die Tür ins Haus. Was war es heute? Eine Ruine? Die schöne, düstere Halle?

Ich schloss die Augen und ging in die Knie. Es war alles, alles auf einmal. Eine Gruppe

von Dolmen. Ein wüster Steinhäufen. Eine Holzhütte, aus der Rauch aufstieg. Ein Tempel. Heathcote Manor. Eine Ruine, in der Schösslinge aus Schutthaufen wuchsen.

Und ich war dort, tausendfach. Mein Ich war in den Zeiten verankert und breitete sich wie ein Pilzgeflecht von der Vorzeit bis zum Jetzt aus. Ich fühlte den faulen Zahn des Stallburschen, die Erkältung des Pagen, die Blutergüsse des verprügelten Kutschersohns, die Pockennarben des Küchenjungen, die Lungenentzündung des Schweinehirten. Ich war dabei, als ihre Herzen auf einen Wink der blassen Hand hin still standen, ihr Atem versiegte, sie an ihrem eigenen Blut erstickten, sie mit herausgerissenem Herzen ihr Leben verzuckten und ihr letzter Augenblick immer nur die finstere Gestalt Cenn Crúachs zeigte, der sich der gefangenen Winterbraut zuwandte – November in hundert Gestalten, weiß gekleidet, die Augen geweitet, dem Wahnsinn und dem Tode nahe.

Ich fühlte jeden einzelnen meiner blutigen Tode, hörte das Lachen Cenn Crúachs, spürte den schwarzen Triumph des Hauses – und all das überschwemmte meine Sinne, überlud meinen Geist und ließ mich in eine tiefe, schwarze Besinnungslosigkeit fallen.

NOVEMBER

Sie hatte sich im Museum vergraben und Tante Eliette beim Vorbereiten der Museumsfeier geholfen. Sie hatte Kisten gepackt, Staub gewischt, aufgeräumt und Dinge auf den Speicher geschleppt, Vitrinenscheiben poliert und Exponate neu geordnet, Schildchen beschriftet und Kartons mit Prospekten aus dem Büro getragen, um das Regal im vorderen Raum damit zu bestücken.

Tante Eliette freute sich sichtlich über Novembers Arbeitseifer. Aber am dritten Tag lehnte sie Novembers Angebot, das Archiv zu ordnen, mit einem energischen Kopfschütteln ab. »Liebes, das ist meine Aufgabe«, sagte sie. »Danke, dass du mir geholfen hast, hier Ordnung zu schaffen, das war dringend nötig. Aber jetzt solltest du dich wieder ein bisschen um dich selbst kümmern, hörst du? Ich habe sonst ein schlechtes Gewissen, weil ich dich ausgenutzt habe.«

November protestierte, aber Eliette blieb hart. »Wenn du mir unbedingt noch helfen willst, dann könntest du ein paar Sachen einkaufen. Auf dem Küchentisch liegt eine Liste.«

November nahm den Einkaufskorb und das Geld und ging langsam zum Dorfladen, während der Korb gegen ihre Wade schlug. Sie fühlte sich grässlich und wusste nicht, warum. Jede Nacht träumte sie düstere Träume, in denen sie durch ein stilles, ganz und gar friedliches Haus ging und jemanden suchte. Sie öffnete jede Tür, sah in tausend schöne, stille, dunkle Zimmer, rief einen Namen, an den sie sich beim Erwachen nicht mehr erinnern konnte.

Sie spürte unterdessen ständig die Gegenwart eines anderen Menschen, aber immer, wenn sie sich umdrehte, weil sie sein Atmen gehört hatte, das Rascheln von Stoff, das Geräusch, mit dem ein Fuß an eine Stufe stieß, jedes Mal, wenn sie die Hand ausstreckte, weil sie die Wärme und das Leben eines anderen Menschen an ihrer Seite spürte – jedes Mal sah sie in leblose Dunkelheit, fasste sie ins kalte, stumme Nichts.

Heute Morgen war sie aufgewacht und hatte noch das Echo ihrer eigenen Stimme im Ohr: »Adrian!« Da wusste sie, wen sie in ihrem Traum an ihrer Seite spürte. Adrian. Er war die ganze Zeit da, auch wenn sie ihn nicht sehen konnte. Er ging mit ihr durch das riesige, stumme, leere Haus, in dessen Mauern nur noch Geister zu wohnen schienen. Er war an ihrer Seite, wie er immer schon an ihrer Seite gewesen war.

Dieser Gedanke erschreckte sie mehr, als ein Spukbild es hätte tun können. Sie atmete scharf und tief ein und nahm den Korb in die andere Hand. Eier und Salz, dachte sie. Brot.

Marmelade? Eine Packung Milch, Mineralwasser für Tante Eliette. Zigaretten. Briefmarken. Sie grüßte den alten Mr Gordon auf seiner Bank und nickte Rosie Sellick zu, die den Gehweg vor dem Haus ihrer Eltern fegte.

Die Glocke an der Ladtür bimmelte, und Lizzie rief von hinten: »Ich komme gleich!«
»Ich bin es, Lizzie«, rief November zurück. »Ich suche mir schon mal zusammen, was ich brauche!« Sie tauchte in den ersten Gang und nahm ein Päckchen Salz und ein Glas Orangenmarmelade aus dem Regal.

Lizzie kam aus dem Lager und stellte eine Kiste Wasser auf die Theke. »Ah, welcher Glanz in meiner Hütte«, rief sie und wischte sich eine Strähne aus der hochroten Stirn. »Nova Vandenbourgh. Wie geht es Eliette?«

November murmelte etwas und holte ihren Einkaufszettel hervor. »Ich brauche Eier, Schinken und Butter«, sagte sie.

Lizzie holte das Gewünschte aus der Kühlung und redete dabei unaufhörlich. November hörte nur mit halbem Ohr zu, bis sie den Namen »Smollett« auffing. Sie sah Lizzie an, mit einem Mal vollkommen aufmerksam und auf der Hut.

»Was ist mit ihm?«, fragte sie.

Lizzie lehnte sich gegen die Theke und verschränkte die Arme. Sie verzog das Gesicht. »Ich habe es ja immer gesagt. Das ist ein übles Fröchtchen, dieser Junge. Man kann ja auch kaum davon ausgehen, dass aus einem faulen Korb ein frischer Apfel ...« Sie unterbrach sich und grüßte Ms Cassidy, die gerade eintrat.

November wartete ungeduldig, bis die pensionierte Lehrerin umständlich ihren Einkauf getätigt und gezahlt hatte, dann sagte sie: »Was ist denn nun mit Adrian?«

Lizzie beugte sich vor und sagte voller Häme: »Die Polizei ermittelt gegen ihn, wahrscheinlich haben sie ihn schon verhaftet. Er hat den armen Milton Skegg so zusammengeschlagen, dass der jetzt im Koma liegt! Ich habe es aus erster Hand, die Polizei hat zwischen Milton Skeggs Sachen Dinge gefunden, die diesem Adrian oder seinem Vater gehörten! Er hat mich ja sogar vor ein paar Tagen nach Milton Skegg gefragt, und ich habe ihm gesagt, wo er ihn finden kann. Und Zeugen hat es wohl auch gegeben, ein Mann hat jedenfalls die Polizei anonym informiert. Wahrscheinlich hat Skegg den Burschen erwischt, als er die Schuppen im alten Hafen angezündet hat. Ein richtiger kleiner Verbrecher, dieser Adrian Smollett. Er war so sturzbetrunk, dass er dem Constable vor die Füße gekotzt hat, als der ihn befragt hat. Und so was sucht unser friedliches Örtchen heim. Soll doch in London bleiben, das kriminelle Pack!«

November hörte Lizzies Wortschwall nicht mehr zu. Sie hielt sich an der Theke fest und schnappte nach Luft.

»Was hast du denn? Du bist ja weiß wie die Wand.«

November packte die Einkäufe in ihren Korb und zückte die Geldbörse. »Ich brauche

noch Zigaretten für Tante Eliette«, sagte sie tonlos. Sie musste zur Polizeiwache. Sie musste Constable Tremaine sagen, was sie gesehen hatte. Am besten würde sie Jamie Hewett dazu bringen, dass er mitkam und alles bestätigte. Der arme Adrian, der arme, kranke Adrian!

»Was ist denn los?«, hörte sie Lizzie noch hinter sich herrufen, dann rannte sie schon mit dem scheppernden, schlenkernden Korb die Straße entlang.

Sie klingelte Sturm an dem Cottage, in dem die Hewetts wohnten. Jamies Mutter öffnete schimpfend. Nein, Jamie war nicht da, er war mit seinem Vater in die Stadt gefahren. Nein, sie wusste nicht, wann er zurückkam. Die junge Dame sollte sich aber etwas bessere Manieren ...

November rannte schon wieder die Straße hinunter. Die Polizeiwache war zwei Querstraßen weiter am kleinen Marktplatz. November stieß die Tür auf, dass sie gegen die Wand krachte, und stürmte zu dem Tisch, an dem der Constable saß und auf seiner Tastatur tippte. Er blickte auf und sah sie erstaunt an. »November Vandebourgh. Kann ich dir helfen?«

»Adrian«, stieß sie hervor. »Adrian Smollett. Ist er hier?«

Der Constable runzelte die Stirn. Er sah zornig aus. »Nein«, sagte er kurz. »Schickt dich deine Großmutter? Sag ihr, er ist bei seiner Familie. Laut Aussage seiner Ärztin ist er nicht transportfähig. Das wird aber noch von Amts wegen überprüft, die Angelegenheit ist für uns noch nicht vom Tisch.«

Er begann wieder auf der Tastatur herumzuhacken und war ganz offensichtlich nicht gewillt, mehr dazu zu sagen.

November biss sich auf die Lippe. »Er war es nicht«, sagte sie. »Ich weiß, dass er es nicht war. Das mit dem armen Mr Skegg.«

Constable Tremaine nahm keine Notiz von ihr, er hackte ostentativ beschäftigt auf seine Tastatur ein. »Mr Tremaine«, sagte November laut, »ich bin eine Zeugin. Sie müssen mir zuhören.«

Jetzt wandte er sich ihr zu und seine Miene war alles andere als freundlich. »Du willst eine Zeugenaussage zu Protokoll geben?«

»Das will ich.« November räusperte sich und erzählte, was sie im Pilchards' Bay gesehen hatte. Tremaine hörte ihr schweigend und mit finster zusammengezogenen Brauen zu.

»Du willst, dass ich das so aufnehme?«, fragte er, als sie geendet hatte. November nickte.

»Du würdest es unterschreiben?«

»Ja«, sagte November ungeduldig. »Natürlich würde ich es unterschreiben.«

Der Constable stand auf. »Ich bewahre dich jetzt vor einer wirklich schlimmen, bösen Lüge«, sagte er. »Du bist alt genug, um dir darüber im Klaren zu sein, was es bedeutet, ein falsches Zeugnis abzulegen. In einem oder zwei Jahren könntest du für so etwas ins Gefängnis kommen, November Vandenbourgh. Geh jetzt nach Hause. Ich vergesse, dass du hier warst.«

»Aber«, sagte November, »aber, aber – ich lüge nicht!«

»Wir haben glaubwürdige Zeugenaussagen, die ihn eindeutig belasten, junge Dame. Eindeutig! Geh also jetzt nach Hause«, wiederholte der Constable etwas lauter und sehr energisch. »Oder muss ich Eliette anrufen, dass sie dich abholen kommt?«

November stand draußen vor der Wache und schnappte nach Luft. Er wollte ihr nicht glauben. Er hatte sie gefragt, ob ihre Großmutter sie geschickt hätte. Warum hatte er das getan?

Sie rannte das kurze Stück zum Museum zurück, stellte ihren Korb in die Küche, rief: »Ich bin bei Großmutter!«, und lief wieder hinaus.

Wieder trommelte sie laut und ungeduldig gegen eine Tür. Dieses Mal lächelte die Frau, die öffnete. »Nova«, sagte Ms Vandenbourgh herzlich und schob die Tür weit auf. »Kind, wie schön. Komm herein.«

November wartete nicht, bis ihre Großmutter die Tür wieder hinter ihr geschlossen hatte. »Ich muss mit dir reden«, sagte sie. »Wusstest du, dass sie Adrian die Sache am Pilchards' Bay in die Schuhe schieben wollen?«

Die alte Ms Vandenbourgh blieb im Flur stehen und neigte den Kopf zur Seite. »Ja«, sagte sie müde. »Ich weiß. Ich habe den Constable daran gehindert, ihn zu verhaften.«

November suchte nach Worten. »Du hast ihn daran gehindert?«, fragte sie dann verblüfft.

Ihre Großmutter seufzte und deutete zum Wohnzimmer. »Lass uns hinsetzen«, bat sie. »Mir geht es heute nicht gut. Es läuft wohl gerade jemand über mein Grab.« Sie lächelte bei diesen Worten, aber Nova schauderte.

»Constable Tremaine sagt, dass Adrian nicht transportiert werden kann«, sagte sie, während ihre Großmutter sich in ihren Sessel sinken ließ. »Ich verstehe das alles nicht.«

Die alte Frau schüttelte den Kopf und faltete ihre Hände auf dem Griff ihres Gehstocks. »Er ist gierig geworden«, sagte sie so leise, als spräche sie zu sich selbst. »Er fühlt sich unbesiegbar. Er will nicht bis zum Herbst warten. Er bereitet sich vor.« Ihre Stimme war nur mehr ein Flüstern. »Das Dorf tanzt nach seiner Pfeife, ohne es zu wissen. Er lenkt sie wie Marionetten.« Sie schloss die Augen und legte den Kopf an die Lehne. »Es kostet mich das letzte bisschen Kraft, mich gegen ihn zu wehren«, fuhr sie fort. »Du bist in großer Gefahr! November, ich bitte dich: Geh an deine Schule zurück. Jetzt. Ich befehle Eliette, dich zu fahren. Verlass das Dorf, ehe er dich auch noch holt.«

Nova krampfte die Hände im Schoß zusammen. »Von wem redest du?«, fragte sie. Eine riesige, dunkle Wolke schien sich über das Zimmer zu legen und drohte sie zu ersticken und zu erdrücken. Sie wimmerte und legte hastig die Hand vor die Lippen.

Ihre Großmutter sah klein und geschrumpft aus, grau und uralt. »Er ist hier«, flüsterte sie. »November, du musst fliehen. Lauf um dein Leben, mein Herz, mein Alles. Lauf.« Ihre Hand bewegte sich zitternd auf November zu. Nova wollte danach greifen, doch ihre Großmutter sackte in den Sessel zurück, sie röchelte. Ihre Augen wurden glasig. Ihre Hände fuhren in die Luft, als wehrte sie sich gegen etwas oder jemanden, der sie zu erwürgen versuchte. Ein nebelfeiner, dunkler Schatten zog sich um sie zusammen.

»Lauf«, krächzte ihre Großmutter. »Lau...« Sie griff mit beiden Händen nach ihrer Brust. Ihre Augen verdrehten sich, sie sank zusammen.

»Großmutter«, schrie November. Zwischen ihr und der alten Frau schien ein feiner, dunkler, eiskalter Nebel zu liegen. Sie hörte eine Stimme in ihrem Kopf, fern, hallend und dumpf zugleich. *Geh nach Hause, Winterkind. Geh. Ich warte auf dich.*

Sie fand sich auf der Straße wieder und wusste nicht, wie sie dorthin gekommen war. Der Befehl war so zwingend, dass sie wie von unsichtbaren Drähten gezogen weiterging. Sie durchquerte das Dorf und ging auf das Herrenhaus zu. Ich muss einen Arzt rufen, dachte sie. Großmutter. Sie sah aus, als stürbe sie ... aber der Gedanke zerfaserte wie schwarzer Nebel. November ging wie im Traum. Es war kalt, so kalt wie in einer klaren Winternacht. Der blaue Frühlingshimmel des frühen Nachmittags hatte sich zu einem tiefen Mitternachtsschwarz verdunkelt. Nirgendwo in den Fenstern der Häuser brannte Licht, das Dorf lag finster und tot da. Ein eisiger Mond stand hoch am Himmel und beleuchtete ihren Weg. Sie ging, und ihre Gedanken standen still, während ihre Beine sich bewegten.

Heathcote Manor tauchte so plötzlich vor ihr auf, als wäre es aus dem Boden gewachsen, als sie einen Augenblick nicht hingesehen hatte. Sie konnte von hier aus auch das Kutscherhaus sehen, das ebenso dunkel und tot zwischen den Bäumen stand wie die anderen Cottages des Dorfes. Nichts lebte in dieser schwarz-weißen, kalten Welt außer ihr und dem, was im *Haus* auf sie wartete.

Komm, hörte sie den Ruf, lockend und süß, bedrohlich und voller Dunkelheit. *Komm zu mir, meine Braut!*

Es ist nicht Winter, es ist Frühling, dachte sie. Ich bin noch nicht so weit. Ich bin noch nicht sechzehn geworden ...

Aber auch diese Gedanken zerstoben in nichts. Sie ging den Weg hinauf, erklomm die Treppe zum Eingang und öffnete die Tür.

Ein tiefes, stöhnendes Seufzen. Der Türknauf flog aus ihren Fingern, die Tür donnerte hinter ihr ins Schloss. Dunkelheit. Raschelnde Erwartung.

Da bist du. Willkommen, Novemberbraut.

Etwas streift weich ihre Wangen, berührt sanft ihre Stirn, gleitet über ihre Arme, raschelt an ihrem Körper entlang, fällt schwer auf ihre Füße. Weißer Stoff schimmert in der Dunkelheit.

Komm zu mir, Winterkind.

Sie macht einen Schritt. Ein Luftzug, eine Berührung. Ihre Arme umfassen dorniges, süß duftendes Gesträuch. Rosen. Sie zerstechen ihre Finger, ihre Arme, und ihr Duft ist so schwer, dass er ihre Sinne umnebelt.

Hier bin ich, meine süße Braut. Folge meinem Ruf.

Sie schreitet nachtwandlerisch durch die Halle, findet den Weg, als wäre sie ihn schon tausend Mal gegangen. Die Treppe, die hinunterführt. Tief hinunter.

Die Dornen reißen ihre Haut auf. Blut sickert wie dunkle Tränen aus den Wunden, tropft zu Boden, eine Spur von roten Blütenblättern im Staub.

Stufe um Stufe. Die Dunkelheit ist absolut, aber die weißen Rosen beleuchten wie Mondlicht ihren Weg. Sie folgt dem Zerren und Ziehen des Rufs. Das Haus ist um sie, sie fühlt seine Mauern, sein Fundament, seine Balken, die Jahrhunderte, die auf seinem Dach lasten. Dies ist ein uralter Ort, älter als das Dorf, älter als das Land, so alt wie die Welt. Bevor es Menschen gab, starben hier Wesen aus den Tiefen der Erde, deren Namen niemand mehr kennt, deren Aussehen von der Zeit verschlungen wurde. Ihr Blut war das erste, aus ihm wuchs eine dunkle Gottheit. Diesem uralten, ersten Blutopfer folgte ein niemals abreißender, breiter, nachtdunkler Strom an immer neuem, immer frischem Blut.

Ihr Fuß stößt hart auf den Boden, die Treppe ist zu Ende. Sie steht und zittert. Der Ruf lockt. *Komm zu mir, meine Braut. Ich warte voller Sehnsucht. Ungeduld. Hunger ...*

Sie will schreien, will sich umdrehen und fliehen, die Treppe hinauf, zur Tür hinaus, aber ihre Beine gehorchen dem Ruf. Dem Herrn. Ihrem Bräutigam. Sie tragen die Novemberbraut tiefer hinein in das dunkle Gewölbe. Knochensaal. Blutthron. Wartend.

Novembers Tagebuch

Tagebuch, ich nehme dich an mich. Du hast die letzten Worte meiner Schwester aufgenommen und verschluckt, und sie sind nun das Einzige, was mir von ihr geblieben ist.

Ich hasse euch alle, ihr habt es zugelassen, dass sie starb. Ich hasse meine Mutter, die so feige war, einfach zu gehen, ohne für meine Schwester gekämpft zu haben. Ich hasse meinen Vater, der es hätte verhindern können und es nicht getan hat. Ich werde nie wieder ein Wort mit ihm reden, solange ich lebe!

Ich hasse dich, Adrian. Du bist nicht gekommen. Du bist der größte Feigling von allen! Ich spucke auf dein Grab. Verrotte, Adrian, du Verräter. Verrotte!

ADRIAN

»Adrian, du solltest jetzt wach werden.« Eine Hand rüttelt unsanft an meiner Schulter. Jemand gibt mir kleine, feste Klapse ins Gesicht.

Ich knurre und wehre die Hand ab, öffne widerwillig die Augen. Jeannie. Sie starrt auf mich hinab. Sie trägt eine ... eine *Rüstung*?

Ich sitze, ehe ich bemerkt habe, dass ich lag. Jeannie hockt vor mir im Staub. Sie trägt wirklich einen glänzenden, hier und da etwas verbeulten Brustpanzer, natürlich mit Stickern beklebt (»Keep trying«, eine grinsende Sonne, »Peace, Love and all that Shit«, eine knallrote Zunge, »Elvis lebt«, »Meat is Murder«, »May the FORCE be with you«), Armschienen, dazu eine rote Jeans und Cowboystiefel, und auf ihrem grellweißen Haar sitzt ein Wikingerhelm, komplett mit Hörnern.

»Wie siehst du denn aus?«, frage ich.

Jeannie stützt sich auf einen respektablen Bidenhänder, grinst und stemmt sich an ihrem Schwert in die Höhe. »Auf in den Kampf«, sagt sie und bläst eine Kaugummibläse auf. »Hojotoho. Die Oper ist nicht vorüber, ehe die dicke Dame gesungen hat.« Sie reicht mir die Hand und zieht mich vollends auf die Füße. Ich klopfe mir den Schmutz ab und sehe mich um. Diesen Keller kenne ich, aber zum ersten Mal bin ich wirklich ganz und gar hier, nicht in meiner Vergangenheit, sondern *jetzt*. Ich stehe auf einer dicken Schicht vermodernder, zu Staub zerfallender Knochen. Schädel grinsen mich an, schwarze Augenhöhlen starren mit einem blinden, hoffnungslosen Blick zu mir auf. Ich schaudere.

Jeannie steht da und kaut ungerührt ihren Kaugummi. Sie rückt den Brustpanzer zurecht und reckt die Schultern. Ich sehe mich weiter um. Dort steht der Stein, der aussieht wie ein grob behauener Thronszitz. Er ist voller verkrusteter, dunkelbrauner Flecken. Als ich begreife, was das ist, wende ich mich hastig ab. »Wo ist er?«, frage ich Jeannie. Meine Stimme ist heiser.

Sie hört auf zu kauen und zeigt mit einer weit ausholenden Handbewegung um sich und nach oben. »Hier«, sagt sie lakonisch.

Ich schüttelte die Kälte ab, die in meine Knochen zu kriechen droht. Angst. Nein, keine Angst – Panik!

»Das Haus«, sage ich, endlich begreifend. Cenn Crúach, so alt wie die Welt, einst ein finsterer, mächtiger Gott des Todes und der Dunkelheit. Blut ist sein Lebenselixier. Er ernährt sich seit Jahrtausenden von den Opfern, die man ihm bringt. Als die Menschen ihn

zu vergessen begannen, hat er sich hierher verkrochen, an seine alte Knochenstätte, und sich den Nachschub, der ihn am Leben hält, gesichert.

Ich hasse den ersten Vandenbourgh, der so leichtfertig seine Tochter und die Töchter seiner Kindeskinde an Cenn Crúach verschacherte – ich hasse ihn mit einer Inbrunst, dass die Hitze in meinen Kopf steigt. Zum ersten Mal seit Langem spüre ich die Kalte Stelle nicht mehr. Der Druck, die Kälte – sie sind verschwunden.

Ich lache und stemme die Hände in die Seiten. »Ich bin so ein Idiot«, sage ich zu Jeannie mit ihrem Monsterschwert. »Ich habe keine Waffe. Soll ich versuchen, ihn zu erwürgen?«

Jeannie grinst und bohrt ihr Schwert zwischen die Knochen, die den Boden bedecken. »Hier liegen hundert Waffen«, sagt sie. »Zwischen deinen Knochen, Ary. Nimm dir, was du brauchst.«

Mir wird kurz schwindelig. Ich hatte nicht darüber nachgedacht, wessen Gebeine hier vermodern. Aber ich stehe auf all den Novembers – auf all den Adrians der vergangenen Jahrhunderte. Was für ein grausiger Gedanke.

Ich überwinde den Ekel und das Gefühl, die Toten zu stören, und wühle an der Stelle, die Jeannies Schwert mir gezeigt hat. Meine Finger ertasten kaltes Eisen. Ich grabe widerwillig in den modernden Knochen herum und halte schließlich ein Schwert in den Händen – kleiner, leichter als Jeannies Bidenhänder. Es ist ein wenig verrostet, aber seine Schneide ist immer noch scharf. Er kann kommen, denke ich, und beinahe im gleichen Augenblick höre ich, dass jemand sich nähert. Schritte, langsam, zögernd, tastend.

Ein gespenstisches, fahles Licht schimmert in der Türöffnung auf. Ich verberge mich hinter dem Thronszitz und halte den Atem an.

Dann tritt eine schmale, weiß gekleidete Gestalt in das Gewölbe, Rosen im Arm, einen Kranz mit Schleier auf dem Kopf, die Augen weit und angstvoll geöffnet. Auf dem weißen Stoff ihres Kleides sind dunkle Flecken, ihre Arme und Hände blutbefleckt. Sie atmet hastig und flach, ich kann es beinahe spüren. Ohne nachzudenken, ohne innezuhalten, springe ich auf und laufe zu ihr. »November«, rufe ich, »hab keine Angst, ich bin hier!« Das Schwert, das ich nachlässig in der Hand halte, schlägt gegen den steinernen Sitz und gibt ein helles, sirrendes Klingen von sich.

November fährt zusammen und lässt die Rosen fallen. Die Blütenblätter stäuben wie Schnee auf den Boden. Blutiger Schnee.

»Adrian«, sagt sie. Sie hebt die Hand, will meine Hand ergreifen, aber zwischen uns wächst eine dunkle Wolke aus dem Knochenhaufen auf dem Boden. Auch aus den Wänden dringt schwerer, ölig wirkender schwarzer Dunst.

»En garde«, höre ich Jeannie rufen. Im Augenwinkel sehe ich, wie sie ihren Bidenhänder hebt und gegen die Wolke richtet. November ist inzwischen vollkommen dahinter verschwunden. Ich mache es Jeannie nach und hebe mein Schwert.

Die Wolke zieht sich zusammen und formt einen schlanken, dunkelhaarigen Mann, der sich wie ein Tänzer bewegt, geschmeidig, glatt, schlangenhaft. Er sieht November und streckt die Hand nach ihr aus.

Jeannie lässt ihre Kaugummiblaste platzen und rammt ihm den Bidehänder mit einem Triumphschrei in die Brust. Sie wirft ihr ganzes Gewicht gegen den Knauf des Schwertes, bis seine Spitze in seinem Rücken wieder hervorkommt.

Der dunkle Mann schüttelt sich kurz und ärgerlich. Er packt das Schwert und reißt es sich aus dem Leib. Kein Blut. Keine erkennbare Verletzung. Es ist, als wäre er aus Stein oder Lehm, nicht aus Fleisch und Blut.

Jeannie spuckt ihren Kaugummi aus. »Mist«, sagt sie. Und dann sagt sie nichts mehr, weil der dunkle Gott das Schwert umdreht und ihr damit den Kopf abschlägt.

Ich sehe starr vor Entsetzen, wie Jeannies Kopf über den Boden hüpf und am Fuß des Thrones liegen bleibt. Ihre Augen sind offen und sehen mich an. Sie blinzelt, flüstert noch einmal: »So ein Mist«, und verstummt. Ihr kopflloser Körper fällt in Zeitlupe um.

Ich schüttele mich und hebe mein Schwert. Der Dunkle dreht sich zu mir um und lächelt. »Sieh an, der junge Adrian«, sagt Cenn Crúach. »Es ist sehr zuvorkommend von dir, dass du dich mir auch in diesem Leben wieder als Vorspeise servierst.«

Ich höre mich knurren, springe vor und ramme ihm mein Schwert in die Brust. Oder zumindest versuche ich es, aber er hebt immer noch lächelnd die Hand und fängt die Schneide damit auf. Sie dringt tief in sein Fleisch, eigentlich müssten seine Finger jetzt abfallen, aber ich kann nicht erkennen, dass er blutet oder Schmerzen empfindet. Er schließt die Hand fest um die Schneide und drückt das Schwert von sich weg. Ich muss der Bewegung folgen, wenn ich nicht loslassen will, und taumele beiseite. Dann streift mich seine Hand, leicht, wie der Flügel einer Taube, und saugt alle Kraft aus mir heraus. Ich gehe zu Boden, liege da, ringe nach Luft. Einen Moment lang bin ich so hilflos wie ein Säugling.

Jetzt könnte er mich töten, aber er lässt mit einem Zungenschmalzen von mir ab und wendet sich November zu, die wie erstarrt dasteht und dem Geschehen zusieht. »Lauf weg«, krächze ich. Dabei weiß ich so gut wie sie, dass sie das gar nicht kann. Hier ist der Ort und die Stunde, an der sich das Schicksal erfüllt. Immer wieder.

Ich stemme mich auf die Ellbogen, rolle herum. Immer noch stockt mir der Atem. Ich sehe, wie Cenn Crúach auf den Thron zeigt. »Dort ist dein Platz, meine Braut«, sagt er mit sanfter Stimme.

November senkt den Kopf. Sie beißt sich auf die Lippe. Sie gehorcht.

»Nein!« Ich komme wieder auf die Füße, stolpere beinahe über Jeannies Rumpf. Die Rüstung scheppert laut. »Verdammt, lass die Finger von ihr!« Ich senke den Kopf und renne wie ein Stier gegen Cenn Crúachs Rücken. Er lacht. Nimmt mich in den Schwitzkasten und

würgt mich. Ich sehe Sterne. So schlank er auch aussieht, er ist stark, viel stärker als ein Mensch. Ich zapple wie ein Kaninchen in der Schlinge.

November schreit irgendetwas, was ich durch das Rauschen in meinen Ohren nicht hören kann. Schlieren lassen meinen Blick verschwimmen, aber ich sehe den weißen Schemen, der sich aus seiner Erstarrung löst und auf Cenn Crúach stürzt. Er wehrt sie ab wie eine lästige Fliege und lacht dabei.

Und dann verstummt das Lachen. Er hört auf, mich zu würgen, lässt mich los. Steht starr und dreht den Kopf von einer auf die andere Seite.

Ich liege zu seinen Füßen, reibe mir den Hals, ringe nach Luft und folge seinen Blicken. November. Und November. Sie stehen Seite an Seite da und starren ihn wütend an. Entschlossen. Vollkommen identisch.

»Was ...?«, sagte er. Er klingt verblüfft, beinahe furchtsam.

»Komm und hole mich«, sagt die eine November. »Du hast einen Vertrag, Cenn Crúach. Du hast das Recht, dir deine Novemberbraut zu holen. Bitte. Greif zu.«

Er macht einen zögernden Schritt auf sie zu. Stöhnt wie unter Schmerzen. Hält inne, denn die andere beginnt zu sprechen: »Aber wähle klug. Nur eine von uns steht dir zu. Wenn du falsch wählst, brichst du den Vertrag. Du weißt, was das bedeutet? Du fährst zur Hölle!«

Die Worte treffen ihn wie ein Schwert, er krümmt sich zusammen und gibt einen lauten, gequälten Schrei von sich.

Ich lache, obwohl mir nicht zum Lachen zumute ist. Was für eine Show. Wer hat sich das ausgedacht? Das muss Samhain sein. Aber – welche von ihnen ist November? Ich kann sie nicht auseinanderhalten.

Mein Lachen scheint ein Fehler gewesen zu sein. Cenn Crúach beugt sich zu mir und legt die Hände um meinen Hals. Es ist eine Geste wie eine Liebkosung, aber seine Finger brennen wie kaltes Eis und nehmen mir die Luft, obwohl er kaum zudrückt. »Dein Liebster wird qualvoll sterben«, droht er. »Ich töte ihn hier vor deinen Augen, Novemberbraut. Aber vielleicht lasse ich ihm sein jämmerliches Leben, wenn ihr mir sagt, welche von euch die Richtige ist?«

»Sagt es ihm nicht«, rufe ich. Er beachtet mich nicht, drückt nur ein wenig fester zu. Mein Atem stockt, meine Glieder werden schlaff. Ich falle gegen den Thron und bleibe dort liegen. Ringe nach Luft. Noch lebe ich, aber der Tod schleicht auf leisen Sohlen näher.

»Ary«, ruft eine der beiden Novembers drängend, »du kannst dich wehren. Denk an Oliver Gribben!«

An wen?

»Édorian, es wäre jetzt an der Zeit, etwas zu unternehmen«, höre ich den Roshi sagen. Er sitzt hinter mir auf dem Thron, natürlich mal wieder im Lotossitz. Seine Hände liegen im Schoß. Von der Seite habe ich keine tatkräftige Hilfe zu erwarten.

Ich schließe die Augen und suche nach Zorn. Finde Angst, Schmerzen und Müdigkeit.

»Adrian!«, schreit eine Mädchenstimme. Sie schreit noch einmal, laut und schmerz erfüllt, dann erstickt der Schrei. Ich reiße die Augen auf. Der Schwarze hat eine der beiden Novemberbräute gepackt und presst seine Lippen auf ihren Mund. Sie hängt schlaff in seinem Griff. Es sieht aus, als wolle er ihr das Leben nehmen, wie eine Spinne ihr wehrloses Opfer aussaugt. Ihre Schwester hängt an seinem Arm, schlägt auf ihn ein, aber er beachtet sie nicht. Sie lässt von ihm ab und blickt mich an, fleht um Hilfe. *Sie* ist es – November. Cenn Crúach hat sich geirrt. Er hält Sam gepackt, die nur noch schwach in seinem Griff zuckt.

Zorn. Blutiger, dunkler, roter Zorn. Er spült wie eine Woge über mich hinweg und reißt mich mit sich. Ich springe auf, da ist nichts mehr von Mattigkeit oder Angst, und stürze mich auf den finsternen Geist. Er wird von meinem Ansturm überrumpelt, lässt sein Opfer los und schlägt nach mir.

Dieses Mal spüre ich seinen Schlag nicht. Ich höre mein Lachen, das vollkommen irre klingt. Durchgeknallt. Schrill und böse. Meine Hände legen sich um seine Kehle. Lange, grüne Nägel krallen sich in sein Fleisch. Dieses Mal gibt es auch Blut, das dort hervorquillt, wo die Nägel sich in seinen Hals bohren. Er gurgelt, packt meine Handgelenke, will meinen Griff brechen. Kann es nicht.

Er schreit erstickt, ein hoher, schriller Schrei. Mit seinem Schrei kehrt das Leben in das gerade noch wie tot daliegende Mädchen zurück. Sie lässt sich von ihrer Schwester aufhelfen, und beide stehen dort, Arm in Arm, und verfolgen mit angehaltenem Atem den Kampf.

Ich lache immer noch. Der blutige Nebel vor meinem Blick macht mich stark. Ich will ihm die Nase abbeißen, seine Augen herausdrücken und wie Weintrauben essen. Ich will sein Herz herausreißen und darauf herumtrampeln, ich will seinen Kopf abschrauben und ihn als Fußball benutzen, ich will ...

Sein Körper verliert Substanz, wird durchscheinend.

»Bleib hier und kämpfe wie ein Mann, du Feigling«, ruft der Joker und lacht und lacht und lacht.

Cenn Crúach windet sich aus dem Würgegriff, weicht zurück. Sein Körper hat kaum noch etwas Menschliches, er erscheint riesig und plump, so massiv wie ein Bär oder ein Troll, mit einem schwarzen, groben Gesicht, aus dem glühende Augen starren. Und das Wesen fürchtet den Joker. Es weicht weiter zurück und kommt dabei den beiden Novemberbräuten näher, die wie auf ein geheimes Kommando die Arme ausbreiten und seinen Rückzug aufhalten. Er weicht vor ihnen zurück, als seien sie giftig.

»Mach ihn fertig«, sagt die eine. »Jetzt, Ary. Erledige ihn«, die andere. Beide sehen mich mit weit aufgerissenen Augen an. Ich scheine sie zu verstören. Das freut mich. Ich liebe es, wenn mein Anblick andere schockiert – erst recht, wenn diese anderen hübsche Mädchen sind.

Ich lächle die beiden an, werfe ihnen eine Kussband zu und widme mich dann meinem Feind. Der rafft den letzten Rest seiner schwindenden Kraft zusammen und hebt die ungeschlachten Fäuste. Zu lange hat er kein Blutopfer mehr bekommen. Ich kann sehen, wie die Kraft aus ihm heraussickert. Er hat einen Fehler gemacht. Er war zu gierig.

»Du hast die falsche Braut geküsst, du verdammter Idiot«, sage ich zu ihm, schlage seine Fäuste beiseite und reiße ihm das Herz aus dem Leib. Ich hebe es hoch über meinem Kopf, lasse das Blut auf mein Gesicht tropfen. Es zuckt wie ein kleiner, verängstigter Vogel. Ich werfe es hoch in die Luft und schleudere es dann mit einem gezielten Rückhandschlag auf den Thronsz. Einen Augenblick lang erstarrt die Szenerie, dann bricht die Hölle los.

Das Haus stößt einen knackenden, stöhnenden Schrei aus Stein aus. Gebälk zerbricht mit lautem Knall. Ziegel und Steine fallen herab. Die Mauern wanken und stürzen. Das Haus bricht über uns zusammen.

Ich liege mit einer der beiden Novembers halb unter, halb hinter dem Thron und warte, dass es vorbei ist. Steine und Balken donnern mit ohrenbetäubendem Lärm um uns herum zu Boden, aber sie treffen uns nicht. Wir liegen, atmen und warten. Ihre Hand berührt meine Finger. Ihre Lippen bewegen sich. »Gut gemacht«, kann ich lesen.

Ich lächle ihr zu. In ihren Mondaugen sehe ich mein Spiegelbild. Adrian. Nicht mehr der Joker. Das beruhigt mich. Ich drücke ihre Hand und lege den Kopf auf den Boden. Entweder sind wir gleich vollkommen verschüttet oder es wird noch einen Weg hinaus geben. Es ist mir gleichgültig. Ich bin so müde ...

Der Staub legte sich unendlich langsam. Immer noch polterten Steine von den eingestürzten Mauern herab, krachten Balken in sich zusammen, weil das tonnenschwere Gewicht der Schuttmassen auf ihnen lastete. Ich hustete mir die Lunge aus dem Leib. Mein Gesicht, meine Kleider – alles war voller Staub und Mörtel.

Neben mir krabbelte November in ihrem ehemals weißen Kleid ins Freie. Sie hustete, schniefte und wischte sich mit den Fetzen ihres Schleiers übers Gesicht. »Wasser wäre gut«, sagte sie und spuckte aus.

Ich reckte mich und überprüfte im Schnelldurchlauf, ob noch alle Knochen heil waren. Außer einigen Blutergüssen und Schrammen hatte ich den sagenhaften Einsturz des Herrenhauses aber wunderbarerweise unverletzt überlebt. »Ist alles in Ordnung mit dir?«, fragte ich November.

Sie zerrte mit gerunzelter Stirn an dem schmutzig grauen Kleid herum. »Ich hasse diesen Fetzen«, hörte ich sie murmeln. »Aber ich kann ja schlecht in Unterwäsche ...« Sie sah auf und lächelte mich an. Ein dicker, schwarzer Streifen zierte ihre Stirn und kleinere Schmutzflecken saßen gut verteilt auf ihrem hellen Gesicht. In ihren Haaren hing alles Mögliche. »Du siehst toll aus«, sagte sie. »Als hätte dich einer rückwärts durch einen Müllhaufen gezerrt.«

»Danke gleichfalls.« Ich grinste sie an, so erleichtert, dass ich hätte singen mögen. »Wir sind raus«, sagte ich. »Cenn Crúach ist fort.« Ich musterte den riesigen Schuttberg, vor dem wir standen. »Das Haus ist hin.«

November kam an meine Seite und betrachtete die Ruine mit zusammengekniffenen Augen. »Gute Arbeit«, sagte sie. »Ich habe Heathcote Manor nie gemocht.« Sie blickte mich an. »Das war eine eindrucksvolle Vorstellung. Wie hast du das mit den grünen Haaren hinbekommen?«

Mir wurde ganz schlecht. »Das muss dich doch abgestoßen haben«, sagte ich. »Der Joker ist unglaublich fies und widerlich.«

Ihre Augen blitzten. »Er war unglaublich großartig. Zack, hatte er den Bösen bei der Kehle. Zack, das Herz war draußen. Und gelacht hat er auch noch dabei. Er hat uns das Leben gerettet! Wenn ich gekonnt hätte, hätte ich ihm dabei geholfen, das Monstrum in kleine Stückchen zu zerlegen.« Sie zog die Lippen von den Zähnen wie ein knurrender Hund. Ich fand sie hinreißend.

»Gehen wir nach Hause«, sagte ich zögernd. Es klang beinahe verrückt. Man ging doch

nach so etwas nicht nach Hause, unter die Dusche und ins Bett!

Sie drehte sich von mir weg und sah zur Klippe. »Lass uns noch einen Blick aufs Meer werfen«, bat sie. Ihre Stimme verlor jedes Lachen, jede Härte. Sie klang weich und ein bisschen verloren.

Ich folgte ihr. Natürlich, ihr ... nein, es war doch gar nicht der Lieblingsplatz dieser November! Das war der Platz ihrer Großtante, die mein früheres Ich nicht mehr hatte retten können. Mir schossen Tränen in die Augen.

November stand schon am Felsabbruch und sah hinunter. Es war nicht mehr winterkalt, die Luft duftete nach Frühling und dem Meer, aber das Mondlicht zog immer noch seine eisige, silberne Bahn über die Wellen. November seufzte und nahm meine Hand.

»Gehen wir, Master Adrian?«

Ich fuhr heftig zusammen. Aus dem Schatten trat der Bestattungsunternehmer, den Zylinder akkurat und gerade auf seinem Kopf. Sein bleiches Gesicht schimmerte wie ein Fischbauch.

November regte sich nicht. Ihr Blick blieb auf die Bahn aus weißem Mondlicht gerichtet.

»Ich denke, ich möchte jetzt nach Hause gehen, Mr Moriarty«, erwiderte ich geduldig.

»Ich bin müde und November sicher auch.«

Er nahm seinen Zylinder ab und drehte ihn unschlüssig in den Händen. »Master Adrian«, sagte er und stockte. »Ah, ich fürchte ... da ist eine winzig kleine Unstimmigkeit ... etwas, das Sie wissen sollten ...« Er schnappte nach Luft und blickte Hilfe suchend um sich.

»Sprechen Sie, Mr Moriarty«, forderte ich ihn auf, nun etwas weniger geduldig. Ich wollte nach Hause. Ich wollte Jontys leises Schnarchen hören und das Klappern von Tobys Tastatur. Ich wollte noch einen Abstecher in die Küche machen, eine Flasche eiskaltes Wasser in mich hineinschütten, dann eine heiße Dusche nehmen und endlich schlafen. So zerschlagen, wie ich mich fühlte, würde ich wahrscheinlich erst rund um Mittsommer wieder aufwachen.

November rührte sich. »Adrian ...«, sagte sie, seufzte und verstummte. »Mr Moriarty, Sie müssen es ihm sagen.«

»Du kannst ihn sehen?« Mir wurde kalt. »Was muss er mir sagen?«

Er räusperte sich rau. »Ich habe die unbedingte Anweisung, Sie mit mir zu nehmen.« Seine Stimme klang entschuldigend. »Mein Handlungsspielraum ist begrenzt, Master Adrian. Ich darf Sie nicht länger hier herumlaufen lassen.« Er deutete auf den Horizont, wo der Mond langsam in die Wellen tauchte. Die Straße aus Licht lief wie mit dem Lineal gezogen auf uns zu. »Dort entlang, wenn ich bitten darf.«

Ich lachte und sah November beschwörend an. »Ich träume das doch, oder?«

Sie erwiderte meinen Blick. Schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, wir müssen jetzt gehen«, sagte sie. »Es tut mir leid, Adrian.«

Ich verschränkte die Arme fest vor der Brust. »Wo ... wo ist die andere?«, fragte ich.
»Du weißt schon, deine Doppelgängerin. Also, eigentlich ist sie ja deine ...«

»November ist zu Hause in ihrem Bett«, erwiderte sie. »Morgen wird sie sich an einen wirren Traum erinnern und nach und nach vergessen, was geschehen ist. Es ist gut so.«

Meine Gedanken rasten und kamen dann plötzlich vollkommen zum Stillstand. In meinem Kopf herrschte völlige Leere. Dann, langsam, schmerzhaft, kam die Erkenntnis.

»Samhain. Novembers Großmutter. Ms Vandenbourgh?«

Sie lächelte schwach. »Ich bin Sam. Die Großmutter kommt erst später.« Sie zuckte die Achseln. »Oder ist längst vergessen. Der Ablauf der Zeit ist kein Konzept, das Geister wie dich und mich wirklich betrifft.«

Ich schluckte. Meine Kehle war so rau und trocken, dass es sich anfühlte, als steckte ein dicker Backstein in meiner Kehle. »Geister.« Geister. Wie dich und *mich*?

Sie nickte mitfühlend.

»Darf ich stören?«, mischte Azrael Moriarty sich ein. »Bitte, der Mond geht gleich unter. Wir sollten uns beeilen.«

Ich trat hastig vom Rand der Klippe zurück. »Ich gehe nicht mit Ihnen«, rief ich. »Ich bin hier noch nicht fertig!«

»Du bist tot, Adrian«, sagte Sam. »Deine Familie beweint dich. Wohin willst du zurückkehren? In einen bereits zerfallenden Körper? Und selbst wenn du es schaffen würdest, dein Herz wieder zum Schlagen zu bringen ... du bist so krank, dass es doch nur eine Rückkehr auf Zeit wäre. Sei lieb, mein Junge. Komm mit.« Sie hob die Hand, reichte sie mir.

Ich wich noch weiter zurück. »Ich denke nicht daran.«

Moriarty mischte sich ein. »Seien Sie doch vernünftig, Master Adrian. Wenn Sie jetzt nicht mitkommen, müssen Sie hierbleiben, so wie Sie sind. Entkörperlicht. Sie wären verdammt, hier zu spuken, bis die Direktion entschieden hat, was mit Ihnen geschehen soll. Das ist ein sehr unangenehmer Zustand, wie ich mir habe sagen lassen.«

Ich wandte mich ab und kämpfte mit dem Orkan an Gefühlen, der mich nun schüttelte. Ich konnte nicht tot sein! Ich hätte es doch gemerkt – und selbst wenn, es war nicht fair. Ich hatte mich nicht einmal verabschiedet, nicht von November, nicht von meiner Familie ...

Eine federleichte Berührung ließ mich aufschrecken. Ich erwartete, Samhain zu sehen, aber es war der Roshi, der neben mir stand – und an seiner Seite grinste der Joker mich an.

»Édorian, sei nicht bockig«, sagte der Roshi. »Geh mit ihm. Deine Uhr ist abgelaufen. Du hast gewusst, dass das jeden Augenblick geschehen kann. Deine Aufgabe ist gelöst, dich bindet hier nichts mehr.« Er sah mich so sanft und mitfühlend an, dass mir ein Kloß in den Hals stieg.

»Altes Sabelmaul«, sagte der Joker. Er zischte und stieß mich mit seinem spitzen

Zeigefinger an. »Lass ihn reden, Kumpel. Gib dem Sargträger einen Tritt in den Arsch und schick ihn damit über die Klippe. Er hat dir nichts zu befehlen.« Er grinste und zeigte Moriarty den Mittelfinger.

Der Bestattungsunternehmer wuchs in die Höhe. Seine Gestalt veränderte sich, er breitete schwarze Schwingen aus, die den Himmel bedeckten, sein nachtdunkles Haar flatterte in einem unsichtbaren Wind und sein strenges, blasses Antlitz verdeckte die Sterne. Ich sah das Schwert in seiner Hand und biss mir auf die Lippe. Niemand streitet mit dem Todesengel.

»Folge mir, Adrian Smollett«, dröhnte seine Stimme wie ein Tempelgong, wie ein Chor aus tausend Stimmen.

»Fick dich«, sagte der Joker. Er nahm meinen Arm und krallte seine Finger hinein. »Kumpel, sie haben dir deine Rechte nicht vorgelesen. Solange sie das nicht getan haben, musst du gar nichts.«

Ich schnappte nach Luft. »Rechte?«

Der Engel holte tief Luft. Ich erwartete einen donnernden Befehl, dem ich Folge leisten würde, weil ich meine Widerstandskraft dahinschwinden fühlte wie eine Eisscholle in der Karibik. Ich blinzelte.

»Also gut«, sagte Moriarty. Seine Schwingen schrumpften hinter seinen Rücken zurück, seine Erscheinung wirkte plötzlich wieder blass und unauffällig. Er setzte seinen Zylinder auf und zog ein abgegriffenes Notizbüchlein aus der Tasche seines Gehocks. Dann setzte er einen Kneifer auf, blätterte in dem Büchlein herum und sah mich streng über seine Augengläser hinweg an. »Adrian Smollett«, sagte er. »Hiermit verlese ich Ihre Rechte. Hören Sie bitte gut zu, ich lese Sie Ihnen nur einmal vor.«

Ich stehe vor dem Kutscherhaus. Ein dickes Auto mit Londoner Kennzeichen hält an, der Schlag springt auf. Ein Mädchen von vielleicht fünf Jahren springt heraus und rennt zur Haustür. »Opa«, ruft sie. »Opa-Opa, wir sind da!«

Die Haustür öffnet sich und ich sehe Jonathan. Sein Bart ist grau, er ist vollkommen kahl und er hat ganz schön zugenommen. Er beugt sich vor, strahlt über das ganze Gesicht, breitet die Arme aus. Das Mädchen springt auf ihn zu und in seine Umarmung.

Hinter Jonathan tritt mein Vater aus der Tür. Auch er ist älter, grauer, faltiger – und er lächelt mich an.

Nein, nicht mich. Hinter mir steht jemand, geht durch mich hindurch. Ich sehe seinen Rücken. Er hat dunkle Haare, einen kurzen Bart, trägt schicke Klamotten. Er umarmt Toby, dann Jonathan.

»Gratuliere zur erfolgreichen Ausstellung«, sagt Toby. »Ich habe den Bericht in der *Times* gelesen. Du bist ein Star.« Er klingt so stolz, als wäre er der Vater des Unbekannten.

Ich fühle einen spitzen Stich von Neid.

Der jüngere Mann lacht. »Es war wirklich ganz nett«, sagt er. »Die Leute stehen anscheinend nach wie vor auf Augenbilder.«

»Wo ist deine allerliebste Frau?«, höre ich Jonathan fragen.

Der Mann deutet zum Auto. »Sie sucht Sams Knuddelhasen, er ist unter den Sitz gerutscht.« Er wuschelt dem Mädchen durch die Haare, sie strahlt zu ihm hoch und lehnt sich an seine Knie.

Sein Blick streift mich. Einen Augenblick lang sehen wir uns an. Sehen uns. Erkennen uns. Er senkt kurz die Lider, bestätigend. Sich erinnernd. Lächelt.

Ich schnappe nach Luft, aber ehe ich etwas tun oder sagen kann, krabbelt eine dunkelhaarige Frau rückwärts aus dem Auto und richtet sich auf. Sie schwenkt einen hellblauen Stoffhasen und ruft: »Toby, Jonty! Hallo, ihr beiden!«

Ich vergesse alles um mich herum. Das ist die Frau, die ich ... die dieser Mann geheiratet hat? Aber ...

Ich schüttelte mich und protestierte: »Aber wo war November?«

Mr Moriarty räusperte sich ärgerlich. »Unterbrechen Sie mich nicht, Master Adrian. Bitte!« Er murmelte und blätterte. »November Vandebourgh«, sagte er. »Hier. Sie wird mit einem gewissen James Hewett nach Neuseeland ziehen, um dort Schafe zu züchten.« Wieder ein Blick über seinen Kneifer hinweg. »Dürfte ich dann fortfahren?«

Ich nickte, winkte ihm schwach zu. Mit Jamie Hewett? Sie geht mit Jamie Hewett nach Neuseeland?

Der Rishi stieß mich an. »Hör zu«, flüsterte er. »Du kannst nur einmal wählen!«

»Du hast es selbst in der Hand.« Toby steht in Hut und Mantel in der Tür. »Ich habe dir jede nur erdenkbare Chance gegeben. Ich kann nicht mehr.« Er dreht sich um. »Du solltest dir Hilfe suchen. Professionelle Hilfe. Ich kann dir nur diesen Rat geben. Ich halte es jedenfalls nicht mehr aus. Wenn du dich unbedingt totsaufen willst, dann ist das deine Entscheidung.« Er wirft noch einen Blick zurück, sein Gesicht ist fremd und distanziert. »Aber du bringst ihn damit nicht zurück. Er hätte das nicht gewollt, Jonathan.« Die Tür schlägt zu. Es klingt wie ein zufallender Sargdeckel. Der Mann am Tisch vergräbt das Gesicht in den Händen.

Ich zitterte. Ich stand in der Nacht, im Licht des untergehenden Mondes, über mir deutete ein heller werdender Himmel das Nahen der Morgendämmerung an. Ich hätte mich am liebsten irgendwohin verkrochen.

»Das sind die Alternativen?«, sagte ich zu Moriarty. »Nichts anderes? Ich lebe weiter, aber ohne November – oder ich bin schuld daran, dass Jonathan vor die Hunde geht? Was

ist denn das für eine Auswahl?«

Der Bestattungsunternehmer steckte sein Büchlein fort und rückte den Zylinder zurecht. Dann zog er eine Uhr aus der Tasche, ließ sie aufspringen und blickte ostentativ darauf. »Also bitte? Ihre Entscheidung, Master Adrian?«

Ich wendete mich fragend zum Roshi. Der erwiderte meinen Blick so ausdruckslos, dass sein Gesicht wie eine dieser japanischen Theatermasken wirkte. Der Joker machte Grimassen über seine Schulter. »Lass dich nicht irremachen, Kumpel«, zischelte er und warf einen übertrieben geheimnistuerischen Blick zu Moriarty. »Junge, die wollen dich nur reinlegen, glaub mir das doch!«

Ich vergrub das Gesicht in den Händen. »Wenn ich mit Ihnen gehe«, sagte ich, »sehe ich dann November wieder?«

»Diese Auskunft darf ich Ihnen nicht geben«, erwiderte er pedantisch.

»Klar siehst du sie wieder«, warf der Joker ein. »Das ist so klar wie nur was. Sie wartet schließlich dort auf dich.«

November. Meine November. Für sie war ich hundert Tode gestorben. Sie wartete dort drüben auf mich.

»Adrian«, sagte Samhain. Sie stand so still und reglos dort am Rand der Klippe, dass ich sie vollkommen vergessen hatte. »Adrian, sie hat schon so lange gewartet.« Ich hob den Kopf und der Roshi nickte beinahe unmerklich. »Wir haben darüber gesprochen, Êdorian«, sagte er.

Ich holte tief Luft und lachte. Klopfte dem Joker auf die Schulter. Der grinste und schnippte mit den Fingern.

»Mr Moriarty«, sagte ich. »Danke, dass Sie mir meine Rechte vorgelesen haben. Ich möchte der Direktion hiermit meine Entscheidung mitteilen.«

Azrael, der Todesengel, stand vor mir, groß wie ein Baum, schwarz wie die verdämmernde Nacht, mit Flügeln, in deren Gefieder in allen Schattierungen der Nacht kleine Sterne blitzten. Sein Schwert war schwarz und so scharf, dass es den Wind in Streifen schnitt. Er sah mich ernst an, aber ein winziges Lächeln verbarg sich in seinen Mundwinkeln.

»Ich bleibe«, sagte ich.

Azrael nickte. »Ich habe deine Entscheidung vernommen, Adrian Smollett. Sie wird hiermit ins Buch eingetragen.« Er hob die Hand, als wollte er einen Vorhang beiseiteschieben.

»Einen Moment noch«, rief Samhain. Sie nahm meine Hand und zog mich beiseite. »Ich grüße sie von dir«, sagte sie. »Ich freue mich darauf, sie endlich wiederzusehen. Wir waren so lange getrennt.« Sie lächelte mich an und küsste mich auf die Wange, federleicht. »Danke für alles, Adrian. Und wir warten auf dich. Wir haben alle Zeit der Welt.«

Sie ließ mich los und winkte dem Engel zu. »Gehen wir also, Mr Moriarty.«

»Sehr wohl, Mistress Samhain«, erwiderte der Bestattungsunternehmer. Er lüpfte seinen Zylinder in meine Richtung und sagte mit grämlicher Miene: »Ich erwarte Sie dann später, Master Adrian.« Er reichte Sam den Arm, sie hängte sich bei ihm ein.

Ich sah zu, wie die beiden über die Klippe traten. Die langsam verglühende Bahn aus Mondlicht trug sie wie eine Brücke, die sich über das Meer spannte. Während sie darauf entlangschritten, verblassten ihre Gestalten und verschwanden. Sie waren fort.

Am Horizont glänzte der Widerschein der aufgehenden Sonne und tauchte den Himmel in geisterhafte Farben. Ich sah noch eine Weile aufs Meer, dann drehte ich mich um. Nach Hause. Was würde ich dort vorfinden?

Zu meiner Überraschung standen der Roshi und der Joker immer noch da und beobachteten mich. Ich hatte gedacht, dass die beiden verschwunden sein würden.

Ich ging zwischen ihnen durch das Trümmerfeld, das einmal Heathcote Manor gewesen war. Die Ruine war vollkommen überwuchert. Zwischen den Trümmerhaufen wuchsen kleine Bäume. Es sah nicht so aus, als wäre das Haus in dieser Nacht erst zusammengekracht.

»Und jetzt?«, fragte ich.

Der Roshi hob die Brauen, der Joker tänzelte ein paar Schritte voraus.

»Ich meine – bin ich jetzt gesund? Oder bin ich immer noch tot und spuke herum?«

Der Roshi zuckte die Achseln. »Du hast gewählt«, sagte er. »Was du gewählt hast, weißt nur du.«

Ich blieb stehen. »Moment mal«, sagte ich ein bisschen ärgerlich. »Du hast mir die Sache doch erklärt. In dieser Realität lebe ich, in einer möglichen anderen Realität bin ich tot.«

»Ja«, sagte der Roshi. »In sehr vielen möglichen Realitäten bist du tot. In den meisten bist du nie geboren worden. In manchen bist du als kleines Kind gestorben. In vielen Realitäten sind deine Eltern niemals erwachsen geworden, deine Großeltern im Krieg gestorben. In der einen oder anderen Realität ist der Mensch nie zu einem Modell geworden, das sich durchsetzt, und hier leben immer noch Dinosaurier als die beherrschende Spezies. In vielen Realitäten existiert diese Welt nicht. In der einen oder anderen Realität ist das Universum kurz nach dem Urknall wieder in sich zusammengekracht.« Er lächelte mich an. »Du hast gewählt«, wiederholte er.

»In meiner Realität werde ich mich mit November anfreunden«, sagte ich entschlossen. »Ich werde sie endlich ordentlich kennenlernen, so wie sie heute ist. Vielleicht verlieben wir uns ja doch noch richtig ineinander. Und ich werde Jamie Hewett mit einem Fußtritt nach Neuseeland kicken, wenn er das nächste Mal meinen Weg kreuzt.«

»Das ist die richtige Einstellung«, grinste der Joker und schlug mir auf die Schulter.

Wir näherten uns der Mauer zum Nachbargrundstück. Ich konnte das beleuchtete Küchenfenster sehen. Jemand war in der Küche und hantierte am Herd. Jonathan. Ich schluckte und rieb mir über die Augen.

»Warum seid ihr beide noch hier?«, fragte ich den Roshi. »Ihr seid doch bloß Halluzinationen. Wenn ich jetzt wirklich gesund bin, müsstet ihr doch verschwunden sein.«

Der Joker und der Roshi sahen sich fragend an. Dann zuckte der Roshi wieder fatalistisch mit den Schultern und sagte mit der Stimme des Bestattungsunternehmers: »Wenn Sie es sagen, Master Adrian.«

Sie waren fort.

Ich kletterte über die Mauer und lief auf die Gartentür zu. Es roch nach Kaffee.

Hinter mir verblasste die Erinnerung an alles, was geschehen war. Über der Ruine ging die Sonne auf.

*

Jonathan hatte eine Schürze umgebunden und piff im Duett mit dem Wasserkocher leise vor sich hin. Er stellte Geschirr auf ein Tablett und sah vollkommen unausgeschlafen, aber gleichzeitig hellwach aus. Er stand doch nie vor Sonnenaufgang auf, was war los?

Ich fragte gerade: »Was hat dich denn so früh aus dem Bett geworfen?«, als ich bemerkte, dass jemand an unserem Küchentisch saß. November. Ich starrte sie an wie einen Geist. Sie kämpfte mit den Tränen und wischte sich jetzt mit einer ungeduldigen Geste über die Augen. »Hallo Adrian.« Sie lächelte ein bisschen gezwungen. »Ich musste mit jemandem reden.«

Jonathan hörte auf zu pfeifen, brummte beruhigend und stellte eine Tasse vor sie hin. Ich konnte sehen, dass er es sich gerade so eben noch verkniff, November über den Kopf zu streichen. »Trinken Sie einen Schluck, Ms Vandebourgh«, sagte er. »Möchten Sie ein Brot? Oder ein Spiegelei?«

Sie nahm die Tasse zwischen beide Hände und lächelte zu ihm auf. Es sah sehr viel weniger gezwungen aus als das Lächeln, das sie mir geschenkt hatte. »Danke, ich habe keinen Hunger, Mr Magnusson. Und könnten Sie mich bitte duzen? Ich fühle mich sonst so ...« Sie verschluckte das letzte Wort, aber es hatte so ähnlich wie »allein« geklungen.

Jonathan tat es jetzt doch. Er strich ihr über den Kopf und November brach in Tränen aus. Ich sah zu, wie Jonty das tat, was ich gerne getan hätte: Er nahm sie in die Arme, wiegte sie und brummte beruhigend. Ich wusste aus eigener Erfahrung, wie gut es tat, wenn Jonathan das machte, und setzte mich still an den Tisch. Mein Tee war süß und heiß, ich trank und versuchte, meine wirren Gedanken zu sortieren.

Jonathan sah mich über die weinende November hinweg an. »Ihre Großmutter ist gestorben«, murmelte er.

Mein Herz stolperte. »Sam«, sagte ich unwillkürlich.

November schiefte und setzte sich wieder auf. Sie wühlte in ihrer Jackentasche herum. Jonty schob ihr wortlos die Küchenrolle hin, von der sie sich mit dankbarem Nicken ein paar Blätter abriss. Sie putzte laut ihre Nase, zerknüllte die Tücher und warf sie mit Schwung in den Abfalleimer unter der Spüle. »Danke. Ihr seid so lieb. Es tut mir leid, dass ich Sie aus dem Bett geholt habe, Mr Magnusson.«

»Jonathan«, sagte Jonty. »Das ist in Ordnung, November. Ich hätte sonst nicht mitbekommen, dass Ary nächtliche Spaziergänge unternimmt.« Ein strenger Blick traf mich. »Du weißt, dass du dich schonen musst. Deine Ärztin reißt mir den Kopf ab, wenn ich nicht auf dich aufpasse. Eine gerade überstandene Lungenentzündung ist kein Schnupfen!«

Ich öffnete den Mund, fasste unwillkürlich an meine Schläfe, wollte protestieren, wusste aber nicht, wogegen. Ich schüttelte den Kopf. »Es geht mir prima. Ich wollte nur den Sonnenaufgang über dem Meer fotografieren.« Mein Blick fiel wieder auf November, die still und in sich gekehrt ihren Tee trank. »Das tut mir leid mit deiner Großmutter.«

November atmete tief. »Ich habe sie ja kaum gekannt«, gab sie zurück. »Aber es ist ein komisches Gefühl. Jetzt habe ich niemanden mehr, zu dem ich gehöre.« Ihr Gesicht verzerrte sich, aber ihre Augen blieben trocken. »Nächsten Monat soll ich zurück aufs Internat. Ich will da nicht mehr hin. Die wissen alle, dass ich in der Klapsmühle gewesen bin und dass meine Eltern und meine Geschwister verunglückt sind. Ich kann nicht zurück in meine alte Klasse, sondern muss zu den Jüngeren. Ich ertrage das nicht, dass sie Mitleid haben werden und mich anlotzen wie einen Freak und flüstern und ... und ...« Sie vergrub das Gesicht in den Händen.

Jonathan beugte sich vor und legte beruhigend seine große Hand auf ihre Schulter. »Wer ist dein Vormund? War es deine Großmutter?«

Sie schüttelte den Kopf. »Tante Eliette«, sagte sie erstickt. »Die beste Freundin meiner Mutter. Sie will unbedingt, dass ich aufs Internat zurückgehe. Und sie hat ja recht, ich kann doch nicht hierbleiben. Ich will es auch nicht.«

Jonty warf mir einen kurzen Blick zu. »Ich rede mit ihr«, sagte er. »Wir finden eine Lösung.«

November hob den Kopf und sah ihn so dankbar und voller Zuneigung an, dass ich mir wünschte, ich wäre an seiner Stelle. Ich machte eine unwillkürliche Bewegung, die meinen Löffel vom Tisch beförderte. »November kann bei uns wohnen«, platzte ich heraus. »Wir haben doch Platz für vier in der Londoner Wohnung!«

Jonathan brummte nachdenklich. »Langsam, junger Fant«, sagte er. »Dein Vater ist auch noch da und hat ein Wort mitzureden. Ms Burges als Novembers Vormund auch. Und ob es

November gefallen würde, in unserer Männerwirtschaft zu leben ...«

Sie hatte den Kopf gesenkt und starrte auf ihre Hände, die auf der Tischplatte ruhten. Es war mir peinlich, über ihren Kopf hinweg einen Vorschlag gemacht zu haben, der sie so sehr betraf. Wir kannten uns doch kaum!

Wir lieben uns seit Jahrhunderten, flüsterte ein Stimmchen in meinem Kopf. *Wir sind unzählige Male gemeinsam gestorben. Dies wäre unsere erste Gelegenheit, gemeinsam zu leben ...*

Ich betrachtete den Gedanken eine Weile, befand ihn für vollkommen abwegig, schüttelte den Kopf und konzentrierte mich wieder auf das Hier und Jetzt. »Sorry«, sagte ich zu November. »Das ist mir so rausgerutscht. Ich wollte dich nicht bedrängen oder so.«

Sie sah mich endlich an und lächelte. »Nein, das war sehr, sehr lieb von dir, Adrian. Danke.«

Einige Atemzüge lang sahen wir uns in die Augen. Erkannten uns. November. Adrian. Jahrhundert um Jahrhundert, Tod um Tod ...

Dann verstrich der Augenblick und die Verbindung riss. November trank mit einer entschiedenen Bewegung ihren Tee aus und stand auf. »Danke für alles«, sagte sie zu Jonathan. »Und noch mal Entschuldigung. Ich bin sonst nicht so aufdringlich.«

Jonathan war auch aufgestanden. Er legte ihr die Hände auf die Schultern und drückte sie kurz und herzlich an sich. »Wenn wir etwas für dich tun können, dann sag es uns. Und komm jederzeit her, du bist uns herzlich willkommen.«

Sie drehte sich zur Tür, ihre Augen schimmerten schon wieder feucht. Jonathan gab mir einen kleinen Wink, aber das hätte er nicht gemusst. Ich öffnete die Tür für sie und ging mit ihr durch den Flur und hinaus in den Garten. Dort standen wir eine Weile schweigend und sahen uns nicht an.

»Ich gehe dann mal nach Hause«, sagte sie schließlich. Zögerte, ging einen Schritt von mir weg, drehte sich mir wieder zu und sagte: »Ich hab mit Jamie Schluss gemacht. Gestern.« Sie zog die Schultern hoch. »Also, eigentlich hatten wir ja nicht richtig was miteinander. Aber er ... also, ich finde es zum Kotzen, wie er mit Schwächeren umgeht. Mit Jungs, die stottern oder schielen oder irgendwie ein bisschen unterbelichtet sind. Und er sagt gemeine Sachen über Schwu...«, sie stockte, »... über Leute, die anders sind.« Ihr Gesicht verzog sich zornig. »Jedenfalls ist er mir ganz schön auf die Nerven gegangen. Ich hab ihm gesagt, er soll sich eins von den Dorfmadchen als Freundin nehmen, die sind allesamt scharf auf ihn. Und mich kann er im Mondschein besuchen.«

Ich bemerkte, dass ich grinste wie ein Idiot. »Schön«, sagte ich aus tiefstem Herzen. »Das freut mich!«

Das war nicht gerade eine Beileidsbekundung, aber sie schien sich daran nicht zu stören. Sie reichte mir die Hand, ich nahm sie und hielt sie fest.

»Hast du auch das Gefühl, dass sich etwas verändert hat?«, fragte sie. Leise, atemlos, ein bisschen ängstlich, dass ich Nein sagen könnte.

Ich nickte. »Als wäre über Nacht eine neue Welt entstanden«, versuchte ich mein seltsames Gefühl sehr unzureichend in Worte zu fassen.

Sie seufzte und sah zum Himmel. »Wird ein schöner Tag«, sagte sie. »Vielleicht wird ja doch alles gut.« Sie ließ meine Hand los. »Dein Stiefvater ist nett.« Sie beugte sich spontan vor und küsste mich auf die Wange. »Wir sehen uns!«

Ich blickte ihr hinterher, wie sie den Weg zum Dorf hinunterlief. Energische Schritte, hell flatterndes Haar, das im Licht der frühen Sonne glänzte wie Silber. Oh, ich glaubte, mir zerspränge das Herz. Ich liebte sie und ich wollte mein Leben mit ihr teilen – bis dass der Tod uns scheidet!

Das Knattern eines Motorrads riss mich aus meinen sentimentalischen Gedanken. Es war der Reporter vom *St. Irais Journal*, Milton Skegg. Ich hatte mich im Dorfladen ein paar Mal mit ihm unterhalten, er ist schräg und witzig und weiß alles über jeden. Ich winkte ihm zu und er drückte zur Antwort auf die quäkende Hupe seines Motorrollers. Dann war er vorüber und es war wieder still. Ein Vogel schimpfte wegen der Ruhestörung, der Wind brachte den Geruch von Salz und Algen vom Meer zu uns herüber.

November hatte recht, es würde ein wunderschöner Tag werden.

An der Haustür lehnte Jeannie – schockblaue Haare und ein orangefarbener Overall, mintgrüne Pumps, einen pinkroten Schal um den Hals. Aua.

»Na, Nervensäge«, sagte ich zu ihr.

Sie grinste und blies eine Kaugummibläse. »An die Arbeit, Faulpelz«, sagte sie und zerknallte die Blase. »Hopp, hopp. Dein Bild will fertig werden.« Sie zog meinen Lieblingspinsel aus der Tasche und warf ihn mir zu, gefolgt von einem wahren Bombardement aus Farbtuben und Borstenpinseln.

Schafft euch bloß nie einen Genius an, Leute. Die sind nervig und schwer wieder loszuwerden.

DIE AUTORIN



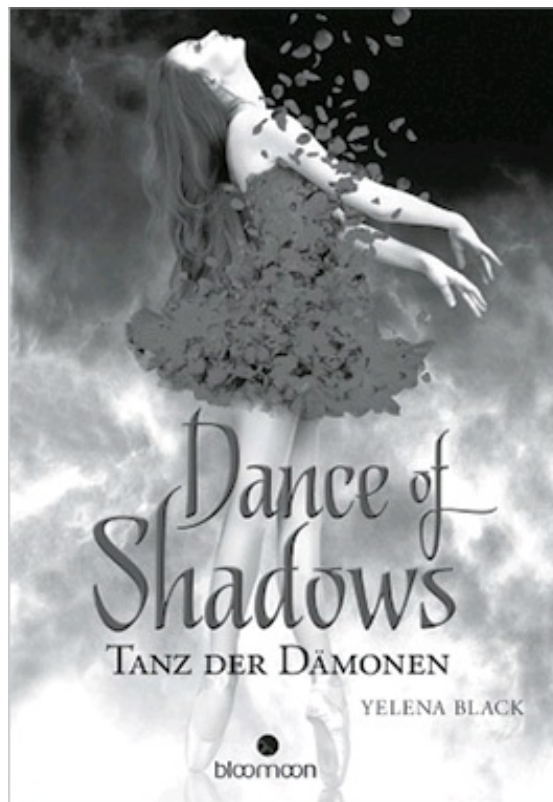
Susanne Gerdorf wurde 1958 in Düsseldorf geboren und ist am Niederrhein aufgewachsen. Nach einer Lehre als Buchhändlerin beschäftigte sie sich mit dem Theater und verbrachte einige Jahre als Schauspielerin und Regisseurin in Düsseldorf. Später begann sie Fantasy und Science-Fiction zu schreiben. Sie lebt und arbeitet seit 2008 wieder am linken Niederrhein.

Unter dem Pseudonym Frances G. Hill erschienen bei arsEdition ihre Romane »Sturm im Elfenland« und »Drachenhaut«.



bloommoon

...unendlich gut lesen



eISBN 978-3-8458-0149-0

»Tanze dein Leben« lautet das Motto an der New Yorker Ballettakademie. Doch wie soll Vanessa sich ausgerechnet an dem Ort auf ihre Karriere als Primaballerina konzentrieren, an dem ihre Schwester vor drei Jahren spurlos verschwand? Gemeinsam mit ihren Freunden Steffie, Blaine und TJ versucht Vanessa, dem Rätsel auf die Spur zu kommen, und gerät dabei in immer größere Gefahr. Denn beim Tanzen mit ihrem geheimnisvollen Partner ergreift etwas Dämonisches von ihr Besitz. Vanessa muss um ihr Leben tanzen ...

Auch zu bestellen unter www.bloommoon-verlag.de

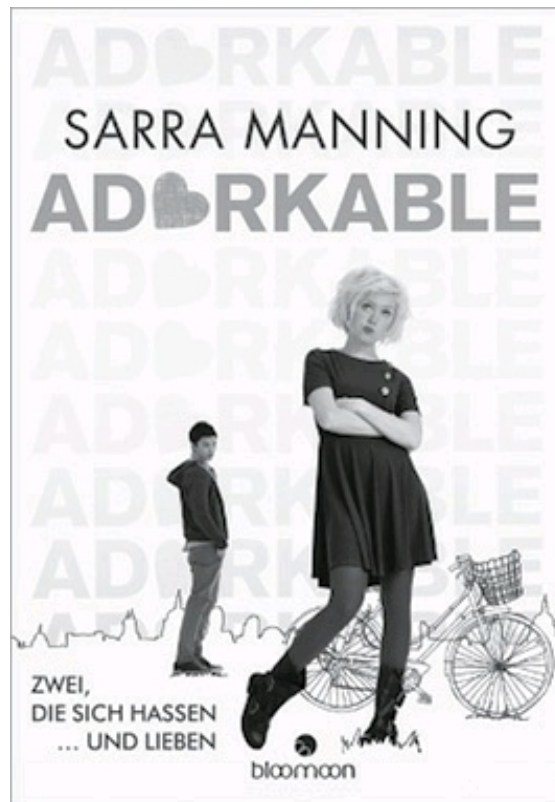


eISBN 978-3-7607-9839-4

Die 16-jährige Anna Rogan hat ein Geheimnis: Sie kann sich aus ihrem Körper herausprojizieren und so die entlegensten Winkel des Universums entdecken. Als Taylor, Annas Klassenkameradin, bei einem dramatischen Unfall ums Leben kommt und ihr Geist Annas Körper besetzt, wird die Lage bedrohlich: Anna ist in einer anderen Dimension gefangen und kann nicht mehr zurück in ihren Körper. Der Einzige, der ihr helfen kann, ist ihr bester Freund Rei, in den sie sich langsam zu verlieben beginnt. Doch auch Taylor versucht in Annas Körper Rei zu verführen

...

Auch zu bestellen unter www.bloommoon-verlag.de



eISBN 978-3-7607-9840-0

Jeane Smith und Michael Lee haben nichts gemeinsam. Er ist der Star des Fußballteams, Schülersprecher und der beliebteste Junge der Schule. Sie ist Außenseiterin, Freak, ein absoluter Dork in seltsamen Klamotten.

Doch was niemand ahnt: Jeane Smith und Michael Lee können nicht aufhören, einander zu küssen!

Die schönste und charmanteste Liebesgeschichte des Jahres und zugleich das Buch der Generation Facebook + Twitter.

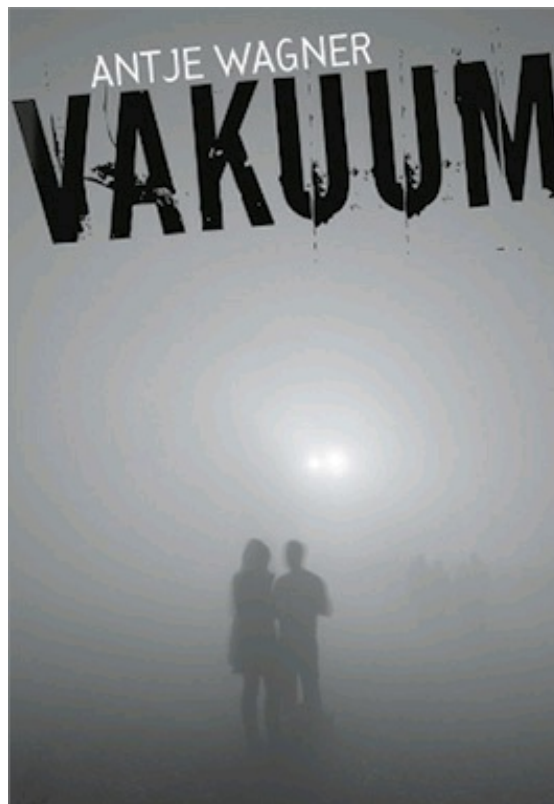
Auch zu bestellen unter www.bloomoon-verlag.de



eISBN 978-3-8458-0135-3

Die vierzehnjährige Franka ist der »Neuzugang« in Haus Eulenruh, einem Wohnprojekt für sieben Kinder und Jugendliche. Doch irgendetwas stimmt nicht in dem kleinen Elbdorf. Wieso schweigen die Erwachsenen so beharrlich, wenn man sie auf die düstere Ruinenlandschaft am Waldrand anspricht?

Auch zu bestellen unter www.bloomoon-verlag.de



eISBN 978-3-8458-0133-9

+++ 17. August, 15.07 Uhr: Stillstand +++

Tamara sitzt im Zug nach Mannheim: Sie will endlich mehr über ihre leibliche Mutter erfahren. Kurz dämmert sie ein und als sie die Augen wieder öffnet, steht der Zug und alle anderen Passagiere sind weg.

Alissa war auf der kleinen Insel nur kurz eingnickt, aber als sie aufwacht, ist alles anders. Ihre Freunde sind spurlos verschwunden, die Vögel zwitschern nicht mehr. Und als sie 110 wählt, ist die Leitung tot.

Tamara. Alissa. Leon. Hannes. Kora. Sie alle haben einen dunklen Fleck in ihrer Vergangenheit und erleben nun, was es heißt, allein zu sein.

Auch zu bestellen unter www.bloomoon-verlag.de